Sizilien und andere gegenden Italiens

Joseph Viktor Widmann

Sizilien

und andere Gegenden Italiens

Reisen mit Johannes Brahms

erzählt von

J. V. Widmann

Zweite, vom Verfasser durchgesehene Auflage
(Drittes Tausend)

Frauenfeld
Verlag von Huber & Co.
1903

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld.

Johannes Brahms

dem Unsterblichen.

Stelle her der goldnen Tage Paradiese noch einmal.

Aus der Kantate „Rinaldo" von Goethe,
komp. von Brahms (op. 50).



Inhaltsverzeichnis.



Eine Frühlingsfahrt durch Sizilien.





1.

Die alten Ideale.

Je älter wir werden, desto lauter erwachen in uns die Stimmen aus der Jugendzeit. Die Geister, die den Knaben umschwebten, aber vor den Stürmen der Leidenschaft des Jünglings, vor dem heißen Ringen des Mannes um die Güter des Lebens sich zurückgezogen hatten, treten jetzt, da es in und um uns stiller geworden, einer um den andern aus der Verborgenheit hervor wie Alpenfirnen, die der Dunst des Mittags bedeckte, der Abend erst entschleiert.

In jungen Jahren hatte ein erstes Auflodern meiner Seele dem Schönen und Großen gegolten, das jener Frühling der Welt, den wir Hellas nennen, hervorgebracht hat. Ich sage hiemit nichts Außerordentliches über mich und meine damalige geistige Beschaffenheit aus; wenn die Toten der Vorzeit einmal Heerführer werden sollten, ein jeglicher der Geister, die ihm mit besonderer Liebe ergeben waren, vor welcher nach tausend und tausend Millionen zählenden Heerschar würde Homer einherziehen! So wenig als die Sonne darf einen solchen Heros ein einzelner Nachgeborener als seinen eigenen Schutzgeist in Anspruch nehmen, wie heißen Dank er ihm auch auf dem Altar des jungen Herzens geopfert habe.

Und nun, nachdem dies selbe Herz länger als ein halbes Jahrhundert geschlagen, sind ihm die Genien Griechenlands wieder nahe wie in den Träumen der Knabenzeit. Auf jeder

weißen Wolke, die in der reinen Flur des Morgen- oder Abendhimmels über den winterlichen Fluren der Heimat nach Süden schwimmt, schifft sich mein Geist nach jenen Küsten ein, von denen der Welt die sonnenhelle und besonnene Kunst Apollos gekommen ist. Und wenn ich in die Dichtungen der Tragiker oder in Platos Philosophie mich endlich wieder versenke, so ergreift mich ein ähnlich freudiges Gefühl, wie es in Plutarch muß mächtig gewesen sein, als er zu einer Zeit, da es mit der alten Freiheit und Herrlichkeit der Griechen auch bereits vorüber war, in seinem biographischen Buche auf die unter Perikles ausgeführten Bauten und Bilder Athens zu sprechen kommt, auf „diese Werke, weithin glänzend in ihrer Größe und in den reizenden Umrissen unnachahmlich schön“, von denen er sagt: „... An Schönheit nämlich war alles schon von Anbeginn altertümlich; durch blühenden Reiz aber ist es auf diese Stunde frisch und neu; so webt ein frisches Leben darin, sein Ansehen ewig von der Zeit unberührt erhaltend, als wären die Werke von einem ewigen Frühlingshauch und nie alternder Seele durchdrungen.“ — (Plutarch, Perikles; Kap. 13.)

Indem ich nun dem griechischen Altertum gegenüber so fühle, ist mir eine der schönsten Lebenserinnerungen, daß mir vor vier Jahren die Berührung griechischen Bodens, zwar nicht in Griechenland selbst, aber in Sizilien gegönnt war. Und daß dies nicht ein Geringes ist, daß Sizilien einst wahrhaftiges Griechenland war, wird sich auch denjenigen Lesern der nachfolgenden Reisebeschreibung deutlich ergeben, die dies bisher vielleicht zu wenig bedacht haben. Indessen braucht niemand zu befürchten, auf diesen Blättern hauptsächlich ein Wandeln in den Spuren altgriechischer Kultur in Sizilien, oder gar archäologische Forschungen zu finden. Von dem Versuch, dergleichen zu bieten, hält mich schon das

Bewußtsein zurück, wie sehr ich bei all meiner Liebe zum griechischen Altertum in diesen Dingen bloß Dilettant bin. Aber ich wollte zu verstehen geben, warum mir persönlich von den zahlreichen Reisen, die ich nach Italien unternahm, die durch Sizilien in der Erinnerung die liebste ist, so daß ich mich seither zuweilen auf einem intensiven Heimweh nach der wunderbaren Insel betreffe und mir kaum vorstellen kann, daß ich die Tempel Girgentis nicht mehr sehen soll, nicht mehr das Meer soll rauschen hören, das einst die Flotten Athens nach Syrakus getragen!

Warum ich aber verhältnismäßig spät erst nach Sizilien gelangte, das lag bei meinem lieben verstorbenen Schwager, ohne dessen Begleitung ich mir, solange er lebte, eine Reise in Italien gar nicht denken konnte, während er selbst zu einer Fahrt nach Sizilien nicht zu bewegen war. Weshalb? dies auszuführen bedarf eines besondern Abschnittes.

2.

Völkerragout.

Die unüberwindliche Abneigung meines guten Schwagers gegen Sizilien beruhte auf seinem Mißtrauen gegenüber der dortigen Bevölkerung. Nicht daß er sich vor dem Brigantentum gefürchtet hätte, er, der durch die syrische Wüste geritten war und im Beduinenzelt gerastet hatte. Aber er war der Meinung, die Sizilianer würden ihn durch ihre bloße Existenz ärgern, etwa so, wie es einem, der auf Rasse hält, unangenehm ist, geringe Pferde und undefinierbare Hunde zu sehen. „Es kann ja auch gar nicht anders sein, als daß dieses Inselvolk die allerniederträchtigste Menschenhorde vorstellt", pflegte er zu sagen; „denn, wenn Mischvölker laut Versicherung aller Ethnographen und Historiker immer schlecht

ausfallen, wie ganz elend muß es um ein Volk bestellt sein, das sozusagen in des Teufels Retorte aus den chemischen Elementen aller Völker der alten und der neuen Welt zusammengebraut wurde. Zuerst die mythischen Ureinwohner, die mit Namen wie Cyklopen und Lästrygonen als Gastfreunde für fremde Besucher schlecht genug angeschrieben stehen. In der historischen Zeit heißen sie Sikaner, auch Sikuler, meinetwegen! man weiß nicht viel von ihnen, als daß schon im elften Jahrhundert v. Chr. Phönizier, also Semiten, zu ihnen segelten und sich unter ihnen niederließen wie die Juden im Elsaß. Dann kamen, vom achten Jahrhundert an, freilich die allerschönsten Griechen, Griechen von jenen guten Jahrgängen, die man Hellenen nennt, aber nun auch immer wieder aus dem nahen Afrika herüber die Karthager als natürliche Schirmherren der phönizischen Städte auf Sizilien, und so wogte Jahrtausende vor Stöcker und Ahlwardt ein Kampf von Semiten und Antisemiten durch die ganze Insel. Wie damals schon das sizilische Volk einen rechten Mann anekelte, zeigt der berühmte König Pyrrhus, der Römerbesieger. Er war der Schwiegersohn des Agathokles von Syrakus und schlug die Karthager in so vielen Schlachten, daß er die Insel von ihnen auf lange Zeit befreite. Aber nach allen seinen Siegen verließ er Sizilien wieder, weil es ihm verleidete, das von Parteihader und Egoismus zerfressene Volk zu regieren. Er war sein Lebtag ein reinlicher König gewesen und würde sich wohl auch für die Krone von Bulgarien oder Serbien bedankt haben."

Mein Schwager schöpfte einen Augenblick Atem, drehte sich eine Zigarette, setzte sie in Brand und fuhr in seiner historischen Abschreckungsskizze folgendermaßen fort:

„Die Römer, in Bezug auf Karthago die Hauptantisemiten der alten Welt, hatten sich inzwischen natürlich ebenfalls fest-

gesetzt auf Sizilien; sie haben wohl ins sizilianische Räuberblut jenen Schuß Grausamkeit gebracht, der sich im Tranchieren der Gefangenen bei lebendigem Leibe so hübsch kundgibt. Daß dann in der Völkerwanderung alle möglichen Büffelherden: Franken, Vandalen, Ostgoten, Byzantiner über die Insel hintrampelten, übergehe ich, weil ähnliches damals allerwärts vorkam. Aber eine große ernsthafte Geschichte war das zweite Semitenregiment auf Sizilien, die Herrschaft der Araber. Länger als ein Jahrhundert hat sie gedauert, in der Nachwirkung unberechenbar lang. Da macht auf einmal die Weltgeschichte den Witz, diesen mandeläugigen Menschen aus dem Lande Yemen flachshaarige Nachkommen der alten nordischen Wikinger, die Normannen, gegenüberzustellen. Der Farbeneffekt mag damals recht originell gewesen sein. Aber man denke sich den Niederschlag, das Depositum so verschiedenartiger Elemente in diesem sogenannten Volkskörper! Damit sind wir übrigens noch lange nicht fertig. Nun kommen mit den Hohenstaufen Schwaben von Tuttlingen und Stuttgart ins Land, mit Karl von Anjou die Franzosen, gegen die freilich in ahnungsvollem Schrecken der ebenerwähnte Volkskörper in der sizilianischen Vesper kräftig reagiert, es wird aber wohl zu spät gewesen sein. Endlich werden für ein paar Jahrhunderte gar noch die Spanier im Lande Meister; nun muß ich wirklich bitten: ist das alles nicht wie ein komisches ethnographisches Vexierbild, bei dem man fragt: Wo ist der Sizilianer?“

So ungefähr äußerte mein Schwager seine Abneigung, mit dem Volk auf Sizilien in Berührung zu kommen. Jede der genannten Nationen werde den Sizilianern hauptsächlich ihre schlechteste Eigenschaft vererbt haben, und wenn man hinzurechne, daß das Italienisch auf Sizilien ein häßliches Kauderwelsch sei, so tue man wahrhaftig besser, in der schönen

Toskana durch Städte voll Kunst und voll feiner höflicher Leute zu reisen, als mit den halbwilden Nachkommen zwanzig verschiedener Völkerstämme sich herumzuschlagen. Dabei blieb es.

Aber ebenso blieb mir immer gegenwärtig, was Goethe über „die Königin der Inseln“ an Frau von Stein einst schrieb: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele; hier ist der Schlüssel zu allem.“ Und an seinen Herzog: „Daß ich Sizilien gesehen, ist mir ein unzerstörbarer Schatz auf mein ganzes Leben.“

Als mir daher im Frühling 1893 Johannes Brahms den Wunsch aussprach, seinen 60. Geburtstag (7. Mai) irgendwo in der Stille zu begehen und mir zu solchem Zweck Sizilien als höchst geeignetes Wanderziel vorschlug, war ich zu einer Reise dorthin sehr aufgelegt und konnte dadurch, daß auch zwei uns befreundete Musiker aus Zürich (Dr. Friedrich Hegar und der Pianist Robert Freund) uns begleiten wollten, in den durch diesen Vorsatz hervorgerufenen angenehmen Vorstellungen nur bestärkt werden.

3.

Im Fluge bis Neapel.

Unser Reisequartett gedachte sich schon in Genua direkt nach Sizilien einzuschiffen. Als wir aber am 16. April, einem Sonntag, in Genua erfuhren, daß folgenden Tages nur ein ungarisches Schiff nach Sizilien abgehe, und Brahms mit scherzhaftem Stich auf den aus Ungarn stammenden Herrn Freund hervorhob, die Böhmen seien zwar, gemäß dem „Wintermärchen“ Shakespeares, eine seefahrende Nation, die Ungarn aber nicht, da pflichteten wir dieser Ansicht lachend bei, und so begab es sich, daß wir die Fahrt bis Neapel auf der Eisenbahn machten. Wenn bei dem einen oder dem andern

von uns dieser Entschluß durch die Scheu vor Seekrankheit vielleicht gefördert wurde, so ist es doch durchaus nicht notwendig, das einzugestehen. Denn niemand von uns hat später auf der Fahrt nach Palermo und zurück von Messina nach Neapel mit diesem gefürchteten Übel Bekanntschaft machen müssen, da wir immer stilles Meer hatten, wie überhaupt auf der ganzen Reise immer schönes sonniges und doch nicht zu heißes Wetter.

Wir brachten also jenen Frühlingssonntag in Genua und seiner nächsten Umgebung zu, fuhren am Morgen im Hafen spazieren und durchwanderten am Nachmittag das schöne feierliche Tal des Todes hinter Genua, eine wunderbar in den Hügelhalbkreis hineingebaute Nekropolis mit zahllosen plastischen Monumenten und bis hoch an den Berg hinanreichenden Mausoleen; der Abend fand uns auf der Promenade Acqua Sola und später oben in der Villa Negri bei dem phantastischen Wasserfall, und immer war über uns ein freundlicher blauer Himmel und ein gleichmäßig starker kühlender Luftzug bewegte die Zweige der großen afrikanischen Palme, die auf der Hügelspitze der Villa Negri steht.

Im Vorbeigehen, auf der Fahrt von Genua über Rom nach Neapel, nahmen wir Pisa mit, für zwei von uns eine jener lieben Repetitionen, bei denen man meistens noch mehr genießt als beim ersten Besuch. Mich freut besonders die stille, abgesonderte Lage dieser vier Wunder von Pisa. Auf einsamem, rasenbewachsenem Platze stehen Dom, Baptisterium und schiefer Turm, und gleich dahinter erstreckt sich der alte Campo Santo mit den Fresken Orcagnas. So haben wir diesen bevorzugten Fleck Erde vor zwölf, vor fünf Jahren gesehen, unverändert finden wir alles wieder und erhalten den Eindruck, als ob die Gegenwart mit verhaltenem Atem an dieser schlafenden Vergangenheit vorüberhuschte. Übrigens

die ganze Stadt mit ihren leeren Straßen hat etwas Verschlafenes. Nicht nur ihre mittelalterliche Größe ist unwiederbringlich dahin; auch was sie noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts war, bevorzugte Lieblingsstadt namentlich der Engländer, ist sie nicht mehr. Wer aber, vielleicht als Rekonvaleszent, ein tiefes Ruhebedürfnis in sich trüge, dem dürfte die verwunschene Stadt am Arno wohl gewähren, was er suchte. Und wenn zur Rekonvaleszenz ein gutes Glas Wein gehört, so ist unserm gedachten Genesenden nur zu wünschen, daß er am Arno-Ufer die kleine Trattoria entdecke, wo wir einem sehr großen Fiasco den Garaus machten. Es muß ein Monte Pulciano gewesen sein; wir haben auf Sizilien zwar auch brave Weine, aber nie einen von solcher Güte getrunken.

Dieselbige Nacht fuhren wir noch nach Rom, wo wir morgens sieben Uhr anlangten und nach rascher Erfrischung eine Rundfahrt durch die Stadt ausführten. Rom in drei Stunden — das klingt freilich barbarisch. Aber man soll auf der andern Seite auch nicht pedantisch übertreiben, nicht den Kunst- und Altertumspharisäer machen wollen, sondern einfach gestehen, daß man Bauwerke und Monumente, deren Formen man ohnehin längst durch zahllose Bilder und Photographien in sich aufgenommen hat, auch in relativ sehr kurzer Zeit doch einigermaßen genießen kann. Ich empfand das am deutlichsten in den Thermen des Caracalla, die ich bei meinen frühern Aufenthalten in Rom zu besuchen versäumt hatte. Diesmal schlossen wir sie in unsere Rundfahrt ein, verweilten dort eine gute Viertelstunde und empfingen den vollen Eindruck dieser gigantischen Überreste aus einer Zeit des üppigsten Cäsarenluxus. Man darf auch nicht vergessen, daß manche dieser alten Herrlichkeiten dicht beisammen liegen, so das Kapitol, dahinter das alte Forum Romanum, die berühmten Triumph-

bögen der Kaiser und das Kollosseum. Dann freilich hatten wir durch manche Straße zu fahren, bis wir den imposantesten Platz und Palast der Welt, den Vatikan mit St. Peter in der Mitte, erreichten. Ein kurzes Durchwandern des Petersdoms war alles, was wir uns hier gestatteten; doch auch diese flüchtige Auffrischung alter Eindrücke war erfreulich. Dann ging's über die schöne Piazza Navona zum Pantheon, nachher über Piazza Colonna zum Obelisk auf der Piazza del Popolo und zum Monto Pincio, endlich zur Fontana Trevi. Für diese dreistündige Wagenfahrt mit vier Herren verlangte der Kutscher, Trinkgeld inbegriffen, sechs Franken. Dabei hatte er uns auf jede Merkwürdigkeit unterwegs aufmerksam gemacht und sich als ein so gebildeter und gescheiter Mensch benommen, daß ich, neben ihm auf dem Bock sitzend, an seiner Unterhaltung das größte Vergnügen hatte.

Wie schön nun auch dieser Vormittag in Rom uns vergangen war — wir verließen die stolze, herrliche Stadt doch gern, da bereits in der vom Bahnhof zum Quirinal führenden Via Nazionale die Flaggenmaste aufgerichtet standen für den Empfang des deutschen Kaiserpaares und folglich die Bahnzüge aus allen Himmelsgegenden unzählige Neugierige herbeiführten, welche jenen nachher so glänzend ausgefallenen Festlichkeiten beiwohnen wollten. Und später würden sich dieselben Touristenströme auch nach Neapel wälzen. Da wurde uns unser Reiseziel, die große Insel, besonders lieb und wir jagten ihm in aller Eile zu.

Doch auch, was man nur als Mittel nebensächlich behandeln will, könnte sich einem in Italien leicht zu Zweck und Hauptsache verwandeln. Wie oft waren wir auf der wunderbaren Fahrt zwischen Rom und Neapel in Versuchung, auszusteigen, Palestrina, Frosinone zu besuchen oder in noch entferntere Felsenstädte der Sabiner- und Volskerberge zu

dringen. Auch in Italien müßte man, wie der tapfere Seume es durchführte, mit dem Tornister auf dem Rücken als wohlgemuter Fußgänger reisen. Mit der Eisenbahn das Land durchhastend, läßt man zu viel, und oft das Schönste, unbesehen am Wege liegen. Wäre nicht auch Capua einen Tag wert? Schon um Leutholds „Hannibal" dort zu lesen? Und Monte Cassino u. s. w.!

Aber plötzlich waren alle diese Versuchungen überstanden, da uns Neapel empfing in der zauberischen Fülle aller seiner Sirenenreize. Nicht die wildlärmende Stadt im Innern meine ich, sondern den Golf mit seinen Bergen, mit den Vorgebirgen und den Inseln, den Vesuv und dann allerdings in diesem Ring der Schönheit, in diesem Venusgürtel der Landschaft das unabsehbare Gewirr der zahllosen weißen Häuser von Portici her bis gegen Bajä, großartig, wie nur eine Weltstadt sich ausbreitet. Dem Flächen- oder richtiger Terrassenraum nach, den sie einnimmt, würde man ihr viel mehr als die halbe Million Einwohner geben, die sie hat. Im Süden wird weiter, größer, geräumiger gebaut als im Norden. Und wie stolz und gewaltig sind ihre neuen Straßenanlagen gedacht! Man muß gegen den Posilipp hinausspazieren, um das alles recht zu würdigen. Hier sieht man auch zum erstenmal so recht herzerfreuend die Wirkung lebendiger Palmen mitten in stilvoller Architektur.

Doch von Neapel zu sprechen, würde mich zu weit vom eigentlichen Gegenstand meiner diesmaligen Reiseschilderungen abbringen. Nur einer Fahrt nach Sorrent sei noch gedacht, bevor wir uns auf dem „Oddone" nach Palermo einschiffen.

Es war am 19. April, daß wir nach diesem köstlichen Vorgebirge auf einem der Dampfer fuhren, die täglich vormittags von Neapel dorthin und nach Capri gehen und abends die Reisenden wieder nach Neapel zurückbringen. Die gute

Gelegenheit wird denn auch von den Touristen so eifrig benützt, daß an jenem Morgen wenigstens unser Schiff einer schwimmenden Familie Buchholzen glich. Hamburger und Frankfurter Familien beherrschten das Verdeck. Da nun Damenunterhaltungen über die unleugbare Superiorität deutscher Spargel gegenüber italienischen und Herrengespräche über Börsenkurse gerade im Golfe von Neapel entbehrlicher sind als anderswo, hielten wir vier Gefährten uns lieber im untern Spitz des Schiffes bei den gemeinen Leuten der Gegend auf, mit Entzücken die unbeschreibbar edeln Linien des näherrückenden Sorrentiner Gebirges betrachtend. Hier wurden wir auch im Meer, eine halbe Stunde vor der Landung, von einem interessanten Schauspiel erfreut. Delphine sprangen zu beiden Seiten des Schiffes aus den Wellen empor in lustigem Spiel. Behaglich wälzten sie sich auf den glatten Wogen, überschlugen sich, tauchten tief und erschienen immer wieder plötzlich, wo man sie nicht erwartete. A. W. v. Schlegel in seinem Gedicht „Arion“ nennt diese Fische menschenliebende freundliche Tiere; es stimmt das ganz überein mit Schilderungen, die wir bei Plinius lesen, wie z. B. Delphine sich unter am Strande badende Knaben mischten und mit ihnen spielten. Auch unserm Schiff gaben sie offenbar aus Vergnügen das Geleite; der immer von großen und kleinen Fahrzeugen besuchte Strand von Sorrent scheint ihrem Geselligkeitstrieb besonders zu entsprechen. Die plötzliche Erscheinung dieser großen, schon in den Sagen des Altertums eine so freundliche Rolle spielenden Fische machte uns allen den angenehmsten Eindruck. — Es mag hier daran erinnert werden, daß die Delphine Säugetiere sind gleich den Walen, woraus ihre im Vergleich zu den Fischen höhere Intelligenz sich erklärt. Das Weibchen trägt die Jungen zehn Monate lang. Zu den Menschen hegen die

Delphine um so eher Zutrauen, als sie fast niemals von Fischern belästigt oder gefangen werden; sie haben sogar in diesen südlichen Meeren den Ruf, beim Fang anderer Fische sich nützlich zu erweisen, dieselben herbeizutreiben oder deren Standort zu verraten. Nur im Mittelalter stellte man ihnen nach, weil man der Delphin-Leber allerlei wunderbare Eigenschaften zuschrieb. Überhaupt ist über die Delphine sehr viel, aber immer artig gefabelt worden. Da gab es z. B. einen Delphin, der einen Knaben, der ihn mit Brot zu füttern pflegte, täglich auf seinem Rücken über den Golf nach Pozzuoli zur Schule trug (Plinius). Als ein König von Karien einen gefangenen Delphin im Hafen festketten ließ, erschien eine große Zahl seiner Brüder und gab durch deutliche Zeichen die Bitte kund, ihren Gefährten freizulassen, so daß der König nicht widerstehen konnte. Sind dies liebenswürdige Märchen, so gilt es dagegen auch neueren Naturforschern für ausgemacht, daß der Delphin den schnellsten Dampfer mühelos überholt und daher wohl imstande ist, während er mit dem Schiff zur Wette schwimmt, noch allerlei Kapriolen zu machen. Ebenso ist Geselligkeit als ein Grundzug seines Wesens beobachtet worden. Immer tauchen die Delphine in größerer Zahl auf; eine solche Schar nennt der Seemann eine „Schule."

Sorrent selbst, auf hohem, steilem Fels überm Strand mitten in Orangen- und Zitronenhainen thronend, gibt mit den höhern Bergzügen, an denen ebenfalls Städtchen oder Dörfer liegen, ein wunderbar edles Landschaftsbild ab, besonders für den zur See sich Nahenden. Aber in noch schlimmerem Sinn als etwa unser Grindelwald ist es ein Fremdenplatz. Es genügt, zu erwähnen, daß einer der Gasthöfe „Loreley" heißt („piccola Sirena" in italienischer Übersetzung); so sehr rechnet man also auf deutsche Gäste. Die

Zudringlichkeit von Kutschern, Fremdenführern u. s. w. ist hier sehr groß, hält sich indessen wenigstens in höflichen Formen. Im guten Gasthof Vittoria, der mitten in einem herrlichen Orangengarten steil überm Meere liegt, waren wir natürlich vor solchem kleinen Ungemach geschützt und erfreuten uns außerdem des Wiedersehens werter Freunde. Merkwürdig waren mir hier beim Nachtisch in Rebblätter gehüllte getrocknete Weintrauben; wenn man sie aus ihrer Umhüllung losschälte, war es, als ob man eine kleine Mumie öffnete. Später erlebte das Hotel die Invasion einer französischen Pilgerkarawane. Ich möchte wohl Sorrent vor dreißig Jahren besucht haben. Nun, wenigstens der Weg durch die Schlucht nach dem Strande hinunter ist noch derselbe, dessen Tasso (in Goethes Drama) gedenkt. Im Boot fuhren wir auf der vom Abendwind bewegten Flut ziemlich weit hinaus, um den von Capri zurückkehrenden Dampfer zu treffen. Junge Sorrentiner, die in einem eigenen Boote ebenfalls hinausgefahren waren, holten dann zur Belustigung der Damen vom Verdeck hinabgeworfene Geldstücke durch blitzschnelles Tauchen aus dem Meer; nur sehr selten entging ihnen eines.

4.

Meerfahrt.

Am 20. April, abends fünf Uhr, schifften wir uns auf dem „Oddone" (Otto) ein. Dieser hübsche Dampfer der Florio-Rubattino-Gesellschaft machte mit seinem saubern Verdeck und mit dem durch Oberlicht hellen, eleganten Speisesalon der ersten Kajüte auf uns Landratten einen recht günstigen Eindruck. Doch sagte uns ein Schweizer Kaufmann, der das Mittelmeer oft befährt und in italienischen Verhältnissen sehr zu Hause ist, sämtliche Dampfer der ge-

nannten Gesellschaft seien im strengsten Sinne des Wortes nicht mehr seetüchtig, namentlich seien die Maschinen zu alt. Es sei dies ein öffentliches Geheimnis; der Schlendrian werde aber wohl so lange ungestört dauern, bis einmal eine große Katastrophe eintrete. Eine solche Mitteilung war mehr interessant als erfreulich, und als wirklich in der folgenden Nacht unser Schiff einmal plötzlich still hielt und die Maschine abgestellt wurde, weil irgend ein Maschinenteil sich zu sehr erhitzt habe, erblickte ich in diesem kleinen Vorfall eine Bestätigung der Ansichten unseres Landsmannes.

Indessen war die Seefahrt und auch das Leben an Bord so angenehm, als man sich's nur wünschen konnte. Schon das Herausfahren aus dem Hafen von Neapel bot hohen Genuß. Wie leuchtete der Golf im Glanz der sinkenden Sonne! Noch tönte, allmählich verhallend, das ferne Brausen der Weltstadt zu uns herüber. Dann wurde es immer stiller. Nur um den Kiel des eigenen Schiffes rauschten die Wogen. Drei große deutsche Kriegsdampfer, die vor Anker lagen, tauschten nach Eintritt der Dämmerung verschiedenfarbige Lichtsignale. Nur der Feuerglanz der Wolke des Vesuvkraters fehlte mir. Im Jahre 1879 hatte ich den Berg viel lebhafter gesehen; diesmal bezeichnete eine sehr dünne bescheidene Rauchsäule seine vulkanische Natur. Blickten wir nach vorn, so hatten wir Capri und die andern Inseln in Sicht. Bevor wir uns ihnen sehr genähert hatten, rief uns bereits die Tischglocke zum Pranzo. Alle Passagiere fanden sich ein, das Gespenst der Seekrankheit hatte noch kein Angesicht gezeichnet. Dem vorzüglichen Diner wurde daher alle Ehre angetan, und man lobte die opulente Küche, auch die guten Weine der Dampfschiffgesellschaft. Als nun aber auf einmal in einem mir gegenüberliegenden Fensteroval Felsen und Bäume ganz nah vorüberzogen, etwa so, wie wenn auf unsern

Schweizerseen der Dampfer längs dem Ufer fährt, da schien es mir schade, länger zu tafeln. Es mußte Capri sein, das uns dicht zur Linken blieb. Ich eilte hinauf und die meisten Reisenden taten desgleichen. Nun zeigte sich, daß die Distanz, in der wir an der Insel vorbeifuhren, immerhin noch eine gute halbe Stunde betragen mochte; aber mit Wonne hing das Auge an den edeln Formen dieses Felseneilandes. Als es nach einiger Zeit zu versinken begann, blieb doch noch mehrere Stunden lang sein hoher Leuchtturm in Sicht.

Und jetzt kam die Nacht. Hier auf der unbegrenzten Weite enthüllte sie uns all ihr Geschmeide, alle ihre schönen Sternbilder. Wer hätte da an schlafen denken mögen! Lang nach Mitternacht noch lag ich auf dem Verdeck; der Mond, die halbe Scheibe, schwamm am westlichen Himmel und verschwand bald. Aber dunkel wurde es auch dann nicht. Denn hinter dem Schiff im weißen Strudel des von der Schraube durchschnittenen Wassers phosphoreszierten mit elektrischem Schein die auf langer Bahn dahinfliegenden Wellen. Manchmal schien es, als ob eine blauleuchtende Scheibe, eine Krone, dann wieder als ob blitzende Kugeln hinter dem Steuer auftauchten, um nach wenigen Sekunden zu verschwinden. Ein bekanntes französisches Bild einer auf dem Wasser treibenden christlichen Märtyrerin mit darüber schwebendem Heiligenschein kam mir in Erinnerung; solche Heiligenscheine wurden hier alle Augenblicke über dem weißen Gischt sichtbar.

Zuweilen läutete unsere Schiffsglocke, und dann schwang sich als Antwort ein gleiches Glockenzeichen aus der nächtlichen Meereseinsamkeit zu uns herüber; bald darauf sahen wir dann auch das Schiff, das wir überholten, steuerbord oder backbord an uns vorübergleiten und grüßten seine Signallichter.

So verging diese milde Nacht des Südens; nur eine Stunde etwa hatte ich mir den Schlaf gegönnt. Dann

begannen am östlichen Himmel die ersten Präludien zu der großen Lichtsymphonie des Sonnenaufgangs. Das erste Emportauchen der ungeheuren, rotglühenden und im Meeresdunst strahlenlosen Sonnenscheibe nahm sich aus, als ob draußen im Meer ein halbrunder Feuerberg durch ein Wunder aus den Tiefen sich hebe, ein von seinen brennenden Lavaströmen übergossener Feuerberg. Nachher war es für einen Augenblick eine riesenhafte Tiara, dann endlich, als die untere Krümmung sichtbar wurde, war es die Sonne, das ersehnte Tagesgestirn, in dessen Licht wir nun bald der Küste Siziliens sollten ansichtig werden.

Es geschah dies morgens sechs Uhr, für scharfe oder bewaffnete Augen auch wohl früher. Von da an wurde die Küste immer deutlicher. Man begann die Formen gewisser Berge zu erkennen. Auf den Monte Pellegrino bei Palermo ging unser Kurs. Je näher das Land kam, desto entzückender zeigte sich sein Charakter. An die Prellerschen Odysseelandschaften mußte ich am meisten denken, besonders wenn ich die Felsen und Klippeninseln am Kap Zaffarana, östlich von Palermo, und dann hinter der Stadt die sich übereinander türmenden Berge ins Auge faßte. Zu schildern ist dergleichen nicht; die kleinste Photographie, der schlechteste Stahlstich reden deutlicher als alle Kunst der schriftstellerischen Feder.

Um 8 Uhr ungefähr fiel der Anker. Wir waren in Palermo.

5.

Idyllische Tiere und romantisches Fuhrwerk.

Als wir in die schöne Hauptstadt Siziliens in einem Wagen unseres Gasthofes (Albergo Centrale) einfuhren, erregten in den Vorstadtstraßen zunächst zwei Erscheinungen

meine besondere Aufmerksamkeit, eine eigentümliche Art Ziegen, wie ich sie noch nie gesehen, und dann die bemalten Wagen und Karren der Landleute.

Was nun zunächst die Ziegen anbetrifft, so sind das die schönsten Tiere ihrer Art, die mir jemals vorgekommen. Von den unsern, bei denen die Hörner gewöhnlich parallel rücklaufend stehen, unterscheiden sie sich durch die seitlich leierartige Ausbiegung der prächtig geschwungenen, starken, schon fast geweihartigen Hörner, die nicht schwarz, sondern hellfarbig, gelblich sind. Der Leib dieser Tiere ist viel proportionierter als bei unsern Ziegen, mehr antilopenartig. Ein langes strähniges Bließ, weiß mit braun durchzogen, vermehrt ebenfalls das Graziöse ihrer Erscheinung. Gut — sagte ich mir — wenn doch Sizilien das Land des berühmtesten aller Idyllendichter alter Zeiten ist, des Syrakusers Theokrit, und wenn auch in den Dichtungen vom Cyklopen die Bergziegen eine so große Rolle spielen, so sind das nun Tiere, die wirklich einer Dichtung wohl anstehen. Und wenn etwa moderne Maler einmal eine solche Theokritische Idylle in Gestalten und Farben übertragen wollen, — ich würde wahrscheinlich dergleichen am liebsten malen, wenn ich Maler wäre — so sollen sie ja zuvor die schönen Ziegen Siziliens studieren, wahrhaft klassische Tiere, Abkommen eines edleren Geschlechtes, eine richtige Adelssippe unter ihresgleichen. Ich erwähne noch, daß ich diese sizilische Ziege und nicht unsere gewöhnliche dann auch da und dort auf antiken Relief- und Mosaikbildern dargestellt fand und man also in diesen anmutigen Geschöpfen wirklich die Nachkommen der Theokritischen Ziegen vor sich hat. Wo immer ich ihnen später in Sizilien begegnete, freute ich mich ihrer und bin nicht der Meinung des verehrlichen Dr. Gsell-Fels, der in seinem Reisebuche über Sizilien schreibt: „Jetzt freilich hat das Hirtenleben

alle Poesie verloren.“ Ich denke, es hat nie eine andere gehabt als die der frischen Luft, der Freiheit, des guten Appetits, überhaupt der starken Naturtriebe, und Theokrits Hirtinnen werden akkurat so ausgesehen haben wie jene derben, bronzefarbigen und schwarzäugigen Schnitterinnen, die mir auf einer steilen Bergwiese bei Taormina den Wasserkrug an die Lippen hielten.

Die andere Merkwürdigkeit, die mich gleich von Anfang an lebhaft interessierte, war die Erscheinung der bemalten Wagen und Karren. Ich rede von den hohen, zweirädrigen, für Lastfuhren jeder Art gebrauchten Wagen, deren Form in ganz Italien ziemlich dieselbe ist, während hier in Sizilien nun der rege Geist des gemeinen Volkes sie mit bunt gemalten Szenen romantischesten Charakters bedeckt hat. Die Hauptbilder befinden sich an den beiden Seitenflächen des Wagens. Es sind durchaus Historien, figurenreiche Auftritte aus der profanen wie aus der heiligen Geschichte; die ersteren aber überwiegen. Auch wo der Gegenstand des Bildes der Bibel entnommen wurde, mußte er dramatischer Natur sein und wo möglich auch erotischen Charakters. Daher fand ich öfters auf diesen Wagen die Geschichte Josephs mit Potiphars Weib abkonterfeit, die verführerische Egypterin bis zum Gürtel dekolletiert, ferner Judith und Holofernes, David und Bathseba u. dgl. Am beliebtesten aber sind, besonders auf ältern Karren, Szenen aus der mittelalterlichen Geschichte der Insel, normännische oder hohenstaufische Ritter im Kampf mit Sarazenen. Oft tobt ein solches Gefecht an Bord eines Schiffes, und die Unterschrift belehrt, daß man eine Szene aus den Kreuzzügen oder, bei einem ähnlichen Bilde, eine der phantastischen Schlachten aus dem Sagenkreise Rolands vor sich habe. Wie sehr noch heute die Phantasie des gemeinen Volkes in Sizilien von solchen romantischen Gestalten erfüllt

ist, das beweist unter anderm auch der Umstand, daß überall, wo man an Gartenzäunen oder an Türen Kreidezeichnungen einer ungeübten Hand, Zeichnungsversuche von Knaben sieht, mittelalterliche Ritter in Helm und Panzer dargestellt sind. Das fand ich übereinstimmend so nicht nur in Palermo und Monreale, sondern auch in Messina, in Catania und in kleineren Städten wie Syrakus und Taormina. Man darf auch nicht vergessen, daß in ganz Süditalien, von Neapel angefangen, immer noch Puppentheater fürs Volk existieren, auf denen fast ausschließlich die ritterlichen Abenteuer der Helden Karls des Großen gespielt werden, zum Teil nach Bojardo und Ariost, Geschichten, die sich schon deshalb für ein Puppentheater gut eignen, weil darin furchtbar dreingeschlagen wird, wenn z. B. der heidnische Riese Morgante immerfort das Christentum nicht annehmen will und Orlando oder ein anderer braver Degen es ihm unter dem Jubel der Zuschauer einbläut. Aber diese vielen beturbanten Moslims auf den grellbemalten Lastkarren erinnern auch an die nicht ganz aus der Volkstradition verschwundenen Korsarengeschichten, die auf einer Afrika zunächst liegenden Insel bis in den Anfang dieses Jahrhunderts keine kleine Rolle spielten. Man weiß ja, wie noch Goethe sich der weißen (französischen) Flagge des Schiffes freute, auf dem er Sizilien verließ, weil diese Flagge von den afrikanischen Seeräubern am meisten respektiert wurde, wie aber doch das Erscheinen eines unbekannten Fahrzeuges unweit Messina damals die Bemannung seines Schiffes in große Unruhe versetzte. Noch stehen um ganz Sizilien herum an der Küste die Wachttürme, auf denen Signalfeuer angezündet wurden, wenn ein Korsarenschiff in Sicht kam, das vielleicht landen und die Leute irgend eines einsamen Gehöftes als Sklaven fortschleppen konnte. Diesen Zuständen hat erst im Mai 1830 die Einnahme Algiers durch die

Franzosen ein Ende gemacht. Der italienische Staatsmann Luigi Settembrini hat noch persönlich einen Greis gekannt, der als Knabe von tunesischen Korsaren war geraubt worden und seine Freilassung nur dem Lösegeld verdankte, das die Familie, vor den Kirchen bettelnd, nach und nach zusammenbrachte. Daß übrigens die Riffpiraten im Winter 1896 durch Wegnahme kleinerer Handelsschiffe wieder von sich reden machten, dürfte eifrigen Zeitungslesern bekannt sein. Auch Ende der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts wurde ein nach dem Senegal gehendes Schiff voll italienischer Arbeiter von diesen Piraten der marokkanischen Küste angegriffen; doch zogen sie dabei den kürzern.

Solcher Dinge muß man sich erinnern, wenn man die Lust des Volkes an derartigen Türkenschlachten und Kreuzfahrergeschichten verstehen will. Aber diese mittelalterlichen romantischen Figurenbilder erschöpfen noch lange nicht den Kreis der landesüblichen Darstellungen auf den Wagen. Da haben wir vor allem noch — auf älteren Karren — Szenen aus dem Leben des ersten Napoleon, z. B. Bonaparte in der Pyramidenschlacht, oder auf der Brücke von Arcole, des Kaisers Abschied von der Garde u. dgl. Auch den Reitergeneral Murat fand ich auf einem dieser Wagen mit glänzender Suite gemalt. Wenn man sich erinnert, daß Murat einige Zeit König von Neapel gewesen war und dann, als er nach seinem Sturz den Versuch gemacht hatte, sich durch einen Handstreich der Herrschaft wieder zu bemächtigen, von den Bourbonen standrechtlich erschossen wurde, findet man vielleicht in einem solchen Bilde auf dem Wagen ein trotziges politisches Bekenntnis des betreffenden Bauers ausgesprochen. Unstreitig politischen Charakter haben die zahllosen Bilder, welche Garibaldi in allen möglichen und unmöglichen Momenten seines Heldenlebens zeigen. Ich sage: auch in un-

möglichen Momenten. So sah ich später auf einem Wagen in Taormina eine echte mittelalterliche Folterszene, deren Held Garibaldi war. Er wurde an einer Walze mit gestreckten Armen und Beinen in die Höhe gezogen, während giftgrüne Inquisitoren in schwarzen Jesuitenröcken auf seine Aussagen lauerten, die sie sofort protokollieren wollten. Es sollte wohl irgend ein Erlebnis aus seinen Kämpfen und Leiden in Südamerika vorstellen. Als ich bescheidene Zweifel äußerte, ob Garibaldi jemals eine solche Tortur habe durchmachen müssen, antworteten mir zwei Maurer, die auf diesem Karren Backsteine herbeigeführt hatten, es sei außer Zweifel, denn da stehe es ja gemalt, und dazu sage die Unterschrift doch deutlich genug, daß der Mann auf der Streckmaschine Garibaldi sei, also müsse es sich so verhalten. Natürlich war ich nun ebenfalls überzeugt und bedachte im stillen, daß die Urner es auch nicht gerne hätten, wenn ein fremder Tourist am Tell zweifeln würde. Übrigens Tell — es war doch recht ergötzlich, auch den Apfelschuß in Altorf, den Sprung aus dem Kahn und den Tod Geßlers auf einem solchen Wagen in Palermo abgebildet zu finden, und es wurde durch diese Überraschung in mir die Ansicht befestigt, daß diese Wagenbilder für die allgemeine Weltorientierung und die Bildung des Volkes nicht unwichtig sind, indem sie eine Art herumfahrenden Elementarbilderbuchs historischen und sagenhaften Charakters vorstellen und zwar, wie wir nun gesehen haben, eines stofflich sehr viel umfassenden. Im Kanton Bern hat ein Industrieller vor Jahren den Einfall gehabt, seinen Kaffeesurrogaten statt irgend welchen gleichgültigen Bildern Holzschnitte zur Schweizergeschichte beizulegen und so den historischen und den künstlerischen Sinn der Bevölkerung gleichzeitig zu heben. In Sizilien hat das Volk von selbst für solchen gemalten Anschauungsunterricht gesorgt, freilich

wohl nicht aus Lerntrieb, sondern aus dem Heißhunger des Phantasiemenschen nach Leben, nach Gestalten, nach veranschaulichten dramatischen Begebenheiten. Und dann kommt auch noch der Schönheitssinn und die Freude des Bauers an seiner Fahrhabe hinzu. Man muß nämlich wissen, daß diese Wagen sogar unten, wo die Speichen durchgehen, bemalt sind, daß auf jedem Querholz flatternde Engelsköpfchen, oder Blumen, oder wenigstens Goldschaumpunkte angebracht sind, was man freilich erst bemerkt, wenn man genauer hinsieht, weil diese untern Teile des Wagens natürlich meistens dicker Staub bedeckt; aber wo ein Windstoß ihn wegfegt, kommt überall Schmuck und Zierat zum Vorschein.

Hiemit in Übereinstimmung ist das Roß- und Eselsgeschirr an solchen Wagen als geradezu prachtvoll zu bezeichnen, was übrigens jeder weiß, der schon in Neapel war und dort darauf achtete. Nur kam mir vor, der Luxus dieser aus Leder und blankem Messing geformten Pferdegeschirre sei auf Sizilien noch größer. Auf dem Kummet, durch den die Leitriemen gezogen sind, ist ein ganzer Turm glänzenden Metalls aufgepflanzt, wobei ein Halbmond, Sterne, ein sich drehendes kleines Glockenspiel u. dgl. zur Verwendung kommen. Seidene Quasten vermehren das Prunkvolle des Anblickes. Ich bedaure, mir nicht Zeit genommen zu haben, eine solche Ausrüstung Teil für Teil genauer in der Nähe zu besehen; im Vorübereilen sieht es oft aus, als ob das Pferd in einer Art Harnisch steckte, ein Eindruck, der durch wallende Federn am Kopf des Tieres oft noch verstärkt wird. Mich freut es auch bei uns zu Hause, wenn ich vor einem Müllerwagen dem stattlichen Viergespann begegne, dem noch vom schwarzen Lederkummet herab die schweren Riemen mit den gelben kreisrunden Messingbeschlägen hängen; aber was ist dieser bescheidene Schmuck, der in seiner Sauberkeit immerhin dem Fuhrmann

alle Ehre macht, gegen diese jedenfalls aus uralter Zeit stammenden Pferdeharnische Siziliens? Und dazu nun die gemalten Wagen, natürlich nicht von Künstlern, sondern von Handwerkern bemalt, aber doch Leben und Frohsinn ausstrahlend mit grellen Farben, wie sie für ein Sonnenland passen. Wirklich, da ist noch ein Stück unverfälschten alten Volkstums. Weder Eisenbahnen noch andere moderne Erfindungen haben den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Brauch zu ändern vermocht. In diesen Wagen, diesen Pferdegeschirren steckt wohl ganz besonders die „sizilianische Bauernehre", die Cavalleria rusticana.

6.

Palermo.

Wir fahren immer erst vom Hafen nach Palermo hinein, und der Leser denkt, diese Reisebeschreibung werde endlos sich ausdehnen, wenn die zwei ersten Eindrücke, die Ziegen und die bemalten Karren, mich so lange beschäftigt haben. Aber er fürchte das nicht zu sehr. Ich habe nicht im Sinn, ein nach allen Seiten abgerundetes und vollständiges Bild Palermos und der andern Städte und Landschaften Siziliens zu geben, dies schon deshalb nicht, weil eine so flüchtige Reise wie die unsrige zu einer derartigen Leistung weder berechtigt noch verpflichtet. Auch möchte ich nicht wiederholen, was sich bereits in andern Büchern findet, von denen ich aus neuerer Zeit „Sizilien, Bilder und Natur, Geschichte und Leben" von August Schneegans, dem früheren deutschen Konsul in Messina nenne, ein Buch, auf das ich auch später noch gelegentlich verweisen werde. Wissenschaftlich wertvoll sind ferner die Aufzeichnungen von Gregorovius über Sizilien (im 3. Bande seiner „Wanderjahre in Italien"). Andere

Angaben, z. B. daß Palermo 240000 Einwohner zähle u. dgl., findet man bei Bädeker und Gsell-Fels. Derartiges hier neuerdings zu sagen, fühle ich keinen Beruf, ich bleibe einfach bei meinen rein subjektiven Eindrücken, die jedermann nach Bedürfnis aus den genannten Büchern ergänzen kann.

Da muß ich nun gestehen, daß mir Palermo, als wir in der Nähe des von uns gemiedenen internationalen Hotels „Trinacria" in das Stadttor einfuhren, sofort einen merkwürdig wohltuenden, anheimelnden Eindruck machte und zwar in bewußtem Gegensatz zu Neapel, an das man wie an ein zwar schönes, aber etwas schmutziges und sehr gefährliches Frauenzimmer denkt. Die verhältnismäßige Ruhe in den Straßen trug natürlich das meiste zu diesem angenehmen Gefühl bei. Zwar mindestens so belebt wie die Bahnhofstraße in Zürich sind auch die Straßen Palermos; doch was ist das gegen den betäubenden Wirrwarr Neapels! Dann schmeichelten aber auch sogleich dem Auge schöne Gebäude, prächtige Brunnen, kleine und große Gärten und Plätze mitten in der Stadt. Gerade beim Tor, auf einem kleinen Platze dahinter, stand eine herrliche, hohe und starke Dattelpalme, die mit den sie umgebenden Fronten und Kirchen und Palästen ein Bild abgab, auf dem das Auge mit unendlichem Wohlgefallen ruhte. Je exotischer der Eindruck war, je mehr ich mir sagen mußte: Jetzt bist du doch wirklich weit von zu Hause — desto mehr überkam mich eine Art Heimatsgefühls, wahrscheinlich, weil dieser Anblick in seiner friedlichen Harmonie keinen weitern Wunsch mehr zuließ, weil hier einmal eine jede Sehnsucht erfüllende Vollkommenheit dem Auge wohltat. Ich bin im ganzen in der Fremde leicht zu Heimweh geneigt; hier aber hatte ich die Empfindung, daß ich dieser Palme gegenüber in irgend einem vierten Stock monatelang bei einer stillen Arbeit sehr glücklich und zufrieden leben könnte. Und

ähnlich wirkte fast alles auf mich, was ich in Palermo sah und erlebte.

Nachdem wir uns im Albergo Centrale, einem sehr freundlichen Gasthof, nach der nächtlichen Seefahrt ein wenig erfrischt hatten, schlenderten wir durch die Straßen der Stadt, und zunächst ergab sich das Bedürfnis — es war noch früher Vormittag — nach einem Kaffee. In dem kleinen Raum saßen Leute aller Stände durcheinander. Am meisten amüsierte mich ein ungefähr dreißigjähriger Geistlicher von rosigen, aber weichen, weibischen Zügen, der sich nicht die mindeste Mühe gab, das große Behagen, das er beim Genuß seiner Schokolade und der frischgebackenen Brioches empfand, zu verbergen. Bei uns setzen Geistliche, protestantische wie katholische, immer ein wenig ein Gesicht auf, wenn sie sich öffentlich zeigen, ja, gehen wir noch weiter, gestehen wir, daß fast jedermann sich ein wenig hütet, sich unbewacht natürlich zu geben. Bei wie vielen würdevollen und etwas finstern Gesichtern muß ich oft an jenes Wort des englischen Humoristen Sterne mich erinnern: „Der Ernst ist ein geheimnisvolles Betragen des Körpers, um die Fehler der Seele zu verbergen!" Hier nun staunte ich über die Sorglosigkeit des Pfäffleins, das nicht von fern das Bedürfnis empfand, irgend etwas zu verbergen. Es schmatzte wie ein kleines Schwein, grüßte einen auf der Straße vorübergehenden Amtsbruder durch die offene Tür mit glänzendem Gesicht, auf dem deutlich geschrieben stand: Mir schmeckt's, und dann faltete es glückselig die fetten Hände über dem spitzen Bäuchlein und die Äuglein zwinkerten in sinnlichem Behagen. Die Geistlichen haben es also hier nicht nötig, sich vor dem Volk zusammenzunehmen. Das war der Schluß, den ich zog. Aber ich will ihn nicht so weit ausdehnen, zu behaupten, ihre Position sei unangefochten. Die Sache ist wohl die, daß solches natürliches Sichgehenlassen auch eines

Geistlichen nicht auffällt in einem Volke, wo jedermann ohne viel Reflexion bequem in den Tag hineinlebt und andern gönnt, was er selbst beansprucht.

Jenes Kaffeehaus lag unfern der Stelle, wo plötzlich die Straße nach rechts sich ausweitet zu dem in riesenhaften Dimensionen angelegten Domplatz mit dem Dom als Abschluß. Wie mitten im Gewühl der Stadt dieser durch eine Marmorbalustrade mit Statuen feierlich eingefriedigte Platz schon allein durch seine Ausdehnung und seine etwas erhöhte Lage, dann vollends aber noch dadurch wirkt, daß die südliche Längsseite des gewaltigen und so malerischen Doms normannischer Bauart den Hintergrund ausfüllt, das ist gar nicht zu sagen. Zu verschiedenen Tageszeiten und einmal auch nachts allein habe ich den Domplatz besucht, ihn im Sonnenschein, im Schatten und im Mondlicht gesehen, immer wurde die Phantasie von dem Eindruck ganz überwältigt. Man muß hier nicht den Ästhetiker oder den Altertümler spielen, wenn man zum vollen Genuß dieser fast traumartigen Wirklichkeit gelangen will. Wie auf dem Strom der Musik muß man sich treiben lassen, jetzt den Duft genießend, der von den herrlichen Blumenbeeten des Platzes aufsteigt, oder das Farbenspiel dieser leuchtenden Tulpen und fremden unbekannten Blüten, dann den Gesamtüberblick über das statuenreiche Portal, über die spitzen Bogen der eleganten Arkaden, die reizvolle Vorhalle, die sarazenischen Zinnen und alle die andern Architekturwunder dieser Kathedrale. Und dann mag man allerdings auch einmal hineingehen, mag an die Porphyrsarkophage treten, in denen der größte Hohenstaufe Friedrich II. und Konstanze, der furchtbare Kaiser Heinrich VI. und Ruggiero der Normanne schlafen, oder man bewundert die Bildhauerarbeit an den beiden Weihwasserbecken, wo mir an dem linksseitigen ein schwermütig schönes Kinderengelsköpfchen auffiel,

das sicherlich Porträt ist, vielleicht ein verstorbenes Kind jenes Domenico Gacini, der diese Reliefskulpturen soll geschaffen haben. Die Hohenstaufensärge wüßte ich lieber wo anders als in der Hut von Klerikern, obwohl es auch wieder eine feine Ironie der Weltgeschichte ist, daß katholische Domherren stolz darauf sind und vor Fremden damit prunken, in ihrer Kirche die Asche jenes Kaisers Friedrich zu besitzen, der gegen den Papst Sarazenenregimenter ins Treffen führte und mit dem härtesten Kirchenbann belegt wurde. Ruhm geht bei den Menschen doch über alles, auch über moralische und religiöse Grundsätze. So ist es z. B. der größte Stolz des Doms von Girgenti, einen eigenhändigen Brief des Teufels zu besitzen, den dieser an eine fromme Jungfrau zu Girgenti schrieb, um sie zu verführen. Man sollte denken, ein solches Schriftstück dürfte gar nicht im Kirchenschatz einer christlichen Kathedrale aufbewahrt werden. Aber der Teufel ist so berühmt, daß ein echtes Autograph von ihm mehr Wert hat als selbst eines von Bismarck oder Napoleon; folglich wird es gerade so sorgfältig gehütet, wie Messina den Brief der Madonna aufbewahrt, den diese samt einer Locke ihres Haares durch den Apostel Paulus dorthin bringen ließ.

Da ich eben bei Reliquien bin, mag erwähnt werden, daß die Hohenstaufensärge im Jahr 1781 geöffnet wurden. Die kaiserliche Mitra Heinrich VI., die zu seinen Füßen lag, wies eine arabische Inschrift; das Skelett zeigte noch wallende rötliche Haare und ebensolchen langen Bart. Friedrich II. war mit drei Gewändern bekleidet, die oberste Tunika besonders reich, alles sarazenische Arbeit und zwar die Stoffe, welche im Jahr 1211 sizilische Araber Kaiser Otto IV. geschenkt hatten. Schwert, Szepter und Reichsapfel lagen neben dem Kaiser; aber auf seinem Leichnam fand man gebettet die Leichen Peters II. von Aragonien und eines Weibes.

An jenem ersten Morgen besuchten wir auch im Palazzo Reale die berühmte Schloßkapelle, die Palatina. Wer die Certosa bei Pavia, die Colleonikapelle in Bergamo gesehen hat und sich jene goldschimmernden musivischen Wände der byzantinischen Kunst hinzudenkt, wie man sie besonders aus den Kirchen Ravennas kennt, der mag sich ungefähr vorstellen, welcher Glanz von Schönheit den Besucher umfängt. Für den, der für Baustil empfänglich ist, kommt noch die wundersame Mischung gotischer und arabischer Formen hinzu. Einen Kleinodienschrein hat Schneegans in seinem bereits erwähnten Buche diese Palatina genannt. Die Fülle solcher Pracht auf einen verhältnismäßig kleinen Raum hingegossen hat etwas Märchenhaftes. Und doch ist die Gesamtwirkung eine ernste, edle, was vielleicht vornehmlich dem riesengroßen Christusbilde zu danken ist, das in Mosaik auf Goldgrund die Hauptapsis des Chores ausfüllt. Wie ein reich bewegtes polyphones Musikwerk im Orgelpunkt, so ruht eine mit ihrer herrlichen Mannigfaltigkeit das Auge fast blendende derartige Kirche in dem kolossalen Christusbilde; es ist im Dom von Monreale ganz ebenso.

Wir durchwanderten das ganze königliche Schloß und bewunderten aus seinen Fenstern und von gewissen Zinnen und Türmen vornehmlich die herrliche Lage der Stadt und den eigentümlich morgenländischen Charakter, den ihre flachen Dächer und eine Anzahl phantastischer Kuppeln ihr geben, wozu dann noch die Palmen kommen, die da und dort über dem Häusergewirr sich erheben. Ganz besonders fiel uns ein größeres Gebäude mit fünf Kuppeln auf, das, wie unsere Reisebücher uns belehrten, ehemals arabische Moschee war, später unter König Roger zu einer christlichen Kirche ganz umgebaut wurde. Es heißt jetzt San Giovanni degli Eremiti und wird als interessantes Baudenkmal aus dem zwölften

Jahrhundert von einem sehr feinen, klugen und liebenswürdigen Kustoden den Fremden gezeigt. Auch wir durchwanderten die in einem anmutigen Gärtchen gelegene Ruine und erhielten die genaueste Auskunft über die ehemalige arabische Moschee und über die ganze alte Baugeschichte. Dabei wußte es unser Führer so einzurichten, daß er zwischen die etwas ermüdenden Erklärungen hie und da ein kleines Intermezzo schob, indem er z. B. beiläufig mitteilte, er habe unter Garibaldi gefochten, sei einer der Tausend von Marsala gewesen. Und einmal, indem er auf Brahms blickte, dessen wundersame, tiefe und klarblaue Augen in Verbindung mit den edeln Gesichtszügen und dem mächtigen silbergrauen Bart oft genug in Italien die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich lenkten, unterbrach unser Kustode plötzlich seinen fließenden Vortrag mit dem unwillkürlichen Ausrufe: „Ah! mi pare di parlare al mio venerabile generale Garibaldi", wobei ihm die Augen enthusiastisch leuchteten. Er hatte mit dem feinen Instinkt des Südländers in dem deutschen Meister, der vor ihm stand, den ungewöhnlichen, den großen Mann geahnt und, da ihm Garibaldi gleich nach Christus kam, wie er später einmal bemerkte, für seine Empfindung der Ehrfurcht keinen bessern Ausdruck finden können als die Erinnerung an seinen geliebten Feldherrn.[1]

[1] Es ist mir, seit dieses Buch in erster Auflage in die Welt ging, von verschiedenen Reisenden, die nach mir Palermo besuchten, mündlich oder schriftlich mitgeteilt worden, daß der Kustode, der alte Schelm, diese Komödie mit jedem einigermaßen distinguiert aussehenden älteren Fremden aufführe. Auf jeden Fall aber machte er Brahms damit eine Freude, der für den Volkshelden Garibaldi, den unversöhnlichen Gegner der Klerikalen, den letzten Condottiere — aber Condottiere der Freiheit! — abgesehen von der 1870er Episode von Dijon, die Brahms als glühender deutscher Patriot freilich bedauerte, unbegrenzte Bewunderung hegte und daher auch die seltsamsten Garibaldi-

In der Nähe dieses Gebäudes hätten wir auch die Stelle besichtigen können, wo einst die berühmte sizilianische Vesper ihren Anfang soll genommen haben. Aber uns steckte eine sizilianische Mittagsmahlzeit so sehr im Kopfe, daß wir auf diese historische Erinnerung verzichteten. Indessen hatten wir uns durch manche Seitengassen uns unbekannter Stadtteile durchzuarbeiten, bis wir unsern Gasthof erreichten, und gerade diese Wanderung, die uns recht ins Volksgewühl Palermos brachte, war mir lieb und interessant. Die große, schöne und saubere Hauptstraße nämlich wird vom niedern Volk wie in stillschweigendem Einverständnis gemieden; dort zirkulieren nur wie in jeder andern Stadt Italiens die feineren Leute, die Beamten, der Handelsstand, die Offiziere, die Damen in Equipagen u. s. w. Geht man aber in solche Seitenquartiere, — ein besonders tolles mit dem Fleisch- und Fischmarkt liegt nach der Hafenseite zu — so befindet man sich mitten im südlichen Volksleben. Über den Gassen hängt an Stricken die Wäsche zum Trocknen, kleine Handwerker arbeiten vor ihren Häusern oder in einer Art nach der Straße offener Höhlen, welche ihre Werkstätten vorstellen. Ein im offenen Fenster hängender blutiger Kuhfuß bedeutet, daß hier Fleisch verkauft wird. Überall riecht es nach gebackenen Fischen, dazwischen nach Orangen und Zitronen und Fenchelgemüse. Strünke von letzterem, Orangenschalen u. dgl. liegen auch überall herum. Belastete Esel drängen sich durch die lärmende Menge; auch sind immer noch einige Ziegen zu sehen, die angesichts des Milchkäufers gemolken werden, so daß er sicher ist, reine, unverpanschte Milch zu erhalten. Kuhmilch und Kuhbutter gibt es auf der ganzen Insel nicht, außer etwa

monumente, deren es in Italien so viele gibt, immer mit freundlichen Augen betrachtete und an ihnen etwas Gutes entdeckte und wäre es auch nur der schön geschwungene Säbel gewesen.

auf dem Landgut eines Reichen; wenigstens erfuhr ich, daß alle Kuhbutter Catanias und anderer Städte aus Piemont eingeführt wird. Wie wir vier durch dieses Volksquartier gingen, in das sich Fremde vielleicht selten verirren, schrie ein uns begegnendes Weib, das auf dem Kopf einen Korb voll Artischoken balancierte, bei unserm Anblick gerade heraus: „Ah, ah, i quattro forestieri!“ Es klang genau so, wie wenn ein Tier, eine Katze z. B., bei einem ungewöhnlichen Anblick ihr Miau loslegt; sie muß, eine Empfindung löst sich in diesem Schrei aus. Von dieser im Volk dort häufigen, noch rein tierischsinnlichen Unmittelbarkeit in der Äußerung jeder Regung macht man sich bei uns keine Vorstellung. Psychologen könnten hier wunderbare Studien machen.

7.

Monte Pellegrino.

Den Abend des ersten Tages in Palermo hatten wir am Molo, an der schönen offenen Meeresbucht, zugebracht. Die unbegrenzte Fläche zeigte ein immer wechselndes Farbenspiel. Hatte sie eben noch silbergrau geschimmert, so war sie jetzt in ein Ultramarinblau verwandelt, das von den weißen Schaumkronen sich überstürzender Wellen hie und da durchfurcht wurde; dann wurde die Färbung purpurn, später violett, während im Vordergrund ein smaragdgrüner Streifen leuchtete. Zu andern Zeiten sahen wir das Meer hellhimmelblau, oder rosenrot und dann wieder eigentlich schwarz. Diese Farbenspiele sind so oft wechselnd und, weil sie auf einer so weiten Fläche sich ereignen, so großartig, daß man ihrer nicht leicht müde wird. Dazu kommt am Strand von Palermo die denkbar schönste Einfassung der Bucht, rechts, d. h. östlich, durch die Berge und Klippen des Catalfano beim Kap Zaffarana,

nördlich durch den malerischen Felsblock Monte Pellegrino. Zwischen diesen etwa zwei und eine halbe Stunde (in der Luftlinie) von einander entfernten Bergen liegt der Golf und liegt die Stadt in ihrer „Conca d'Oro" (goldnen Muschel), wie man die Fülle von Orangen- und Limonengärten nennt, die ganz Palermo als ein zauberischer Fruchtgarten umgibt.

Ganz besonders gern hing das Auge immer wieder an den kühnen Formen des weit ins Meer hinaustretenden Monte Pellegrino. Und so wurde diesem der heiligen Rosalia geweihten Berge für den nächsten Tag unser Morgenbesuch zugedacht. Nur schade, daß wir uns nicht kurzweg entschlossen, auf ein Frühstück in der Stadt zu verzichten und früh um fünf Uhr den Ausflug zu unternehmen; da wir erst nach sieben aufbrachen, hatten wir von der Hitze einiges auszustehen, obschon oben kühle Lüfte die Temperatur mäßigten, die ungefähr einem Julitag in der Schweiz gleich kam. Ich will hier einschalten, daß ich für solche Landpartien das Frühaufstehen in Italien für gerade so gut und wichtig halte, wie in den Alpen. Sonst dagegen, in großen Städten, wäre es gescheiter, in den Morgen hinein zu schlafen, um dafür am Abend bis tief in die Nacht hinein munter zu bleiben. Man lebt dann genau so, wie die Italiener selbst leben, und das ist gewiß in ihrem Lande das Richtigste. Namentlich wer die Theater besuchen will, die selten vor neun Uhr abends beginnen und nie vor Mitternacht aus sind, muß seine Schlafeinteilung darnach bemessen. Der Frühaufsteher ist mit dem Frühstück schlimm daran. Wenn er um sieben Uhr der erste Gast im Kaffeehaus ist, muß er meistens noch das Scheuern des Bodens, die ganze Aufräumerei erleben, und wenn er endlich seine Tasse Schwarzen bekommt, ist doch noch kein frisches Brot erhältlich. Anschluß an die landesübliche Lebensweise ist daher wie überall das Beste.

Aber nicht unter allen Umständen sind die Italiener Langschläfer. Als wir an jenem Morgen mit Benützung einer Tramlinie am Fuß des Berges anlangten, kamen uns mit Flinten bewaffnete Männer schon in ganzen Scharen entgegen, um nach der Stadt zurückzukehren. Sie hatten um Sonnenaufgangszeit, wo vermutlich die Jagd am ergiebigsten ist, oben auf dem Berg nach Zugvögeln geschossen, nach was für welchen, konnte ich nicht erfahren. Auch sah ich keine an ihren Jagdtaschen hängen. Doch sah ich später auf dem Markt Lerchen, Drosseln und Wachteln. Die Zahl dieser dem Sport obliegenden Männer mochte an jenem Morgen wohl zweihundert betragen. Wenn sie alle gute Beute machen sollten, war also schon ein ziemlicher Flug Wachteln oder dergleichen notwendig. Aber es ist in ganz Sizilien überhaupt üblich, daß die Männer, wenn sie über Feld gehen oder einen Spaziergang machen, die Flinte mitnehmen; um Girgenti herum rüsten sie sich sogar außerdem noch mit Hirschfänger und Revolver aus, eine Sitte, welche, wie Schneegans erzählt, in jener Gegend niedergelassene Deutsche ebenfalls angenommen haben. Es ist etwas Ähnliches wie das frühere Degentragen in allen Ländern Europas, ein einigermaßen ritterliches Abzeichen männlicher Wehrhaftigkeit. Und nun kommt freilich auch hinzu, daß man in einem Lande, wo an die volkreichsten Städte oft dicht die einsamste Wildnis grenzt, und wo von jeher ein gewalttätiger Sinn im Volk lebte, nie wissen kann, ob man von seiner Waffe nicht zur Selbstverteidigung Gebrauch machen muß. Nach langen guten Jahren ist der letzte Winter insbesondere für Palermo in Bezug auf Brigantenwesen ein schlimmer gewesen. Jener Gutsbesitzer, den die Räuber fortschleppten, ist am hellen Tag in einer Vorstadt Palermos überfallen, in einen bereitstehenden Wagen geworfen und so entführt worden. Es

verdient übrigens hervorgehoben zu werden, daß solche Handstreiche sich ausschließlich gegen bekannte reiche Bürger der Insel, die sogenannten possidenti (Gutsbesitzer), richten, wo manchmal Privatrache mit im Spiel sein mag, während die Fremden seit vielen Jahrzehnten in Sizilien ganz unbelästigt geblieben sind. Ich habe allerdings wohl bemerkt, besonders auf einem Ausflug nach Segesta, wo bei der Station Calatafimi nicht weniger als sechs berittene Gendarmen mit Karabinern das Land durchstreiften, daß fortwährend da und dort etwas los sein mag; aber in Bezug auf die reisenden Touristen neige ich mich ebenfalls zu der Ansicht Mommsens, wonach er sich in Sizilien sicherer fühle als im Berliner Tiergarten.

So erkläre ich denn auch den Umstand, daß uns gegen unsern Wunsch ein Polizist (Guardia Civile) vom Fuß des Berges, wo ein Wachtposten stationiert ist, das Geleite auf den Berg und wieder hinunter geben mußte, einfach dahin, daß die Behörde durch solche Begleitung die Fremden an irgend einer Unvorsichtigkeit zu verhindern sucht, durch welche der Ruf der öffentlichen Sicherheit der Stadt könnte geschädigt werden. Wenn z. B., da der Berg doch voller Jäger war — denn lange nicht alle waren heruntergestiegen — der unkluge Inglese beim Suchen nach Versteinerungen oder nach seltenen Pflanzen einem Jäger in den Schuß lief, so war nachher durch die vergrößernde Fama das Brigantenabenteuer fertig. Vielleicht sind es der Verkehrs- und der Verschönerungsverein von Palermo, welche auf dieser Bewachung der Besucher des Monte Pellegrino bestehen; daß sie in neuerer Zeit immer vorkommt und sich ihr kein Tourist entziehen kann, habe ich inzwischen von mehreren Seiten erfahren.

Auf einer glatten, gepflasterten, kunstvoll gebauten Zickzackstraße, später auf angenehmerem Fußweg erreichten wir

endlich die Hochebene des Berges, über der sich jedoch noch der höchste Gipfel mit Telegraphenstation erhebt. Das Kloster mit der Grotte der schönen Schutzheiligen liegt an einer geschützten Stelle, wo prächtige hohe Bäume erwünschten Schatten spenden. In der in den Berg hineingearbeiteten Tropfsteinhöhle hinter der Kapelle befindet sich in der Krypta eines Altars die mit Prachtgewändern bekleidete Marmorstatue der heiligen Rosalia. An den hübschen, ja reizvollen Gesichtszügen der als Schlafende dargestellten Märtyrerin hatte schon Goethe seine ganz weltliche Freude, als er vor mehr als hundert Jahren dahineinblickte. Es ist ungefähr so, als ob man in den Kristallsarg Schneewittchens schaute oder eingeladen würde, das schlafende Dornröschen zu wecken, was jedenfalls anmutiger ist und mehr Vergnügen macht, als wenn einem irgend eine heilige Mumie vorgezeigt würde. Früher stand auf einer hart an den Rand des Berges gegen das Meer hinausgebauten Kapelle das Kolossalstandbild der Heiligen; aber die Kapelle zeigt nur noch die Umfassungsmauern, und die Statue ist um die Mitte des Leibes abgebrochen, der verstümmelte Kopf liegt zu ihren Füßen. Ich ging gleichwohl hin, ganz wie der Engländer es macht: um dort gewesen zu sein, um an der Stelle gestanden zu haben, wo einst Seume auf seinem Spaziergang nach Syrakus auf die Nasenspitze der heiligen Rosalia seinen Namen schrieb. Wunderschön nimmt sich übrigens durch die Fensterbogen der Kapelle das in der Tiefe schäumende Meer und die weitausgeschweifte Küstengegend aus; umfassender freilich war die Aussicht auf dem obersten Gipfel, den wir ebenfalls erstiegen; aber einer eingerahmten Vedute, auch wenn sie weniger zeigt, gebe ich vor der freiesten, schönsten Rundsicht den Vorzug.

8.

Monreale. Rückblicke und Ausblicke.

Der folgende Tag war ein Sonntag und folglich besonders geeignet, wie wir dachten, zu einem Besuch des weltberühmten Doms in Monreale, wo sich anläßlich des Gottesdienstes die Bevölkerung der Landstadt Monreale und der umliegenden Weiler gewiß in festlichen Kleidern zeigen würde. Wir fuhren also frühzeitig bis an den Fuß des Berges, auf dessen Höhe das gegen 20 000 Einwohner zählende Monreale liegt. Dann ging's zu Fuß eine blendend weiße Straße in einigen Windungen empor, und nach ungefähr einer halben Stunde Steigens war der Hauptplatz des Ortes mit dem Dom, dem alten Kloster u. s. w. erreicht. Aber wie uns daselbst nur einige verkrüppelte Bettler bewillkommten, so wurde auch später unsere Hoffnung, eine sonntäglich geschmückte Volksmenge zu sehen, sehr getäuscht. Auch sahen wir weder hier noch sonstwo auf Sizilien weibliche Trachten. In dieser Beziehung ist die nahe Brianza bei Como oder irgend ein Bergtal Piemonts, von den Albaner Bergen bei Rom gar nicht zu sprechen, viel ergiebiger als diese südliche Insel. Die Frauen und Mädchen aus dem Volk gehorchen schon einigermaßen der afrikanischen und orientalischen Sitte, auf der Straße möglichst wenig auffallend und möglichst verhüllt zu gehen. So schlingen sie um Kopf, Schulter und Brust ein schwarzes oder graues Umschlagtuch, selten einmal ein gelbes, und darunter kommt irgend ein abgeschossenes Gewand zum Vorschein, das in keiner Weise den Blick fesselt. Wie anders unsere Tessinerinnen oder die Mädchen in der Lombardei mit ihren spanischen Schleiertüchern, den schwarzen Mantillen und dazu die roten Strümpfe und die kokett klappernden Zoccoli! Vor allem aber ist auch nicht zu vergessen

die viel schönere Rasse Ober- und Mittelitaliens im Vergleich zu Sizilien. Von der Schönheit der venezianischen Mädchen und Frauen aus dem Volk will ich schon gar nicht sprechen, weil sie einzigartig und unvergleichlich ist. Aber wer etwa einmal in Bologna an einem Festtag die Landbevölkerung an sich vorüberfluten sah, welcher lieblichen Madonnengesichter wird er sich erinnern und welcher stattlichen hohen Gestalten! In Sizilien sind mir kaum drei oder vier erträglich hübsche Mädchen vorgekommen, wohl aber zahllose Megären, Äffinnen mit zitronengelber Haut, Weiber wie Michel Angelos furchtbare drei Parzen. Das würde immerhin wenig beweisen, da eine flüchtige Reise, wie die unsrige es war, als eine zu kurze Zufälligkeit zu betrachten ist, um die Grundlage für ein sicheres Urteil abzugeben. Aber da ich bemerke, daß Schneegans, der so lange im Lande lebte, ähnlich urteilt, wird meine Beobachtung wohl richtig sein. Nur spreche ich selbstverständlich nicht von den höheren Ständen, deren Frauen und Mädchen der Fremde in keinem europäischen Lande weniger zu sehen bekommt als auf Sizilien, wo, wie ebenfalls Schneegans hervorhebt, die arabische Sitte, die Frauen unter Klausur zu halten, noch immer nachwirkt.

Was dagegen die männliche Bevölkerung betrifft, so muß ich gestehen, daß sie mir einen guten Eindruck machte. Man sieht vorherrschend kräftige Gestalten; Gang und Haltung sind frei, natürlich und würdevoll ohne Affektation. Der Unterschied zu dem zappeligen Wesen der Neapolitaner ist sehr auffallend. Ihrem Betragen nach möchte ich die Sizilianer als geborene Republikaner bezeichnen; ihr Bewußtsein, ein Inselvolk zu sein, gibt ihnen etwas Selbständiges und Unabhängiges. Dazu kommt die Gebirgsnatur ihrer Insel, die zum Teil sehr wilde Gegend des Innern, ihre Gewohnheit, immer Waffen zu tragen. Der Ausdruck der Gesichter er-

innerte mich oft an unsere französischen Zurassier. Selbst nach ihrer Aussprache des Italienischen könnte man die Sizilianer einigermaßen mit den Schweizern vergleichen. Das „st“ nämlich sprechen sie wie „scht“ und sagen z. B. statt „questo“: kischto, gerade wie wir in der alemannischen Mundart das hochdeutsche „st“ zu „scht“ verunstalten. Natürlich gelten diese Bemerkungen über das Äußere der Sizilianer nicht für alle zahlreichen Typen dieses Volkes. In ehemaligen Sarazenenstädten, wie z. B. in dem Felsenneste Mola über Taormina, fanden wir entschieden semitische Gesichtsbildung und Leute, die mich sehr an die französischen Turkos von 1870 erinnerten. Dann aber überraschten uns auch Blondköpfe, so weißblond, daß wir einmal sogar glaubten, einen Greis vor uns zu haben, bis die rosigen Wangen und die jugendlichen Züge uns eines Besseren belehrten. Der Schluß auf Normannenblut wäre indessen vielleicht voreilig gewesen, da das 19. Jahrhundert auch die Engländer eine Zeitlang als faktische Herren der Insel zeigte. Sicher aber ist, daß sehr viele Bauern, besonders an der Südküste, uns an den spanischen Bauer Kataloniens erinnerten, wozu der Umstand beitragen mochte, daß auch diese Sizilianer Kinn und Lippen bartfrei und nur das bekannte spanische Backenbärtchen trugen. Diese Leute waren meistens mittelgroße, vierschrötige, feste Bursche; der Ausdruck des Gesichtes ließ auf Klugheit, kalte Besonnenheit und auf Energie und Fleiß schließen.

Den herrlichen normannischen Dom und den Klosterkreuzgang von Monreale hat in jüngster Zeit ein vortrefflicher Basler Maler, Wagner, auf die Leinwand gebracht, was besser ist, als dergleichen mit Worten zu schildern.[1]

[1] Und seit Ende 1902 besitzen wir eine ebenfalls von einem Schweizer Maler — Hans Beat Wieland in München — gemalte große Sammlung der schönsten Veduten aller Gegenden Siziliens als Ansichts-

Dagegen erinnere ich mich gern der köstlichen Minuten, die wir im großen Garten neben dem Kloster, mit der Aussicht auf die Talschlucht, auf Palermo und auf das Meer, zubrachten. Diese Aussicht ist nämlich nicht das Geringste, sondern vielleicht das Schönste an einem Ausflug nach Monreale. Jetzt überschaut man erst die ganze „goldene Muschel." Amphitheatralisch schließen den Hintergrund hohe Berge ab. Von diesen herab senkt sich bis an die große Stadt und ans Meer in allmählich sanfter Abdachung ein einziger unendlicher Fruchtgarten. In Sizilien werden Wälder vermißt, hier nicht. Denn wie ein großer, prächtiger Laubwald wogt von den Bergen hinab bis zur Küste das Wipfelmeer zahlloser Orangen- und Zitronenpflanzungen, zwischenhinein die silbergrauen Olivenhaine. Und welche abenteuerlichen grotesken Gewächse bedecken dort ganze Felder und strecken wunderliche Arme mit tellerförmigen Händen gen Himmel? Das sind die indianischen Feigen, die Opuntienkaktuspflanzen, deren erfrischende, eigroße Früchte im August kommen und überaus beliebt sind, so daß dieses von den Spaniern aus Mexiko eingeführte Gewächs[1] überall in Sizilien in Massen auftritt

postkarten (des Verlags G. Ricordi in Mailand). In kecker Farbenpracht bringen sie einem die Glut des südlichen Landes aufs lebendigste vor die Seele.

[1] Übrigens scheint Gregorovius es nicht für so ganz ausgemacht zu halten, daß Kaktuspflanzen der antiken Welt fremd waren und erst seit der Erschließung Amerikas nach Afrika, Asien und dem Süden Europas gelangten. Denn ausdrücklich erwähnt er, daß auf dem im Dom zu Girgenti aufbewahrten antiken Sarkophage mit der Geschichte der Phädra und des Hippolyt „der Kaktus Siziliens", also der Opuntienkaktus, neben andern Pflanzen wahrzunehmen sei. Leider war mir diese Bemerkung des gelehrten Forschers nicht mehr gegenwärtig, als ich jenen Sarkophag besah, so daß ich es unterließ, meine Aufmerksamkeit auf diese botanische Merkwürdigkeit zu richten; sie wäre einer gründlichen Untersuchung wert. Denn, wenn der unzweifelhaft antik griechische

und der Landschaft einen eigentümlich tropischen Charakter verleiht. Mehr vereinzelt stehen die Karubben, die durch ihre dunkeln, glänzenden und gezackten Blätter erkenntlichen Johannisbrotbäume, während die hohen Mandelbäume, die jetzt bereits reife Früchte zeigten, ganze Felder bedeckten. Am liebsten aber kehrte der Blick immer wieder zurück zu den Agrumen, wie Orangen und Zitronen samthaft bezeichnet werden. Ganze Wälder dieser köstlichen Bäume vor sich zu haben und, während die gelben und die dunkler glühenden Früchte an ihnen zu Tausenden hingen, zugleich auch den süßen Duft ihrer Blüten einzuatmen, das hatte für uns allerdings etwas Berauschendes. Daß wir uns mit Ansehen und Riechen übrigens nicht begnügten, bedarf wohl keiner Versicherung. Für einen Soldo bekommt sogar der Fremde zwei bis drei Orangen, der Einheimische natürlich hat sie billiger. Nun ist in dem warmen Lande auf einer Wanderung wohl auch nichts erquicklicher als der Saft dieser feinsten Frucht, die, gleich jeder andern, frisch vom Baum besser schmeckt, als wenn sie zuerst eine Reise gemacht hat und beim Händler hat warten müssen, bis sie verzehrt wird. Wir waren einstimmig, niemals zu Hause so süße und duftende Orangen gegessen zu haben, was wohl auch damit zusammenhängt, daß man die vollreifen nicht zu versenden wagt.

Noch andere seltene Pflanzen lernten wir an demselben Sonntag Abend im botanischen und dann im öffentlichen Stadtgarten Palermos kennen; denn natürlich gestattet der milde Himmel Siziliens und die ganz besonders geschützte Lage der unvergleichlichen Stadt, daß hier alle Gewächse der Tropen bei einiger Sorgfalt gedeihen. Hohe, früchte-

Sarg wirklich die Nachbildung des sizilischen Kaktus zeigen sollte, so wäre damit diese Frage wohl definitiv entschieden und zwar mit einem ganz neuen, überraschenden Resultat.

behangene Bananen, blühende Dattelpalmen haben hier nicht Treibhauscharakter, man findet sie auch auf allen Landgütern der Umgebung. Und die starken Bambusrohre, die uns der kleine Neger im botanischen Garten mit besonderm Grinsen wies, wachsen an manchen Orten der Insel wild, z. B. in der Umgegend von Syrakus, wie ich mich selbst überzeugte. Reizvoll ist die Anlage des großen öffentlichen Gartens. Auf ein großes, mit zierlichen Pavillons und Statuen geschmücktes Blumenrondell münden wie Radien nach dem Zentrum die durch Schlingpflanzen bedeckten Laubengänge, die zum Teil wundervolle, eingerahmte Ausblicke nach dem Golf und dem offenen Meer darbieten. Hier konnte man stundenlang spazierengehen oder auf einer Schattenbank träumen. Eine sehr große Mädchenschule, vermutlich das Waiseninstitut Palermos, zog durch den Garten. Weltliche Lehrer und Lehrerinnen gingen zur Seite und hielten Ordnung; vor einem halben Jahrhundert wären es wohl Kapuziner und Nonnen gewesen. So schreitet im Anschluß an das in aufsteigender Entwicklung begriffene einige Italien auch Sizilien vorwärts. Man muß nur nicht vergessen, um dies zu würdigen, was Sizilien unter den letzten Bourbonen war. Welche Widerstandskraft mag in einem Volke wohnen, das eine so himmelschreiende Mißwirtschaft überdauerte und unter bessern politischen Verhältnissen sofort einen Aufschwung nimmt! Diese meine Ansicht von einem möglichen Aufschwunge Siziliens und von der fortschreitenden Volksbildung ist mir allerdings von Kennern des Landes als viel zu optimistisch bezeichnet worden. In einem Schweizer Handelshause in Catania hörte ich z. B., noch immer könne die Hälfte der jungen Bevölkerung — von den Alten nicht erst zu reden! — weder lesen noch schreiben; gute Erziehungsinstitute seien eine seltene Ausnahme, der Staat tue sehr

wenig für den Unterricht, die Gemeinden ebenso. „Sie würden staunen, wenn Sie die niedere Bildungsstufe unserer Abgeordneten prüfen könnten. An angeborenem Schicklichkeitsgefühl fehlt es freilich nicht, noch an elegantem Auftreten und Herausputzen, alles aber nach dem Sprichwort: außen fix, innen nix."

Gewiß sind diese Einwände berechtigt; nur darf man nicht vergessen, daß ein durchschnittlich so hoch begabtes Volk, wie es diese Südländer sind, weniger Schulbildung braucht, um in der Welt gut durchzukommen und sich sogar auf manchen Gebieten auszuzeichnen. Und etwas gebessert hat es doch im Lande seit den bourbonischen Zeiten. Schon die Säuberung der Insel von den früher zahllosen Mönchen die Einführung der weltlichen Schule ist ein Fortschritt; hiezu kommt, daß Sizilianer als Soldaten und Beamte nach Nord- und Mittelitalien gelangen und nach der Rückkehr oft bessere Bildung, vernünftigere Anschauungen in ihre Heimat mitbringen, was selbst Viktor Hehn hervorhebt, der im übrigen über Sizilien allerdings sehr pessimistisch denkt und beifällig einen Ausspruch der „Revue des deux mondes" (1875) zitiert: „Sizilien wäre nur zu helfen, wenn eine Überschwemmung käme, so hoch wie der Ätna, und alle Sizilianer vertilgte." Die Ungerechtigkeit eines solchen Urteils würde man am besten einsehen, wenn man die Zustände der Insel vor hundert Jahren einer gründlichen Vergleichung mit den jetzigen unterziehen wollte, wozu unter anderm Leopold v. Stolbergs und Seumes Reisen manches interessante Material liefern könnten. So haben wir z. B. nirgends an Bäumen gevierteilte Räuber hängen sehen, ein Anblick, dessen sich Seume auf seinem „Spaziergang nach Syrakus" oft zu erfreuen hatte.

9.

Der Tempel der Wildnis (Segesta).

Am folgenden Morgen um fünf Uhr standen zwei von unserm Reisequartett auf dem Bahnhof, um einen Ausflug nach jener Gegend zu unternehmen, wo mitten in gebirgiger Wildnis der Tempel der einstigen Stadt Segesta liegt. Daß bei großen Distanzen und etwas knapper Zeit dieser Abstecher einigermaßen den Charakter des Hastigen annehmen würde, hatte die beiden andern Freunde abgeschreckt. Mir aber lag viel daran, diesen einsamen Tempel zu sehen, und gewiß hat auch mein Begleiter diese Fahrt nicht bereut.

Schon die ersten Stunden auf der Eisenbahn, fast immer dicht längs dem Meere hin, welchen Genuß gewährten sie! Diese vom Morgenwind gekräuselten blauen Wellen, die mit sanfter Brandung an den Uferfelsen in stillen Buchten sich brachen! Hier einmal ein paar, wie es schien, bewohnte Inselchen, kaum einen Büchsenschuß vom Strand entfernt! Es sind die Isole delle Femmine. Dann kommt auf einem Hügel, die Landschaft beherrschend, die reizend gelegene Stadt Carini, im Altertum Hykkara. Von hier war die berühmte Hetäre Lais (die jüngere) gebürtig; als zwölfjähriges Mädchen war sie hier am Strand von griechischen Seeräubern entführt worden, um später dem Maler Apelles als Modell zu dienen. Eine solche Erinnerung gibt Stimmung. Nun folgte die große Bucht von Castellamare, der einstigen Hafenstadt der Segestaner, und bald bog die Bahn vom Meere ab, südlich ins Land hinein, und brachte uns an eine Station, um die herum zunächst keine Ortschaft liegt, die jedoch den beiden einst arabischen Bergstädten Alcamo und Calatafimi den Verkehr mit der übrigen Welt ermöglicht.

Hier stiegen wir aus und zwar war es für uns vorteil=

hafter, mit der Post nach der letztgenannten Stadt zu fahren, obschon man auch von Alcamo aus die Ruinen von Segesta erreichen kann.

Die Fahrt im Wagen, fast immer steil bergan durch eine Gegend, welcher tiefe Talschluchten, steile Hügel und Gebirgsabdachungen viel Abwechslung verleihen, dauerte nahezu zwei Stunden. Denn Calatafimi ist ein eigentliches Bergnest. Mit jeden paar Metern höher wurde die Fernsicht immer erfreulicher. Da hatten wir wieder das Meer und das Vorgebirge S. Vito, teilweise durch den vorgelagerten, prächtigen Monte Sparagio verdeckt, und bis gegen den Strand von Trapani sahen wir von dieser hohen Warte hinab. Auch wehte hier oben ein köstlicher kühler Luftzug, den ich besonders genoß, als ich eine Zeitlang neben dem Wagen herging.

Und nun klapperten die Hufe auf dem Steinpflaster der alten Bergveste, die mit ihrem Sarazenenkastell auf einer Art Pferde- oder Eselsrücken gleichsam reitet, so daß also nach beiden Flanken tiefe Abgründe sie umgeben, was ihr in alten kriegerischen Zeiten oft zum Vorteil gereichen mochte. Ihre Lage scheint auch heutzutage noch strategische Wichtigkeit zu haben, da Garibaldi, von Marsala kommend, sich zuerst durch ein Gefecht dieser Bergstadt bemächtigte.

Mundvorrat und Wein hatten wir in einem Netz bei uns, so daß wir glücklicherweise nicht auf das Albergo angewiesen waren und uns ohne Zeitverlust auf den Weg nach dem von hier noch gut anderthalb Stunden entfernten Tempel machen konnten. Obwohl wir nach Bädekers trefflichem Reisebuch uns leicht selbst würden orientiert haben, ließen wir uns doch, um rascher drauflos schreiten zu können, einen Führer gefallen, nachdem wir zuerst einen gewissen Ekel über seine Erscheinung überwunden hatten. Denn völlig zerlumpt, die Hosen namentlich in einem unbeschreiblichen Zustand,

sah der gelbe Bursche mit den negerartig wulstigen Lippen so aus, als ob in seinem Leben weder ein Schermesser sein Haupt, noch ein Tropfen Wasser seine Haut berührt hätte. Die dicke schwarze Mähne besonders gab ihm das Ansehen eines südamerikanischen Gauchos von indianischer Abstammung. Seine Sprache verstand ich nicht, er nicht die meinige. Doch war er nicht ohne Intelligenz, ja sogar nicht ohne Anstand und Takt. Als wir später auf den Ruinen unsern Imbiß einnahmen, ging er abseits, um nicht zu stören, und wartete ohne begehrliche Blicke ab, was etwa für ihn übrig bleiben werde. Ich hätte unter diesem fast kretinenhaften Äußern so viel Zartgefühl niemals für möglich gehalten.

Er war es auch, der uns auf eine Abkürzung, einen Seitenpfad von der großen Straße aufmerksam machte, wofür wir ihm sehr Dank wissen durften. Denn dieser Weg, zuerst durch den fast ausgetrockneten Fluß, dann unter hohen Opuntien und Agaven hin, führte uns auf einem felsigen Bergpfad, auf dem man sich allerdings vor dem Ausgleiten in acht nehmen mußte, rascher und interessanter zu dem Tempel, den wir einen Augenblick schon von der Straße aus zwischen zwei Bergen wahrgenommen hatten. Links von unserm Pfad ging's in eine Schlucht hinunter; auf dem Felsboden um uns her wucherten doch allerlei würzige Pflanzen, die stark duftende, mir von den Wallistälern her so angenehme graue Artemisia absynthiaca und die mannshohen, für Sizilien charakteristischen, jetzt eben in gelber Blüte stehenden Fenchelbüsche (Finocchio), die man in Italien als Salat und Gemüse genießt. In einem solchen Fenchelstock verborgen soll Prometheus das Feuer aus dem Olymp zur Erde gebracht haben; das getrocknete Mark des Fenchels dient wenigstens noch als Zunder. Von Tieren bemerkten wir außer einigen Zitronenfaltern und andern Tagschmetterlingen nur die großen

grünen Eidechsen, denen es in diesem Sonnenlande besonders gefallen mag.

Endlich hatten wir den Felshügel erstiegen und umkreist, und nun lag auf einmal der einsame Tempel vor uns auf einem Hügelplateau über im Winde wallenden, noch grünen Gerstenfeldern und braunen Äckern. Ringsum im weiten Halbkreis Berge, die bis zu ihren meist spitzen Gipfeln hinauf bebaut sind, aber nur wenige Weiler oder Rebhäuschen in den fernen Weinbergen aufweisen, so daß die Gegend ganz menschenleer erscheint.

Der Tempel macht nicht den Eindruck einer Ruine. Seine sämtlichen Säulen stehen noch im länglichen Viereck und ebenso die beiden Giebel. Man hat ein großartiges, edles, rein dorisches Bauwerk aus der besten Zeit Griechenlands vor sich. Er mag im fünften Jahrhundert vor Christo entstanden sein, damals, als Segesta mit Athen freundliche Beziehungen angeknüpft hatte und athenische Gesandte mit Wohlgefallen bemerkten, welche Schätze in den öffentlichen Kassen der Stadt lagen. Die Verbindung war beiden Städten nicht zum Heil. Durch Segesta wurde Athen in das syrakusische Abenteuer hineingehetzt, das der eigentliche Grund des Untergangs Athens wurde; und Segesta war nach der Niederlage seines großen Verbündeten übler daran als vorher. Diese kriegerischen Ereignisse und bald noch schlimmere verhinderten, daß der Tempel fertig gebaut wurde. Segesta, das von einer aus Trojanern und Phociern, vielleicht auch Persern gemischten Bevölkerung soll gegründet worden sein, lag in erbitterter Fehde mit dem nahen Selinus (an der Küste). Mit Hilfe der Karthager, an die es sich nun wandte, besiegte es freilich diese griechische Pflanzstadt, aber dies Bündnis mit den in Sizilien verhaßten Puniern sollte das Verhängnis der Stadt werden. Agathokles verzieh es der Stadt nicht, den Erbfeind

ins Land gerufen zu haben. Selbst von einem nicht glücklichen Zug gegen die Karthager zurückkehrend, drang er im Jahr 306 v. Christo in Segesta ein und schlachtete aufs grausamste die ganze Einwohnerschaft. Es war nicht eine gewöhnliche Plünderung mit Todschlag, es sollte ein abschreckendes Strafgericht sein. In ehernen Gefäßen wurden die Männer lebendig geröstet, den Frauen die Brüste abgeschnitten und die Fußknöchel mit Zangen zerquetscht; es war ein gründliches Ausmorden, dem die Zerstörung der Gebäude folgte. Auch der Name der Stadt sollte vertilgt werden. Dikäopolis hieß die blutige Stätte fortan. Erst in römischer Zeit brachte sie es zu einer kleinen Nachblüte unter dem früheren Namen. Später mögen ihr die Sarazenen vollends den Garaus gemacht haben, so daß nun öde Wildnis ist, wo einst ein großes Volk zu den Göttern betete, Ratsversammlungen hielt und im Theater an Werken der griechischen Tragiker sich labte.

Wenn die Seelen Verstorbener wirklich zurückkehren könnten an die Stätte ihres einstigen Erdendaseins, welche Scharen wallender Gespenster müßten nachts um diesen Tempel sich sammeln, welch ein unendliches Ächzen und Seufzen durch seine Hallen ziehen und ringsum auf den Hügeln das Echo wecken und weiter klingen unten am Flüßchen Skamander, das jetzt fiume caldo heißt! Selbst heute um die Mittagsstunde brütete eine unbeschreibliche Melancholie über dem einsamen Heiligtum, dessen gelbbraune Säulen die Strahlen der Sonne gleichsam in sich aufsogen. Im Innern des Tempels wuchert Gras und Nesselkraut, auch hohe Disteln schmiegen sich an sein Mauerwerk. Der offene Himmel blickt hinein. Ein Raubvogel hing dort im Luftraum, ruhig kreisend mit kaum merklichem Flügelschlag. Geister, wie Byrons düstre Phantasie sie schaute, wie sie in

seinen Mysterien, in seinem Manfred sich zusammenfinden, könnten kein besseres Stelldichein finden als in dieser Wildnis hinter den Bergen, in den weiten, öden, gegen das ferne Meer hin abfallenden Gefilden den alten dorischen Tempel, der auf Hekatomben von Menschenopfern einst hinabschaute.

Doch auch vom Theater der unseligen Stadt sind noch bedeutende Überreste da. Auf dem Berge rechts vom Tempel liegen sie in so hoher günstiger Lage, daß der Blick des auf den alten Marmorsitzen sich hinstreckenden Besuchers auch das Meer umfaßt und der weitesten Rundsicht genießt, aber einer durchaus ernst stimmenden. Die Berge sind braun, und ihre Gipfel zeigen harte, zackige Formen. Auch in der Talmulde ist nichts Helles außer der sonnebeschienenen weißen Straße, die zum Meer hinabführt. Drüben auf einem Hügel lehnt auf seinem Stab ein einsamer Hirt; um ihn her suchen die Schafe ihr auf dem dürren Grund nicht reichlich sprießendes Futter. Wolkenschatten huschen zuweilen wie Dämonenfittige am Berg hinan. Man könnte hier tagelang träumen und sinnen, und alle Gedanken würden immer wieder zu dem einen Worte Vergänglichkeit zurückkehren.

Aber uns mahnte die stetig weiterrückende Sonne zur Eile. So stiegen wir denn vom Monte Barbaro, wie der Hügel mit dem antiken Theater jetzt heißt, in das kleine Flußtal hinab. Dort fehlt es nicht an Bäumen und Buschwerk, in dessen Schatten Hirten lagen, deren Hunde scharfen Laut gaben. Neugierige Rinder, von der campanischen Art, mit den ungeheuren Hörnern, drängten sich auf einem Hügel zusammen und starrten die Fremdlinge an; an einer andern Stelle weideten Rosse und Esel einträchtiglich nebeneinander. Das Flüßchen überschreitet man auf Hupfsteinen ohne Brücke. Und nun ging's auf der heißen Landstraße wohl anderthalb Stunden lang stetig bergauf nach Calatafimi zurück. Zum

Glück wehte doch immer wieder ein frischer Luftzug, und meine eigene Ausdauer stählte sich, wenn ich auf den rüstig vorausschreitenden Freund blickte, der, an die Sonne Ungarns gewöhnt, auch unter der Sonne Siziliens nicht sonderlich zu leiden schien. Auch war der Weg nicht ohne Reiz, da zur Rechten die tiefe, vegetationsreiche Talschlucht sich hinzog und jenseits derselben die malerischen Hügel und Berge dem Auge Unterhaltung gewährten. Und als nun vollends Calatafimi in Sicht kam, als wir seine grauen Stadtmauern und Tore sahen, aus denen Frauen und Mädchen, antik geformte Krüge auf den Schultern tragend, zur Tiefe niederstiegen, um aus dem dort sickernden Bache Wasser zu holen, da belebte sich unser Schritt, und bald nahmen uns die kühlen, engen Gassen der Bergstadt in ihren Schatten, und im einzigen kleinen Café der Ortschaft ließen wir uns den aromatischen Trank Arabiens und dazu Wasser mit ein paar Tropfen Absinth wohl schmecken. Die Einwohnerschaft aber behandelte unsere Anwesenheit als ein Ereignis und drängte sich in den kleinen offenen Raum zu ebener Erde, soweit Platz war. Knaben berührten heimlich unsere Kleider, und keine unserer Bewegungen, kein Wort, das wir zueinander sprachen, entging ihren Sperberblicken, so daß man glauben konnte, in einem fernen Weltteil unter Wilden zu sein. Doch war ihre Neugier gutartig und durch einige Höflichkeit immer wieder in Schranken gehalten. Auch jagten wohl die anwesenden Männer die Jugend zuweilen mit ein paar Worten aus der Stube ins Freie. Am auffallendsten ist diesen guten Leuten wohl nicht so sehr die Erscheinung des Fremden als vielmehr die Tatsache, daß er aus fernen Ländern, von denen sie nur eine unklare Vorstellung haben, herkommt, um ihr Land zu besuchen. Das erleben sie nun zwar im Frühling, der hauptsächlichsten Reisezeit, fast jeden

Tag, aber es scheint ihnen, die selbst ruhig ihr Dasein in ihrem Städtchen vollbringen, immer wieder merkwürdig, obwohl sie von dem Wert ihrer Altertümer durchdrungen sind.

Die Postfahrt nach der Station hinunter ging glücklich von statten. Der Postillon fuhr die zahlreichen Windungen der stark geneigten Bergstraße nicht im Galopp, wie das auf unsern schweizerischen Bergstraßen mit so großer Kühnheit und merkwürdigerweise ohne Unfall geschieht, sondern er hielt die Pferde mit einer Vorsicht zurück, die mir an einem italienischen Vetturin ganz neu und — offen gestanden — angenehm war. Auch so kamen wir viel zu früh zur Station. Doch trug uns dies ein artiges kleines Abenteuer ein. Um nämlich die Zeit einigermaßen hinzubringen, spazierten wir von der Station weg in der Richtung eines Landgutes und blickten einen Moment durch das Gitter in den Hof desselben. Alsobald erschien an der Tür des jenseits des kleinen Hofes liegenden Hauses der Herr der Besitzung, winkte uns zu und forderte uns in so höflichen Worten auf, einzutreten, daß wir nicht ablehnen konnten. Er lud uns sogar ein, da er soeben mit der Familie bei der Abendmahlzeit sitze, seine Tischgäste zu sein; dafür dankten wir doch, da wir schon wußten, daß es zur sizilianischen (wie auch zur andalusischen) Höflichkeit gehört, einem zwar das ganze Haus zur Verfügung zu stellen, dabei jedoch als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß der so Eingeladene die Sache nicht zu ernstlich nimmt. Dagegen sandte uns der artige Besitzer durch seinen Sohn ein Glas Wein in den Garten, wo wir neben einigen Zitronen- und Oleanderbäumen uns gesetzt hatten, und später noch einen Teller gekochter Artischocken. Auch zwei Stühle hatte man uns aus dem Hause herbeigeschafft. So waren wir auf einmal bei einem Gutsbesitzer zu Gast, der sich eine Freude daraus machte, zwei wildfremden Menschen

eine Freundlichkeit zu erweisen. Ich erinnerte mich in diesem Augenblick daran, daß mir vor einem Jahr in der Gegend von Schangnau im Emmental, als ich bei einem Gewitter unter dem Dach eines einsamen Bauernhauses Zuflucht gesucht hatte, die Bäuerin vom Fenster aus zurief, ich solle machen, daß ich fortkomme, eine Ungastlichkeit, wie sie mir allerdings auch nur dieses eine Mal in der Schweiz vorgekommen ist. Als wir das Gehöfte des Sizilianers verließen, kam er wieder herbei, reichte jedem die Hand und wünschte uns eine glückliche Reise. Natürlich versicherte ich ihm, daß ihm auch in Bern eine Tür jederzeit offenstehe, fühlte aber selbst, wie wenig das sagen wolle, da der biedere Insulaner den germanischen Drang, in der weiten Welt herumzufahren, nicht kennt.

Wir kehrten zur Eisenbahnstation zurück, und es mag hier erwähnt werden, daß auch eine Eisenbahnstation in Sizilien nicht ohne Reiz ist, wenigstens im Frühling. Denn überall findet man als hohes Gebüsch, lange natürliche Zäune bildend, jene Geraniumpflanzen, die bei uns Zimmergewächs sind. Ihre moschusduftenden Blätter schon sind angenehm, jetzt aber standen sie eben in voller Blüte und die intensiv roten Dolden leuchteten oft weite Strecken entlang der Bahnlinie. Der charakteristische Baum der Eisenbahnstationen jedoch ist — schon in Italien, besonders im Römischen, und von da weg südlich — der gegen Malariafieber als Heilpflanze erkannte Eukalyptus. Da die Eisenbahnstationen in der Ebene liegen, mag er da sehr notwendig sein. Er ist ein hoher, schlanker Baum, dessen herabhängende Zweige lange, lanzettförmige, stark riechende Blätter tragen. An vielen Stationen ist er so zahlreich vorhanden, daß man wie in eine Allee oder einen kleinen Wald einfährt. Auch mit Schlingrosen und Glyzinen sind die Stationshäuser oft bekleidet, und aus hübschen Gärtchen

grüßen Blumen, die bei uns nur in den vornehmsten Ziergärten gedeihen.

Die Heimfahrt nach Palermo, dem Meer entlang, war nun am Abend und in der Rückerinnerung aller der Eindrücke dieses Tages vielleicht noch schöner als die Fahrt in der Frühe. Nur schien mir mit dem System schweizerischer Wagen, die auf dieser Linie fahren, auch das System schweizerischer Sparsamkeit zu herrschen, indem die Passagiere in den wenigen Waggons sehr eng eingepfercht wurden. Zum Glück opferten sich ein paar einheimische Herren auf und faßten draußen auf den Treppen Posto, so daß man sich doch etwas rühren konnte.

10.

Girgenti.

Hätten wir unsern Abstecher nach Segesta um einen Tag verlängert, so hätten wir auch die Trümmerfelder der Tempel von Selinunt besuchen können. Aber welchem Reisenden begegnet es nicht, daß er einen einzelnen Gang der überreichen Mahlzeit, die ihm ein fremdes Land auftischt, muß an sich vorübergehen lassen? Einigermaßen entschädigte uns das Museum von Palermo für diese Unterlassung; gerade aus dem alten Selinus hat es herrliche Werke, die vier Metopen des Heratempels, jenen Zeus, der die sich entschleiernde Hera zu sich niederzieht, Herakles im Kampf mit einer Amazone u. s. w. Und statt der wild übereinanderliegenden Säulen der Tempel von Selinunt sollten wir noch aufrecht ragende Tempel am Meere in Bälde zu sehen bekommen, die Tempel von Girgenti. Die Eisenbahnfahrt eines einzigen Nachmittags und Abends brachte uns, mitten durch die Insel, von ihrer Nord- an die Südküste. Zuerst ging's noch östlich, dem

tyrrhenischen Meer entlang, immer durch Zitronen- und Orangenwälder, deren Blütenduft den Waggon erfüllte. In diesen schattigen Baumgärten war auch überall eine reiche Gemüsevegetation zu bemerken. Denn in diesem trockenen Frühjahr litt Sizilien weniger als andere Länder. Ist doch hier Regen in den Frühlingsmonaten überhaupt selten, und weil man sich auf ihn nicht verlassen kann, ist überall für künstliche Bewässerung aufs beste gesorgt. Viele dieser vorzüglichen Bewässerungsanlagen mögen aus arabischer Zeit stammen. Stundenlang, hoch von den Bergen her, ziehen sich schmale, festgemauerte und gedeckte Schalen, in denen das Wasser zu Tal fließt, das nun in alle die Agrumipflanzungen durch abzweigende kleine Kanäle geleitet wird. Übrigens mag diesen Fruchtgärten an der Küste auch die Nähe des Meeres im Morgen- und Abendtau zu gute kommen.

Die Schönheit der Gegend ist derart, daß ein Landschaftsmaler, den der Schnellzug an allen diesen hohen Bergen mit Schloßruinen, mit Felsenstädten, mit Kirchen, Klöstern und Türmen vorüberrisse, in Verzweiflung die Notleine ziehen und verlangen müßte, ausgesetzt zu werden. Bei Termini besonders, wo der Strand eine herrliche Bucht bildet, und die Stadt so phantastisch auf einem Bergrücken thront, den noch höhere Gebirge amphitheatralisch einschließen, waren auch wir nahe daran, auszusteigen und uns hier ganz dem Genuß einer so wonnesamen Natur zu überlassen. Wäre es nur nicht immer so umständlich!

So fuhren wir weiter. Und nun änderte sich sehr bald der Charakter der Gegend, da nunmehr die Bahn nach Süden abbog, ins Innere der Insel, und die Lokomotive uns keuchend ins eigentliche Gebirgsland hinaufzuschleppen begann. Zuerst noch herrliche Weinberge mit Feigenbäumen, ganze Wälder von Mandeln, Oliven. Dann aber wird das Land rauher,

der Baumwuchs selten. Noch wogen Gerstenfelder; die Gerste füttert man den Pferden statt Haber, schon Äschylos spricht von den „gerstkecken Rossen des Zeus." Bald jedoch verschwinden angepflanzte Äcker. Dafür wuchert gelber Ginster, und jetzt wird auch der Staub des Bodens gelblich. Denn wir nähern uns hinter Roccapalumba den Schwefelminen von Lercara. Bald sehen wir auf allen Bahnhöfen ganze Wagenladungen dieses für die Gegend so wichtigen Ausfuhrartikels. Eine Zeitlang zeigt nun das Land eine gewisse wilde Einförmigkeit mit Hochebenencharakter; schroffe, zackige Berge stehen zwar zu beiden Seiten, aber sie scheinen ihre vielleicht schönere und interessantere Front nach einer andern Richtung zu kehren; eine Schweiz von hinten — das ist der Eindruck, den ich empfange. Aber später bei Cammarata, Sutera, Aragona-Caldare werden die Gebirge malerischer, die Schluchten zur Seite der Bergbahn tiefer, Kastelle, Städte liegen auf steilen Felskegeln; dann folgt wieder schweigende Wildnis, schon von den Abendschatten eingesponnen. In einer Kluft flackert ein kleines Feuer, drei Männer hocken daran und blicken empor zu dem mühsam die Höhe erklimmenden Bahnzuge. An alle einzelnen Eindrücke der Fahrt vermag ich mich nicht mehr zu erinnern, nur weiß ich, daß mich keinen Augenblick Schlaflust anwandelte, daß ich immer genug zu schauen fand.

Endlich, nach einigen Tunnels, war die Paßhöhe erreicht, und nun begann die Niederfahrt gegen Girgenti. Es dunkelte zu sehr, um die Prachtaussicht, die sich hier bis ans Meer — ans afrikanische Meer — auftat, noch recht zu genießen. Gegen neun Uhr abends langten wir an.

Aber man stelle sich nicht vor, daß man mit der Eisenbahn nach Girgenti einfahre. Auf einer steilen Anhöhe dem Bahnhofe gegenüber liegt das einstige Akragas. Nur in un-

gefähren Umrissen sahen wir die Stadt über uns ragen wie ein hohes Festungsbollwerk. Als wir einen Wagen nahmen, hatten wir unser Gepäck handgreiflich zu verteidigen gegen ein paar Kerle, die uns auf verschiedene Wagen verteilen wollten. Doch setzten wir unsern Willen durch und erreichten in langsamer Fahrt allmählich das alte Stadttor und dann auch unser von einem römischen Wirt gehaltenes Albergo Belvedere. Selten war dieser Name berechtigter als hier. Denn als wir rasch zuerst unsere Zimmer uns weisen ließen, und auf die vor jedem Türfenster befindlichen Balkone hinaustraten — wie überwältigte uns das staunende Entzücken über den Anblick, der sich hier uns bot! Vom Mondlicht übergossen lag zu unsern Füßen die in steilem Abfall zum Meer sich senkende weite, fruchtbare Ebene, ein Wipfelmeer aus Gärten, einst aber das eigentliche Gebiet der antiken gewaltigen Stadt. In dieser ausgedehnten offenen Mulde war sie ausgegossen, von der das heutige Girgenti nur eine kleine Bergvorstadt bildete. Dort unten auch mußten, wenn auch jetzt im Mondlicht schwer erkennbar, die großen Tempel stehen (am Tag dann sahen wir sie immerfort von unsern Fenstern aus). Und über alles dies schweifte der Blick hinaus ins offene flimmernde Meer, mit keinem andern Gegenüber als — in der Phantasie — dem alten Karthago oder dem heutigen Tunis. Große Freude über solches Wohnen zog in unsere Gemüter ein. Das war erste Galerie Fremdenloge im großen Welttheater, wo Natur und Geschichte dem Auge und dem sinnenden Geist ein wunderbares Stück aufführen. Diesen Schauplatz, auf dem einst eine der mächtigsten griechischen Städte lag, eine Stadt von nahezu einer Million Einwohner, jetzt einige Tage und Abende und Nächte still unter unsern Füßen zu haben, sich zu erinnern, daß hier Äschylos und Pindar lebten als Freunde des edeln Beherrschers

der Stadt, Therons, der in ähnlicher Weise, wie die Fürsten der Medici Florenz, Akragas regierte, das war eine Vorstellung, die aus diesem einfachen Albergo Belvedere einen Zauberpalast machte. Hier zu wohnen, möchte ich jedem Besucher Girgentis empfehlen. Liebe Berner Freunde, die vor einigen Jahren in Sizilien reisten, waren im ersten Hotel abgestiegen und bewohnten zwar prachtvolle Räume, hatten aber von Ungeziefer sehr zu leiden und klagten mir auch, die Verpflegung sei unglaublich schlecht gewesen. Hier im Belvedere war sie vortrefflich und billig dazu. Das Haus wird von einem Römer gehalten, Guiseppe Oreste de Angelis, dessen Söhne und andere Familienglieder die Gäste bedienen. Der alte Herr selbst ist ein gebildeter Mann, der in seiner Privatbibliothek ernste geschichtliche und naturwissenschaftliche Werke hat. Das schöne Italienisch, das er und die Seinen sprechen, ist in Sizilien ein wahres Labsal. Er hat auch einigermaßen die römische Küche hier eingeführt; die Weine, rote und weiße, oder vielmehr braune, beide gleich feurig und wohlschmeckend, waren im Pensionspreis inbegriffen. Die Betten, allerdings nicht so breit, wie sie sonst in Italien vorkommen, waren reinlich, von Ungeziefer keine Spur. Wir fühlten uns daher hier überaus behaglich, da auch der Ton, der im Hause herrschte, ein freundlich ernster war, ohne unnütze Worte oder Lärm.

Spät suchten wir an jenem ersten Abend unsere Betten auf, da es schwer war, sich vom Anblick der mondbeglänzten Landschaft zu trennen. Und wie Kinder, denen zu Weihnacht ein ersehntes Spiel oder ein schönes Buch geschenkt worden, am Morgen beim Erwachen zuerst nachsehen, ob es denn wirklich noch da ist, ob sie von all der Herrlichkeit nicht etwa nur geträumt haben, so eilten wir in der Frühe, noch bevor wir uns angekleidet, an die offenen Balkontüren. Es war

alles Wirklichkeit und doch schier unbegreiflich. Jetzt, im Glanz der Morgensonne, erkannten wir auch in der zerklüfteten und von Schluchten durchzogenen Ebene, die jedoch reich bewaldet erscheint, weil Oliven und Mandeln in unabsehbaren Baumgärten hier angepflanzt sind, die auf langgestreckten Hügeln stehenden braunroten Tempel und ganz unten am Meer die Häuser am alten Porto d'Empedocle (Hafen des Empedokles). Eine griechische eher als eine italienische Landschaft zu sehen, hatte man das Gefühl, freilich eine griechische Landschaft mit etwas afrikanischer Zutat. An Afrika erinnerte unter anderm, wenn man früh morgens die ins Stadttor einziehenden Reiter in ihren Burnussen sah. Die mit dem Mantel ein Stück bildende Kapuze hatten sie über den Kopf gezogen; manchem lag vorn über den hohen arabischen Sattel eine lange Flinte, oder er hatte einen speerähnlichen Stab im Stiefelschaft stecken. Zuweilen saß auf der Croupe desselben Reittiers ein verhülltes Weib, das den Mann von hinten umschlungen hielt. Es waren Landleute, die Gemüse zur Stadt brachten, der Esel oder das Maultier mußte auch diese tragen.

Nach dem Frühstück machten wir uns eilends auf den Weg nach den Tempeln in der Ebene. In Zickzack führt eine breite Fahrstraße hinunter, anfänglich mit schöner Aussicht, später zwischen den Mauern der reich bepflanzten Gärten und Felder. Saumtiere und Karren, mit Wasserfässern beladen, begegneten uns; die Stadt wird von hier unten, aus den alten Flüßchen Drago und Akragas, mit diesem unentbehrlichsten Lebensmittel versorgt. Sonst war wenig Leben auf der Straße, ein paar Bettler, abgerechnet, die auf den Fremden lauern.

Links geht es dann auf einem angenehmen Seitenpfad, an einem kleinen Landgut und an prächtigen Mandelhainen

vorüber, zunächst zu den beiden noch aufrecht stehenden Tempeln, von denen der erste (irrtümlich) Tempel der Concordia, der zweite Heratempel genannt wird. In einer Entfernung von nur zehn Minuten liegen diese beiden Ehrfurcht erweckenden Heiligtümer uralter Zeit; vom einen sieht man zum andern, beide stehen sie auf mäßig hohem Hügelkamm und blicken über die Ebene hin und über das nahe Meer. Von ihren Stufen, namentlich von den Stufen des höhern Heratempels, übersieht man den Umfang der alten Stadt am besten und genießt mit stiller Bewunderung nun auch die Lage des heutigen Girgenti, das sich auf seinem steilen Felsrücken wie eine Akropolis über dem Tal erhebt. Ernst und majestätisch wirken diese dorischen Bauwerke mit ihren braunen, gewaltigen Säulen in den rein harmonischen Verhältnissen, die dieser durch Einfachheit so erhabenen Architektur eigentümlich sind. Hier reden auch die Steine, und zwar reden sie dieselbe klare, natürliche und doch hoheitsvolle Sprache, die aus Griechenlands Poesie zu uns spricht. Unsere gotischen Dome sind wie die romantischen Dichtungen des Mittelalters phantastisch ausschweifend und voll von Dämmerungen und Ahnungen. Diese auf mathematischen Grundformen beruhenden Tempel des alten Hellas sind in Licht und Schatten bestimmt wie Homers Dichtungen, wie die ernsten und scharfen Wechselreden eines Sophokleischen Dramas. „Der dorische Tempel ist das leibhaftige Abbild der strengen griechischen Weltordnung und ihrer tragischen Notwendigkeit; aller Zufall wie alles Phantastische ist von dieser ernsten Form abgeschieden, deren majestätische Einheit nicht zersplittert werden darf.“ (Gregorovius.)

Westlich liegen zwei andere gewaltige Tempel, aber freilich sie liegen, in des Wortes vollster Bedeutung; ihre ungeheuren Trümmer sind hingestreut über die mit Akanthus und Aspho-

delos bewachsenen Hügel, auf denen sie einst, zu Ehren des Herakles der eine, als Zeusheiligtum der andere, so ehrfurchtgebietend über die Stadt hinschauten. Der Zeustempel, das Olympeion, war eines der berühmtesten Bauwerke des ganzen Altertums gewesen, aus derselben Zeit wie das Pantheon zu Athen. Daß ihn die Karthager, obschon er als Denkmal eines Sieges über sie (bei Himera) war errichtet worden, nach ihrer Einnahme der Stadt nicht zu zerstören vermochten, ist gewiß; denn Polybius sah ihn noch aufrecht, und man kennt den Tag, an dem seine letzten aufrecht stehenden Säulen stürzten (9. Dezember 1401). Aber da eigentümlicherweise die riesigen Säulen alle an ihrer Basis zugespitzt erscheinen, vermutet man doch, daß entweder schon die Karthager hiedurch den spätern Fall des ihnen verhaßten Tempels vorbereiteten, oder daß ihre stammverwandten Nachkommen, die Sarazenen, an der Zerstörung arbeiteten. Noch liegt aber dort eine riesenhafte Figur, ein als Karyatide gedachter Gigante, der einst einen Teil des Gebälkes zu tragen hatte. Das kolossale Steinbild hat in seiner ungeschlachten Größe und im Stil fast mehr etwas Ägyptisches als Griechisches, ist aber jedenfalls, wie es, zum ewigen Schlaf gebettet, hier den ungeheuren Leib der heißen Sonne darbietet, ein passendes Symbol der untergegangenen Größe der alten Stadt und ihrer Götter. Das moderne Girgenti hat diesen Riesen oder wilden Mann ins Stadtwappen aufgenommen.

Der Rückweg von den Tempeln war in der Mittagsstunde ein ziemlich heißes Stück Arbeit; doch wehte häufig ein köstlicher Luftzug von der Höhe. Wenn der Tradition zu trauen ist, verdanken wir diese Kühlung keinem Geringern als dem einstigen gottähnlichen Wohltäter der Stadt, dem weisen Empedokles. In dem Felsenkamm hinter der Stadt zeigt sich nämlich eine seltsame Lücke, durch die allein der

Nordwind Zutritt hat. Diese Lücke hat Empedokles einschneiden lassen, „damit der gesundheitbringende Nordwind die fieberschwangern Dünste der Ebene weit ins Meer hinausblase.“ Man findet diese Notiz bei Plutarch und andern alten Schriftstellern und sie hat viel für sich. Die Malaria herrscht tatsächlich in Küstenstrichen Siziliens, welche von der Tramontana abgesperrt sind. Warum sollte ein so berühmter Arzt und Naturforscher, als welcher Empedokles im ganzen Altertum bewundert wurde, einen solchen guten Rat nicht gegeben haben? Auch stand der Ausführung um so weniger im Wege, als er das demokratische Akragas eine Zeitlang durch die Gewalt seines Geistes beherrschte, ähnlich wie Pythagoras Kroton. Die Zusammenstellung des Empedokles mit Cagliostro, welche Gregorovius sich gestattet, scheint mir nahezu frivol. Denn wer weiß denn, ob jene griechischen Verse, in denen Empedokles sich selbst Göttlichkeit beilegt, wirklich von ihm verfaßt sind? Der ganze Ton dieser Hexameter mit der Schilderung, wie Empedokles bekränzt und mit priesterlicher Binde geschmückt, begleitet von zahlreichen Anhängern, durch die volkreichen Städte Siziliens gewandert sei und überall Männer und Frauen geheilt habe, hat offenbar epigrammatisch erzählenden Charakter. Auf diese Verse hin von einem „Gott im Kleide des Charlatan“ zu sprechen, wie Gregorovius tut, ist doch gewagt. Unendlich viel schöner hatte der Dichter Hölderlin den Charakter dieses fast mythischen Philosophen und Volksführers gefaßt, als er daran ging, jenes leider Fragment gebliebene Trauerspiel zu schreiben, welches vornehmlich den Wert individueller sittlicher Größe gegenüber der gemeinen Gesinnung der Massen hervorheben sollte.

Fast noch berühmter als Empedokles ist der frühere Tyrann von Akragas, jener Phalaris, der in einem bronzenen Stier,

unter dem man Feuer schürte, seine Feinde braten ließ, was von Historikern auf das nahe Karthago und seinen Molochdienst gedeutet wird. Der Stier war übrigens in noch verhältnismäßig später historischer Zeit vorhanden, viele Schriftsteller des Altertums erzählen von ihm, und dieser Hinrichtungsmodus ist außerdem ganz glaubhaft für jene Zeiten. Man muß sich einen solchen Fürsten, wie der bei aller Wildheit tapfere und geniale Phalaris es war, ungefähr wie einen König Theodorus von Abyssinien oder wie jenen asiatischen Despoten Jakub Chan vorstellen, der dem Reisenden Schlagintweit als Antwort auf eine einzige kecke Äußerung desselben die Gurgel abschneiden ließ. Auch fragt sich mir sehr, ob nicht noch heutzutage eine Bevölkerung wie speziell diejenige Girgentis an die Funktionen eines ehernen Stieres sich ziemlich rasch gewöhnen und daran Vergnügen finden würde, denn es sind gewalttätige Bursche, diese Nachkommen der Agrigentiner, und den ungeschlachten Riesen führen sie nicht umsonst im Stadtwappen; auch Bädeker klagt, die Jugend Girgentis sei schlimm. Wenn der Tourist einigermaßen feinfühlig ist, merkt er dergleichen, auch ohne daß ihm gerade besondere Abenteuer zustoßen. Ich weiß nur, daß ich im Gegensatz zu Girgenti nachher in Syrakus die gewiß auch dort herrschende Zudringlichkeit gegenüber den Fremden doch fast nur als Liebenswürdigkeit empfand, weil sie in weichen, höflichen Formen sich hielt.

Bei alledem stammen die Agrigentiner keineswegs von einem heroischen Volke ab, im Gegenteil war die Bevölkerung des alten Akragas eine in Kriegszeiten zaghafte und überaus weichliche und schwelgerische. Aus Diodor wissen wir, daß alle Arbeit ausschließlich von Sklaven getan wurde, daß reichere Bürger deren 500 hielten. Sie trugen die feinsten Kleider, Riechfläschchen von Gold und Silber; ihren

Lieblingspferden, Hunden, Vögeln setzten sie Grabmäler; das sogenannte Grab des Theron, das unten bei den großen Tempeln noch steht, ist vermutlich nur ein Pferdemausoleum. Zur Zeit der Belagerung durch die Karthager mußte ausdrücklich ein Volksbeschluß gefaßt werden, kein Wachtposten dürfe zum Lager mehr mit sich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkissen! Da begreift man allerdings, daß diese Stadt von 800000 Einwohnern so schnell verzagte, als die Karthager (406) mit der Belagerung Ernst machten und die den Agrigentinern zugesandte Getreideflotte abfingen, so daß Hunger drohte. Die Lage der Stadt war noch lange keine verzweifelte, da ein Hilfsheer der Syrakuser die Karthager im Schach hielt. Aber das an Entbehrungen nicht gewöhnte Volk erlag der Angst vor der drohenden Hungersnot im voraus und faßte den unerhörten Beschluß, nachts in aller Stille die wohlbefestigte Stadt zu verlassen und sich fortzustehlen. Das geschah und zwar in so schimpflicher Eile, daß man sich um Kranke und altersschwache Leute nicht bekümmerte, sondern sie dem Feind auf Gnade und Ungnade überließ. Nur wenige hatten den Mut, sich in ihren Wohnungen selbst den Tod zu geben, und auch dieser Mut wurzelte vielleicht in der Furcht vor den Beschwerden des Auszugs. Nach Gela wandte sich das fliehende Volk. Himilko rückte dann, seinen Augen kaum trauend, andern Tages in die verödete Stadt ein, wo seine Krieger natürlich mit den noch Zurückgebliebenen kurzen Prozeß machten. Die unermeßlich reiche Beute ließ Himilko nach Karthago schaffen und dann die Stadt so gründlich zerstören, als es irgend möglich war, dies jedoch erst, nachdem er mit seinem Heere dort überwintert hatte. Weil das Feuer an steinernen Tempeln wenig ausrichtete, wurden wenigstens die Reliefs derselben zerschlagen, ebenso alle

Statuen. Was da an Kunstwerken der besten Zeit zu Grunde gehen mochte, ist unermeßlich und einiger Antisemitismus im Hinblick auf die punischen Barbaren gewiß erlaubt.

In solchen Erinnerungen ergeht man sich unwillkürlich, wenn man auf diesem Boden steht, der in seiner Tiefe unter all den schönen Fruchthainen, die vom Berg bis zum Strand sich erstrecken, wohl noch manches Denkmal an die einstige Größe und Kunstblüte des alten Akragas birgt. Und immer wieder kehrt der Blick zu den einsamen Tempeln zurück, die ungefähr in der Mitte zwischen dem Meere und der heutigen Bergstadt die ernste, bei Tag und Nacht gleich feierliche Landschaft beherrschen. Eine hohe Promenade vor dem östlichen Tor Girgentis, abends der Corso der Stadt, gewährt einen besonders schönen Überblick, und der Sonnenuntergang, den wir dort erlebten, wird uns allen unvergeßlich sein. Jene Promenade mündet zuletzt gegen einen ehemaligen Steinbruch aus; in der Mitte der wilden Kluft desselben liegt eine kleine moderne Villa, durch ein Eisengitter von jedem Verkehr mit der Außenwelt so völlig abgeschlossen, wie nur jemals die Burg eines mittelalterlichen Raubritters. Denn von drei Seiten hinter ihr ragen die hohen, schroffen Felswände des Steinbruchs, nur die Seite nach dem Meere zu hat Aussicht. Um die Villa grünt und blüht ein verwilderter Garten mit dunklen Cypressen und andern hohen Bäumen. Selbst an dem rötlichen Gestein der Felsen schweben wie in Guirlanden wuchernde Pflanzen, fett in den Blättern und Stengeln, mit schönen rosavioletten Blumen; wir fanden sie nachher auch in einer der Latomien von Syrakus und erfuhren dort, daß dieses Gewächs den imposanten Namen Barba di Giove (Jupitersbart) trägt. Während wir in die Villa hinabblickten, gab der einsiedlerische Eigentümer, ohne daß wir seiner gewahr wurden, einen Schuß ab; er ver-

gnügte sich wohl nach dem Pranzo mit etwas Jagd in der Wildnis seines Gartens.

Daß ein nur einmaliger Besuch der Tempel uns nicht genügt hätte, versteht sich von selbst. Es ist wie mit dem Anhören eines großartigen Musikstückes, die Wiederholung vertieft den Genuß. So brachten wir denn wieder einen köstlichen Mondscheinabend auf dem Balkon unseres trauten Albergo zu und unternahmen am andern Morgen ganz denselben Spaziergang wie Tags zuvor, wobei wir diesmal den Vorteil hatten, daß wir ohne die Begleitung des übrigens sehr artigen und wohlunterrichteten Kustoden auf diesem wunderbaren Trümmerfelde umherwandern durften. Je weniger Gesellschaft an solchem Orte, desto besser! Es ist — wenn auch aus edlerem Motive — doch gerade so wie auf den Goldfeldern Kaliforniens, wo, wenn ein Goldklumpen entdeckt wird, dem Goldgräber auch seine besten Kameraden zu viel sind. Langt gar eine ganze Schar Touristen an, so weicht man gern zu einem abgelegeneren Tempel zurück, da zu der feierlichen Stimmung, welche diese hehren Monumente verbreiten, nur die tiefste Stille paßt. Übrigens konnten wir verhältnismäßig noch von Glück sagen. Wären wir eine Stunde später hieher gekommen, so hätten wir eine große Schule von Mädchen und Knaben angetroffen. In gewiß zehn bis zwölf vollgepfropften Wagen begegneten wir auf unserm Rückweg dieser munteren Jugend mit ihren Lehrern und Lehrerinnen; auch Eßvorräte befanden sich in Körben in den Karossen; es galt offenbar, da unten auf klassischem Boden den ganzen Tag fröhlich zuzubringen, gerade so, wie unsere schweizerischen Schulen etwa das Schlachtfeld von Sempach oder von Murten oder die Wengernalp zum Ziel ihres Ausflugs wählen. Da hatten wir auch wieder eine gute Frucht der weltlichen Schule in Italien vor uns, und gern stellte ich mir vor, wie der

Lehrer oder die Lehrerin den Kindern gewiß in ganz besonders beredten Worten auf dem geweihten Boden, im Schatten der alten Tempel die Geschichte des alten Akragas erzählen und dabei mit ausgestrecktem Arm aufs Meer hinausdeuten und etwa rufen würde: „Von dort kam sie herüber, die Flotte des Karthagers Himilko“ u. s. w. Aber etwas freilich gab diesem Schulausflug doch einen andern Charakter, als ihn ein schweizerischer hat. Hinter den Karossen ritten in voller Uniform und der Ausrüstung mit Säbel, Revolver und Karabiner drei Gendarmen, welche die Stadt zum Schutz so vieler Kinder mitzugeben für notwendig fand. Ich vergewisserte mich noch eigens, indem ich einen der Reiter einen Augenblick aufhielt und ansprach, ob es sich so verhalte, und er bejahte es als etwas ganz Selbstverständliches.

Des im Dom aufbewahrten antiken Sarkophages mit Darstellungen aus der „Phädra“ des Euripides habe ich bereits früher in einer Anmerkung gedacht. Gar so hoch wie Gregorovius kann ich den Ton des Lobes dieser Reliefs nicht stimmen. Er ist ganz „hingerissen von der melancholischen Grazie Phädras“, die er als eine „herrliche Gestalt idealen Ausdrucks“ beschreibt. Vielleicht waren meine Augen noch zu sehr verwöhnt vom Museo Nazionale her in Neapel, wo denn doch ganz anders herrliche Reliefbilder sich finden. Mir schien die Mimik der Gestalten auf diesem Sarkophag etwas übertrieben, die Amme, welche Hippolyt den Brief Phädras überreicht, kam mir geradezu komisch vor. Bei Plutarch liest man, Euripides sei so sehr der Lieblingsdichter des griechischen Siziliens gewesen, daß manche der gefangenen Athener in Syrakus durch schönes Rezitieren einiger Verse des Euripides sich die Freiheit erwarben. Solchen Sinn für Wohlklang guter Verse haben heutzutage einigermaßen noch die romanischen Völker, vor allem die Italiener,

aber zum Teil doch auch die Franzosen bewahrt, während in Deutschland das Gefühl für Rhythmus und sonstigen sprachlichen Wohllaut in der Poesie sich nahezu verloren zu haben scheint.

11.

Über Catania nach Syrakus.

Wenn mir seither in der Heimat in der Erinnerung Syrakus wieder auftaucht, jener lang an der Meeresbucht hinlaufende niedere Hügelzug, auf dessen Hochebene und noch mehr in dessen dem Meere zugekehrter Abdachung die Ruinen der einst größten Stadt des griechischen Altertums liegen, so bin ich mit dem mir davon gebliebenen Bilde sehr zufrieden und denke geradezu mit Wonne an jene beiden Vormittage, da wir vom Fort Euryelus her stundenlang über diesen Hügelzug hinschritten, das verhältnismäßig so wundervoll erhaltene Theater, den riesenhaften Opferaltar und später die berühmten Latomien und andere erinnerungsreiche Denkmäler besuchten. Aber verschweigen will ich doch nicht, daß ich mir nach dem Thukydides ein, wie ich nun weiß falsches, aber schöneres Bild des antiken Syrakus gemacht hatte. Durch alles, was in der Geschichte des Krieges der Athener mit Syrakus von den Latomien erzählt wird, jenen ungeheuren Steinbrüchen, in deren einem 7000 gefangene Athener eingesperrt wurden, war in mir die Vorstellung geweckt worden, als habe dicht hinter der im Halbkreis um die Meeresbucht liegenden, amphitheatralisch emporsteigenden Stadt ein hohes Waldgebirge sich hingezogen, an dessen Steinbrüche die Stadt sich lehnte. Wenn Stadt und Landschaft ungefähr den Anblick dargeboten hätten, den uns auf der Fahrt von Palermo nach Girgenti das schöne Termini

verschaffte, die von Friedrich II. mit dem Beinamen splendidissima ausgezeichnete Seestadt, so wäre mein Phantasiebild erreicht, vielleicht überboten gewesen. So aber war ich bei der Ankunft etwas enttäuscht; nur das auf der Insel Ortygia liegende heutige Syrakus, im Altertum die eigentliche Zwingburg des großen Dionys, entsprach einigermaßen meiner Vorstellung. Im Grund beruht aber jene Enttäuschung nur auf einem Phantasieirrtum in Bezug auf Höhendimensionen. Wer in der Schweiz aufgewachsen, an hohe Berge gewöhnt ist, denkt sich die landschaftlichen Verhältnisse anderer Gegenden nach der vertikalen Proportion leicht ebenfalls so großartig, wie die Heimat sie bietet, und übrigens erfüllt das gebirgige Sizilien in vielen Gegenden seiner Küste und des Innern solche Vorstellungen. Hier, in Syrakus, mußte ich mich erst gewöhnen, ein paar hundert Fuß Höhe abzutragen; dann war eigentlich alles, wie es sein sollte. Und da die Wirklichkeit immer vernünftiger ist als die malerischesten Träume, möchte ich nun bereits nicht mehr, daß Syrakus anders wäre, als wie ich es fand.

Von Girgenti hatten wir uns nicht leichten Herzens getrennt. Jene Fenster unseres Albergo Belvedere, die sozusagen direkt nach Afrika hinüberglitzerten, die Vogelschau über die herrliche Ebene mit den alten Tempeln und dem Meere — wo würden wir etwas so Großartiges auch nur annähernd wieder finden? Auch unser römischer Wirt und seine Familie waren uns ordentlich lieb geworden. Indessen, ganz besonders von Touristen auch gilt es, daß der Mensch keine bleibende Stätte hat, und von der Unruhe des Schubertschen „Wanderers" verspürt auch der Vergnügungsreisende oft mehr, als ihm lieb ist. So rissen wir uns los und verließen die Stadt des Empedokles. Daß eine Lokomotive dieses Namens uns fortführte, schien wenigstens ein gutes

Omen, doch muß ich gestehen, daß „Phalaris“ oder gar „Der Stier des Phalaris“ auf einer rußigen und feuerschnaubenden Lokomotive sich noch besser ausnehmen würde.

Übrigens war von Girgenti aus keineswegs Syrakus, sondern Catania unser nächstes Nachtlager. Denn die nun scharf nach dem Osten und durch das Innere der Insel gehende Fahrt nimmt schon bis Catania sieben bis acht Stunden in Anspruch, was für einmal gerade genug ist. Zuerst geht's wieder nach Aragona zurück und in das Gebiet der Schwefelminen, zu dem auch das Städtchen Grotte, ein ehemals verrufenes Räubernest, gehört. Es folgen Bergstädte wie Serradifalco und das große Caltanisetta. Die Landschaft hat hier in ihrer Wildheit einen eigentümlich stolzen, tragischen Zug. Ich hatte nicht den Eindruck, daß es mich geistig ermüden würde, tagelang auf einem Reittier durch diese Berggegenden zu traben. Von Caltanisetta weg nimmt das Land zusehends an Fruchtbarkeit zu, und die schönen Olivenhaine bei Castrogiovanni ersetzen den fehlenden Wald. Und immer reicher wird die Gegend. Bei Leonforte wogten die Kornfelder, Weizen, Gerste, von indianischen Feigenhecken eingefaßt. Hier zeigten sich auch wieder Mandel- und Johannisbrotbäume. Auf steilem Felskegel blieb seitwärts Agira liegen, der Geburtsort des Geschichtsschreibers Diodor. In jener Gegend, aber nicht an der Bahnlinie, liegt auch Troina, eine Ortschaft von 10300 Einwohnern, die dadurch merkwürdig ist, daß sie oft tagelang den Blicken der Umwohner durch Wolken verhüllt bleibt; sie ist die höchstgelegene Stadt der Insel.

Längst natürlich hatten wir nach dem Ätna — die Sizilianer sprechen deutlich „Etena“ — ausgeblickt und sahen ihn auch längst, ohne doch ganz sicher zu sein, ob wir uns nicht irrten. Der Schnee allein bewies nichts; denn

noch andere hohe Berge zeigten beschneite Gipfel (27. April). Noch weniger ließ sich eine Rauchwolke erkennen, obschon eben jetzt die Zeitungen meldeten, es beginne wieder zu arbeiten in seinen Eingeweiden. Auch hatte Tags zuvor ein ziemlich starkes Erdbeben mit zwei Stößen und einer Wellenbewegung die Einwohner Catanias und noch mehr diejenigen einiger am Ätna gelegenen Städtchen und Dörfer sehr erschreckt. Der Berg, den wir sahen, kam uns für den höchsten Vulkan Europas und höchsten Berg Italiens, für seine 3313 Meter, nicht majestätisch genug vor. Aber es hängt das damit zusammen, daß er sich von Nordwesten her, von wo wir seiner zuerst ansichtig wurden, sehr allmählich erhebt. Als wir ihn später von Taormina aus sahen, kam er uns, je öfter und je länger wir ihn betrachteten, desto imposanter und gewaltiger vor; es geht einem mit ihm ähnlich wie mit dem Petersdom in Rom, dessen Dimensionen man erst nach längerem Verweilen darin verstehen lernt.

Die Nacht in Catania wohnten wir im „Hotel Grande Bretagne", das ein Herr Gockel, ein Sachse, führt. Ich will niemand unrecht tun und daher gleich zugestehen, daß besagter Wirt vom besten Willen erfüllt ist, es seinen Gästen angenehm zu machen, muß aber beifügen, daß er es ganz verkehrt anfängt. Nirgends in Sizilien aßen wir so schlecht, wie hier. Es kommt das einfach daher, daß der Wirt wunders was zu leisten glaubt, wenn er den Fremden ein Mischmasch von deutscher und französischer Küche vorsetzt, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß ein italienischer Koch, der die Zubereitung dieser ihm fremden Art nicht kennt, die ihm unverständlichen Gerichte natürlich sehr schlecht kocht. Italienische Gerichte würde gewiß derselbe Koch vorzüglich herstellen. Aber das ist nun der falsche Ehrenpunkt des ehemaligen Oberkellners und nunmehrigen Wirtes, in Catania

ungefähr dieselbe Table d'hote zu servieren, die er im sächsischen Hof zu Grimma oder in einer Pension am Genfersee servieren würde. Gegen die Zimmer und Betten ist gar nichts zu sagen, auch waren schließlich die Preise nicht exorbitant; aber diese „internationale“ Küche war von großem Einfluß auf das Tempo presto, mit dem wir am andern Vormittag Catania erledigten.

Der Dom und ein schöner monumentaler Marmorbrunnen daselbst mit einem antiken Lavaelefanten, das imposante alte Kastell Ursino, von Friedrich II. erbaut, der Molo am Hafen, namentlich aber der große herrliche Stadtpark, Villa Bellini genannt, mit überaus großartig und zugleich fein ausgesonnenen Gartenanlagen waren die Ziele, nach denen wir unsere Gänge richteten. In den Lauben und auf den Aussichtsestraden der Villa Bellini weilten wir am längsten, bald nach dem Ätna, bald nach dem Häusermeer der Stadt und dem Meere die Blicke spazieren schickend. Im übrigen hatte ich mir Catania glänzender gedacht. Die als Pflasterung und auch als Baumaterial zur Verwendung gekommene schwarze Lava gibt der Stadt einen etwas schmutzigen Ton. Dagegen sind die Straßen sehr breit, schon um bei allfälligen künftigen Erdbeben die wechselseitige Beschädigungsmöglichkeit der stürzenden Häuserreihen zu verringern, wie Gsell-Fels versichert, eine Bemerkung, die nicht besonders gemütlich klingt, besonders wenn man sich erinnert, wie oft die Stadt schon durch Erdbeben vollständig zerstört wurde. Das am 4. Februar 1170 kostete 15 000 Menschen das Leben, das vom 11. Januar 1693 ließ nur fünf Häuser stehen und tötete 16 000 Personen, zwei Drittel der damaligen Bevölkerung. Die Stadt ist jetzt volkreicher und blühender als je zuvor, sie hat über 100 000 Einwohner; mögen ihr ähnliche furchtbare Heimsuchungen erspart bleiben!

Am frühen Nachmittag fuhren wir nach Syrakus. Anfangs ging die Fahrt durch reiche Fruchtgefilde, später am jonischen Meer hin, wo zuerst auch noch die Fruchtgärten sich fortsetzen, so besonders in der Gegend der Hafenstadt Augusta. Es soll hier Orangengärten geben, wo ein einziger Baum oft 3—4000, ja gegen 6000 zu gleicher Zeit reife Früchte trägt, was man sich kaum vorzustellen vermag. Nachher, je mehr man sich Syrakus nähert, wird der Strand baumloser, öder. Einigemale fährt man mitten durch Meersalinen, d. h. zwischen einer Art künstlicher, seichter Teiche, in denen die unter dem Einfluß der Sonne stattfindende Verdunstung des Wassers das Salz zurückläßt, welches nun von den Arbeitern gereinigt und eingesammelt wird. Das Salz, im übrigen Italien Staatsmonopol, ist in Sizilien freier Handelsartikel. Denn, abgesehen vom Meersalz, befinden sich im Innern der Insel ungeheure Salzsteinlager, „ganze Berge von Steinsalz“ (wie uns ein in Catania ansässiger Schweizer versicherte), deren Absperrung aus verschiedenen Gründen nicht möglich wäre. Das Salz der Erde und des Meeres kostet daher auf Sizilien nur ungefähr einen Franken per 100 Kilo; in dieser Beziehung sind also die Einwohner Siziliens günstiger gestellt als die anderen Italiener.

In Syrakus gilt die Casa Politi wohl mit Recht als der für Touristen geeignetste Gasthof; doch hatten wir gelesen und auch gehört, daß der wackere Signor Politi,[1] der kundigste Führer in den Altertümern, gar sehr unter dem Pantoffel einer deutschen Gattin stehe und nun war uns noch in frischer Erinnerung der sächsische Herr Gockel von Catania, so daß wir befürchteten, hier nun nach dem überstandenen Gockel Hinkel und Gackeleia anzutreffen, d. h. wieder in ein deutsches Haus zu geraten, wozu man denn doch nicht nach Syrakus

[1] Er ist im Winter 1896 gestorben.

reist. In dieser vielleicht unberechtigten Besorgnis warf ich mich, als der Erstaussteigende, wohl etwas vorschnell in die Arme des am Bahnhof bereitstehenden italienischen Wirtes des Albergo del Sole. Der Mann selbst, ein stattlicher Fünfziger mit dickem ehrlichem Gesicht, mehr einem vierschrötigen Bayer oder Tiroler als einem Sizilianer gleichsehend, gefiel mir auf den ersten Blick. Ich kann auch nicht behaupten, daß wir uns in ihm persönlich täuschten. In seiner etwas phlegmatischen und eher rauhen als geschmeidigen Art tat er doch alles, um uns den Aufenthalt in seinem Albergo angenehm zu machen. Aber er hätte ein Zauberer sein müssen, um nun plötzlich seine Herberge in einen annehmbaren Gasthof zu verwandeln. Sie war und blieb eben wirklich una baracca, als die sie schon in Catania ein italienischer Handlungsreisender bezeichnet hatte, der unter dem Einfluß des zur Collation wohl etwas reichlich genossenen Weines mit mir enthusiastische Freundschaftsbeteuerungen austauschte. Ich hätte die Warnung dieses Signor Verga, so hieß er, ernstlicher nehmen müssen; aber ich hielt dafür, er wolle uns, wie das Italiener gerne tun, einfach in ein großes internationales Hotel für „Inglesi“ schicken. Nun waren wir in der Baracke! Drei von uns bewohnten ein großes gemeinschaftliches Zimmer mit drei winzigen, durch spanische Wände geschiedenen Alkoven. Die hölzernen Bettladen standen noch leer; Bettzeug mußte erst herbeigeschafft werden. Ein paar windschiefe Frauenzimmer, von denen ich nicht zu bestimmen vermöchte, ob sie dreißig oder sechzig Jahre alt waren, tauchten auf, als wir nach Wasser zum Waschen klingelten. Daß nun drei Herren mehr als ein Waschbecken benötigten, schien den Schicksalsschwestern des „Albergo del Sole“ ein neuer Beweis von der sardanapalischen Üppigkeit der Inglesi, über die sie vom Hörensagen schon so viel märchen-

haft Unglaubliches wußten, und mit Scheu betrachteten sie uns ungenügsame Vertreter einer ihnen fremden und gewiß lasterhaften Welt. Aber auch mehr als ein Handtuch beanspruchten wir drei und mehr als ein Glas zum Zähneputzen. Anderseits schien es unsern Parzen unbegreiflich, daß wir von der bereitliegenden Bürste und dem Kamm des Hotels keinen Gebrauch machten, sondern die holden Sonnentöchter sogar baten, diese mit den Skalplocken unserer unglücklichen Vorgänger gezierten Gegenstände hinauszutragen. Mit breitem Grinsen erfüllten sie auch dieses unbegreifliche Capriccio der wunderlichen Fremden. Und wie staunten sie über die Toilettengegenstände, Seifenschüsseln, Zahnbürstchen u. dgl., die aus unseren Köfferchen zum Vorschein kamen! Wir unserseits warfen schwermütig ahnungsvolle Blicke auf die hölzernen Bettladen. Die erste Nacht schon bestätigte unsere Vermutungen. Mir ging's noch erträglich, dank dem von Bern mitgenommenen Fläschchen echten Zacherlins; auch meine Zimmergefährten waren mit solchem ausgerüstet; dennoch zog einer von ihnen vor, die drei Nächte von Syrakus halbangekleidet auf einem langen, schmalen Sofa statt im Bett zuzubringen. Im Einklang mit diesen Zimmerverhältnissen waren die übrigen Einrichtungen des Wirtshauses; man kann sich denken, was ich meine, und wird mir die Schilderung gern erlassen. Den Tisch uns ordentlich zu bestellen, gaben sich die Sonnenjungfrauen einige Mühe, und besonders sorgte dafür das Faktotum des Hauses, der Ober- und Unterkellner in einer Person. Dieser Mensch war aus der Umgegend von Como gebürtig, hatte bei Varese als Pionier seinen Militärdienst getan und kannte das feinere Gasthofleben seiner norditalienischen Heimat. So ganz allmählich hatte er sich, aus einer Kondition in die andere tretend, von den Alpen bis in die Spitze des italienischen

Stiefels heruntergewalzt, war endlich nach Syrakus gelangt und hier sehr definitiv hängen geblieben, indem er zwei Frauen — natürlich nach einander, wie er ausdrücklich versicherte — heiratete. Eine unserer drei Parzen war seine zweite Frau, aber welche der drei, konnte ich nicht herausbringen. Dieses Faktotum wartete uns bei Tisch auf und vermittelte der Küche unsere Wünsche, die unter anderm nach den berühmten Aalen des Anapus gingen. Der Wirt aber behauptete, es sei jetzt nicht die Zeit für die Fische, obwohl uns Fischer das Gegenteil gesagt hatten. Dafür erhielten wir am letzten Abend Seeaal, Muränen aufgewartet, die vorzüglich schmeckten. Sonst war die Verpflegung bescheiden, den Wein ausgenommen, der in Sizilien überall gut ist. Der Inhalt der Wasserflasche war mehr interessant, als zum Genusse einladend. Denn das Springballett, das die darin befindlichen Wasserflöhe ausführten, hätte selbst Pindar nachdenklich stimmen können über seinen Vers: „Das Beste ist das Wasser." Meister Brahms zwar, der, wie immer auf Reisen, sich in alles schickte und uns jüngern, verwöhntern Genossen gern ein Beispiel gab, daß man sich den Reisehumor durch kleine Entbehrungen nicht dürfe verderben lassen, setzte uns mit lustigen Worten auseinander, daß ein Wasser, in welchem es die kleinen Wasserflöhe aushalten, dem großen Menschen gewiß noch viel weniger anhaben werde, und mutig stürzte er ein Glas der unheimlichen Flüssigkeit. Wir hielten uns aber doch lieber an den Wein oder an jene netten, mit einer Glaskugel so einfach als fest verschlossenen Fläschchen künstlichen Mineralwassers, die man überall für einen Soldo bekommt. Die Wasserkalamität ist übrigens nicht dem „Albergo del Sole" auf Privatrechnung zu schreiben, sie war dermalen in Syrakus eine allgemeine. Denn die zum größten Teil noch antike, aber erneuerte Wasserleitung, welche die

Inselstadt vom Festland her, von den Bergen hinter dem antiken Fort Euryelos mit Wasser versorgt, war wohl infolge des gar so trockenen Frühjahrs versiegt. Und daß die einstige am Strand unten gelegene, berühmte Aretusaquelle, dieser wunderbare Süßwasserspringquell dicht am Meere, den das ganze Altertum in mythischen Dichtungen und in Prosa feierte, durch ein Erdbeben schon im Mittelalter salzig wurde, ist der besondere Schmerz jedes patriotischen Syrakusers und wirklich eine große Kalamität. Man stelle sich nur vor, was unter dem heißen Himmel des Südens und vollends für eine vom Meer umgebene kleine Inselstadt eine solche starke, ergiebige Süßwasserquelle wie die Fontana Aretusa bedeutete. Noch jetzt ist ihr Wasser lange nicht so salzig wie das Meerwasser, aber immerhin nicht trinkbar. Sie bildet jetzt den schönen Endpunkt der prächtigen Strandpromenade, der sogenannten Passeggiata Aretusa mit schattiger Allee, Ruheplätzen und Anlagen. Hier brachten wir unsere Abende zu, besuchten die Quelle der Nymphe, ein von Papyrusstauden umkränztes, halbkreisförmiges Bassin, von zahmen Wasservögeln bevölkert; hier blickten wir auf den stillen, von nur wenigen Schiffen belebten Hafen hinaus, atmeten den Duft herrlicher unbekannter Blüten, die aus dem Grün der die Stadtmauer bekleidenden Schlingpflanzen hervorleuchteten. Und wenn dann die ersten Sterne aus der blauschwarzen Dämmerung hervortraten, antwortete ihnen bald vom Strande her elektrisches Licht. Denn die Stadt des Archimedes hat seit kurzer Zeit elektrische Beleuchtung. Unwillkürlich erinnert man sich da jener Brennspiegel, mit denen Archimedes die belagernden Römer bis weit ins Meer hinaus schreckte und ängstigte, mit denen er ihnen sogar ihre Schiffe soll angesteckt haben. Was hätte der geniale Mathematiker und Physiker wohl mit dem elektrischen Licht alles angefangen!

12.

Das antike Syrakus.

Den ersten Nachmittag unserer Ankunft in Syrakus benützten wir ausschließlich zu einem orientierenden Spaziergang in der auf der einstigen Insel Ortygia erbauten, nicht großen, aber artigen modernen Stadt. Wir gingen auf einem längs der mittelalterlichen Befestigung angelegten hohen Weg mit freier Aussicht nach dem Meer, dessen Wellen in starker Brandung und mit donnerndem Getöse am alten Kastell sich brachen. Nachher schlenderten wir durch die belebten Hauptstraßen und entdeckten unter anderm einen nach der Stadt Florenz benannten, sehr einladend aussehenden Gasthof mit köstlicher Trattoria (Restauration); hätten unsere Reisehandbücher ihn genannt und seine Reize richtig beschrieben, so wären wir jedenfalls hier abgestiegen. Er bietet noch den Vorteil, daß er mit der Post ein und dasselbe Gebäude teilt. Am Dom sind die an der Außenseite bemerkbaren Säulen eines antiken Tempels (der Pallas Athene oder der Artemis, die Gelehrten streiten darüber) das Interessanteste. Das daneben stehende Museum mit seinen zahllosen archäologischen Fundstücken sparten wir uns auf den Sonntag auf. Nach Archimedes heißt einer der Hauptplätze der Stadt, auf den man immer wieder gelangt.

Den folgenden Morgen, einen Samstag, bestimmten wir für die Wanderung durch die stundenweit ausgedehnten Ruinen der antiken Stadt, mit Ausnahme ihres östlichen Teils, um nicht auf einmal zu viel zu unternehmen. Ein Wagen brachte uns in aller Frühe an den entferntesten nordwestlichen Endpunkt der Hochebene, von wo wir unsere Wanderung zu beginnen hatten, nach dem steinigen Hügelplateau, auf dem das alte Fort Euryelos liegt. Ich will hier doch einschalten,

da man sonst so viel von der Pferdeschinderei der Südländer hört, daß unser Kutscher kaum einmal die Peitsche brauchte und, als das Terrain steiler wurde, von selbst abstieg, um die Wagenlast zu erleichtern. Daß die Tierquälerei im Süden aufgehört habe, will ich damit nicht behaupten; nur ist mir vorgekommen, daß sie nicht mehr so häufig ist, dem Fremden nicht mehr so kraß, wie vor zwanzig Jahren, entgegentritt. Wir fuhren an jenem Morgen sogar entschieden zu langsam, der Kutscher wollte sichtlich vermeiden, daß das Pferd schwitze. So brauchten wir reichlich anderthalb, ja fast zwei Stunden, bis wir ans Ziel der Fahrt gelangten. Dieselbe war übrigens in der kühlen Morgenstunde und meist unter Mandelbäumen hingehend eine ganz angenehme. Auch andere große, schöne Schattenbäume, die ich nicht kannte, fielen mir auf. Der Kutscher aber, den ich nach ihnen fragte, hatte darauf nur die Antwort: „Albero senza frutta“ („ein unfruchtbarer Baum“); dieselbe Antwort auf dieselbe Frage gaben uns am Nachmittag die Schiffer, die uns auf dem Fluß Anapus ruderten.

Wir verließen nun den Wagen und erkletterten über Steine, Dorn und Disteln hinweg den Hügel, der dem Besucher die Bekanntschaft mit den Kasematten einer antiken Festung verschafft. Ich denke, daß diese tief und nach allen Richtungen weit in den Hügel eingeschnittenen Gänge, in denen sogar Reiterei verwendbar war, auch moderne Kriegsingenieure mit Bewunderung erfüllen müssen, besonders wenn man bedenkt, daß alle diese Arbeiten ohne Sprengmaterial ausgeführt wurden, einfach mit Hammer und Eisen. Tausend und tausend unglückliche Sklaven mögen ein paar Menschenalter lang am Durchschneiden der Felsen gearbeitet haben. Überhaupt scheint im alten Syrakus neben dem Leben auf der Oberfläche der Erde noch ein großes unterirdisches Troglo-

dytenleben bestanden zu haben. Der ganze stundenlange Hügelzug, auf dem einst Syrakus mit seinen Tempeln und Palästen sich ausbreitete, ist von diesen Gängen mit ungeheuern kellerartigen aber hohen Räumen durchzogen. Hier dienten dieselben als Verteidigung der Stadt, an andern Orten als Gefängnisse, als Aufenthaltsort der Arbeitssklaven, deren eine in ihrer Blütezeit auf $1^1/_2$ Millionen Seelen geschätzte Stadt vielleicht mehrere Hunderttausend besitzen und verbrauchen mochte. Die Latomien besonders waren die eigentlichen Bagnos von Syrakus. Weiterhin aber lag im Berg auch die unermeßliche Totenstadt, deren Katakomben bis gegen Catania reichen sollen, so daß Gregorovius den Ausspruch tun kann, alle Tunnels der modernen Welt würden durch sie überboten.

Hier gilt also, ganz räumlich zu verstehen, Schillers Wort: „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen.“ Denn, was vom alten Syrakus auf der Oberfläche stand, ist wie von einem Orkan vollständig weggeblasen worden. Auch das schöne antike Theater verdankt seine Erhaltung nur dem Umstande, daß seine massiven Sitzreihen in den Fels hineingemeißelt sind und somit nicht wohl konnten fortgeschleppt werden, wie es offenbar allem sonstigen Steinmaterial der alten Stadt erging. Die Jahrhunderte des Mittelalters haben dieses gründliche Zerstörungswerk besorgt, so daß hier nicht einmal eine hohe Säule von der entschwundenen Pracht zeugt.

Daher waren wir, als wir aus den Kasematten der griechischen Festung wieder auf die Oberfläche gelangten, auf dem Wege zu dem erwähnten Theater nicht sonderlich aufgehalten durch die Überreste der alten Stadt. Die niedere antike Wasserleitung, die uns zugleich die Richtung angab, in der wir weiterschreiten mußten, war der einzige sichtbare

Überrest; nur im Boden gab es wieder unterwegs eine Merkwürdigkeit, die Latomie nämlich, in welche der Dichter Philoxenos eingesperrt wurde, als er sich über Verse des Dionys eine abfällige Kritik gestattet hatte. Er dichtete in seinem Gefängnis sein bestes Gedicht, den Cyklopen, was die feinste Rache war. Die Latomie des Philosophen heißt dieses Verließ heutzutage, wohl in Würdigung der philosophischen Ruhe, welche Philoxenos bewies, indem er an solchem Ort zu dichten vermochte. Es ist aber nicht so sehr Philosophie, was Dichtern in gezwungener Einsamkeit den heitern Lebensmut erhält; es ist vielmehr die geradezu beglückende Empfindung, nun ohne Störung der inneren Stimme lauschen zu dürfen und von den schönen Gestalten ihrer Phantasie besucht zu werden.

Der stundenlange Marsch über dieses Hügelplateau wird mir immer in der erfreulichsten Erinnerung bleiben. Man findet sonst die Landschaft um Syrakus melancholisch. Heute, an diesem hellen Frühlingsmorgen, schien sie mir nicht so. Vor uns lag in der Ferne, zwischen den beiden Buchten, die durch einen schmalen Damm mit dem Festland verbundene moderne, aber eigentlich mit Kastell und Türmen recht mittelalterlich aussehende, jedenfalls höchst malerische Inselstadt, über sie hinaus, so weit der Blick reichte, das blaue jonische Meer.

Über uns spannte sich der lichte Himmel des Südens, wolkenlos. Wohl brannte die Sonne schon heiß, aber uns entgegen wehte vom Meere her ein frischer Ostwind, der zum rüstigen Vorwärtsschreiten aufmunterte und das Gemüt fröhlich stimmte, da er Leben in die Landschaft brachte. Ferne Cypressen des Friedhofs am Fuß der Hügel beugten sich seinem Hauch, und die Gräser zu unsern Füßen zitterten. Auch die unter Trümmern weidende Schafherde schien den

Luftzug angenehm zu empfinden und witterte nach ihm hin. Wendeten wir die Blicke nach rückwärts, so sahen wir grünes, ansteigendes Land mit manchem steilen Hügel und zuletzt die ernsten Linien des schneebedeckten Ätna. Aber selten blickten wir zurück, die Augen hingen gern an den „Zinnen von Syrakus“, denen einst eilenden Schrittes jener die Treue haltende Freund in Schillers „Bürgschaft“ zugestrebt hatte. Und jetzt bemerkten wir auch den durch die Halbkreisform von weitem sich abzeichnenden Hügeleinschnitt, in welchem das antike Theater liegen mußte, ein Theater, für das einst Äschylos dichtete, in dem einst Plato, Pindar, als Freunde des Herrschers, den Aufführungen beiwohnten und Ratsversammlungen abgehalten wurden, die für das Geschick der Stadt und Siziliens, ja auch Griechenlands entscheidende waren.

Das Theater selbst will ich so wenig beschreiben als die in seiner Nähe befindliche Latomie, welche als das Ohr des Dionys bezeichnet wird. Am Theater erfreut besonders der wundervolle Blick, den man von den Sitzreihen gegen Ortygia und das Meer hat; in der Latomie war es der herrliche Pflanzenwuchs im Gegensatz zu den düstern unterirdischen Kammern, der Blick aus der Tiefe hinauf zum blauen Himmel, was mir der Hauptreiz schien. Noch schöner als in der Latomie des Dionys ist die Vegetation in der Latomia di Santa Venera, doch wurden an landschaftlichem Reiz alle diese einstigen Steinbrüche von denjenigen übertroffen, die wir Tags darauf besuchten. Größeres Interesse flößte mir ein riesiger antiker Opferaltar ein, Hierons II., auf dem jährlich einmal dem Zeus vier Hekatomben dargebracht wurden zur Erinnerung an die Befreiung des Staates von dem Tyrannen Thrasybul. Es ist eine 185 Meter lange, 23 Meter breite dreistufige Schlachtbank, dem Unter-

bau einer Tempelhalle ähnlich. Ich sah gern einmal, eben weil sie unserm modernen Gefühl so widerwärtig ist, eine derartige einst von Blutströmen schäumende Opferstätte, wo Priester als Metzger Massenabschlachtungen von 400 Stieren auf einmal vornahmen. Solche Eindrücke und Vorstellungen sind insofern nützlich, als sie die einseitige Idealisierung des Altertums und seiner Kulturvölker auf das rechte Maß zurückführen. Unter anderm habe ich mich immer auch gefragt, wie die Geruchsnerven in dem berühmten griechischen Profil beschaffen sein mochten, wenn diese Leute es aushielten, dem Verbrennen von ein paar Hundert Ochsen mit Haut und Haar und Knochen beizuwohnen; man weiß ja, etwa von Feuersbrünsten in Bauernhäusern her, wie scheußlich es weit umher riecht, wenn ein einziges Pferd, eine einzige Kuh in den Flammen geblieben ist. Freilich, der Weihrauch auf Altären ist eine antike Erfindung, aber solchen Hekatomben gegenüber mochten alle Wohlgerüche Arabiens versagen.

Am Nachmittag besuchten wir den untern Grindelwaldgletscher. „Wie? In Syrakus? Sind Sie plötzlich verrückt geworden?" Ich weiß, was ich sage. Die Fahrt in den Fluß Anapus hinauf zur Kyane ist für Syrakus ungefähr dieselbe Touristenattrappe wie die Gletscherhöhle in Grindelwald. Das heißt, man verstehe recht: Beide Merkwürdigkeiten haben unzweifelhaft ihren Reiz und ihre Berechtigung, bei beiden aber hat der Fremde doch wohl das Gefühl, von den schlauen Eingebornen ein bißchen zum Narren gehalten zu werden. Die Wunder der Grindelwaldner Gletscherhöhle sind bekannt, ihr blaues Eis sowohl wie die qualmenden Petroleumlämpchen und zu hinterst die Gletscherloreley, die zur Zither so gottserbärmlich singt, daß das Eis vor Rührung an allen Wänden niedertaut.

An der Fahrt nach dem Anapus ist wunderschön die

Notwendigkeit, daß man zuerst über die große Hafenbucht von Syrakus hingerudert wird und sich auch im voraus wieder auf diesen Rückweg freuen kann. Nachher, wenn das Schiff in den schmalen Fluß einmündet, der sich so schnurgerade wie ein Kanal im Elsaß oder in Holland hinzieht, heißt es schon nach wenigen Ruderschlägen: „Bitte, meine Herren, hier wird ausgestiegen.“ Denn eine Brücke mit niederm Bogen hemmt die Möglichkeit weitern Vorwärtskommens zu Schiff. Die Bootsleute nehmen aber ihre Ruder aus dem Schiff, was uns schließen läßt, daß wir einen andern Kahn werden zu besteigen haben. Nachdem wir auf dem Damm zur Seite des Kanals zehn Minuten gegangen sind, zeigt sich wirklich ein kleineres Boot, das uns aufnimmt. Und nun ein paar komische Versuche der Barkenführer, es mittels der Ruder vorwärtszubringen. Da sie aber an beiden Uferrändern des schmalen Gewässers anstoßen, werden Stangen vorgenommen, und das Schiff wird durch sogenanntes Stacheln weiterbefördert. Rechts und links von uns erhebt sich, jede Aussicht hemmend, der Damm; so hoch aber ist er doch nicht, daß nicht die Abendsonne uns unbarmherzig ins Gesicht schiene. Das geht nun so einförmig fort, bis wir einmal uns alle niederducken oder gar auf den Bauch legen dürfen, weil die Gondel unter einer zur Not passierbaren Brücke durchgezogen wird. Ja, gezogen. Denn schon längst haben sich zwei unserer Bootsleute ans Ufer begeben und ziehen das Schiff am Strick, während der dritte, im Boot, es möglichst vom Ufer abhält. Jetzt aber läßt uns eine Krümmung des Flußes zuerst einen prächtigen Baum, eine Art Esche entdecken, und gleich dahinter beginnen die hier wild wachsenden Papyrusstauden. Papyrus, wild wachsend wie am Nil — diesem Anblick zu lieb wird unsere Tour von allen Reisenden unternommen, die nach Syrakus

gelangen. Und hier wird es nun wirklich interessant und gewissermaßen auch schön. Denn jetzt wogen die ebenso zierlichen als seltsamen Pflanzen Ägyptens mit ihren „Perücken", wie das Volk treffend ihre Blütenkronenbüschel nennt, als ein zwanzig Fuß hohes Dickicht um und über uns, und die noch viel gewaltigeren Bambusrohre verstärken den Eindruck eines Flußbildes der Tropenwelt; auch wehren sie die Strahlen der Sonne ab, so daß es nun ganz behaglich wäre, noch eine Stunde lang so zwischen dieser wunderbaren Vegetation hinzugleiten bis zum Quellbecken der Kyane, wo das überaus klare Wasser zwischen Papyrusstauden und Iris aus tausend kleinen Erdöffnungen hervorquellen soll. Aber bereits geben die Bootsleute zu verstehen, daß sich nun weiter nichts Neues mehr darbiete und die Weiterfahrt gar mühsam sei. Nach meinen Begriffen haben sie zwar für die acht Franken, die wir ihnen zahlen, sich noch nicht übermäßig angestrengt, sondern nichts anderes geleistet, als was ich selbst — wie oft am Thuner- und Brienzersee! — aus reiner Lust an der gesunden Bewegung betrieb. Aber germanische Menschen sind zartfühlend; wir beschließen die Umkehr, nachdem wir kaum zehn Minuten tief in den Papyruswald eingedrungen sind. Dafür überbieten sich die Schiffer in Artigkeit gegen uns. Sie heben ganze Papyrusstengel aus dem weichen Flußboden und beschenken uns damit, daß wir aussehen wie Kirchenengel mit Lilienstäben; einer durchschneidet das Mark eines solchen Stengels und improvisiert „Papier." Zwar ist die Bereitung des Papieres natürlich eine andere, als wie der gute Schiffer sie uns vormacht; aber für Engländer und Engländerinnen besonders entstehen auf diese Weise doch ganz wertvolle Andenken an die Anapusfahrt. Und nun kommen wieder alle die Stationen der Herfahrt, das Aussteigen, das Zufuß-

gehen, das Wiedereinsteigen und endlich, der wahre große volle Genuß, die Abendfahrt über den Golf, während eben die Sonne hinter Floridia versunken ist.

Andern Personen hat die Fahrt auf dem Anapus weihevollere Stimmungen erregt; der ebenso poetische als gelehrte Gregorovius z. B. atmete hier „den mystischen Geruch der Wildnis und des Wassers ein" und erinnert sich nicht, in seinem ganzen Leben „eine romantischere Fahrt gehabt zu haben als auf dem Anapus." Daß hier alljährlich die Syrakusaner am Gedächtnisfest Proserpinas im Namen des Volks einen Stier und eine Kuh in den Teich des Quells versenkten, umschwebt ihn als angenehme klassische Erinnerung. Wie fett mochten die Aale damals sein! Unter jener niedern Brücke hatte er im Schiff vor einem Regenschauer Zuflucht suchen müssen. „Da saß ich lange wie in einem Grabgewölbe, wie eine Seele über dem Styx, gleichgültig des Lebens, oder vielmehr nur von der Nässe durchschauert." Wenn ich mich dagegen ernstlich frage, was in mir eigentlich während der ganzen Fahrt keine anderen als profane, obschon sehr vergnügte Stimmungen aufkommen ließ, so finde ich als Hauptursache das komische Mißverhältnis zwischen dem großen Fahrzeug und dem engen Gewässer. Wenn das Schiff quer stand, berührte es mit Schnabel und Hinterteil das rechte und das linke Ufer, und das Wenden war überhaupt ein Kunststück. Aber Liliputaner, die auf einer Flotte von Nußschalen den Anapus hinaufsegeln würden, müßten von dieser Stromfahrt und den gewaltigen Papyruswäldern allerdings einen überwältigenden Eindruck davontragen.

13.

Unterirdisches.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, ließen wir uns in einer Barke über den sogenannten kleinen Hafen setzen, um jener östlichen Trümmerstätte einen Besuch abzustatten, den wir gestern uns aufgespart hatten. Hier gab es vor allem Latomien zu sehen, die wahre Gartenparadiese südlicher Vegetation sind, aber Gartenparadiese in tiefen Abgründen. Gregorovius nennt sie das Gegenstück zu den hängenden Gärten der Semiramis. Die berühmteste ist die Latomia de' Capuccini, welche für diejenige angesehen wird, in der die 7000 gefangenen Athener verwahrt wurden. Hier war allerdings ein Entrinnen nicht denkbar; denn senkrecht steigen die turmhohen glatten Felswände rings in die Höhe. Doch sind dieselben jetzt von Efeu, Venushaar, Jupiterbart und andern Schlinggewächsen bedeckt. Und aus der Tiefe des Gartens streben dem Sonnenlichte zu die stolzesten Bäume des Südens, Palmen, Cypressen, Pinien, Feigen, die japanischen Nespole, die ja auch in Norditalien vorkommen und dort säuerliche, auf Sizilien dagegen süße köstliche Früchte geben. Wie reich nun vollends die Busch- und Blumenvegetation einer solchen Latomie ist, das läßt sich nicht schildern. Von Farben und Duft wie berauscht wandelt man in dieser Pflanzenwildnis der Tiefe wie in einem schönen Märchen. Man ist in der Unterwelt, aber in den Gefilden der Seligen, nicht im Tartarus. Da und dort sind in den Fels wölbige Grotten gehauen, ein steinernes Becken scheint mit seiner klaren Flut die Nymphen Dianas zum Bade zu laden; balsamisch lau ist die Luft, das Atmen eine Wonne. Man hat denn auch die Absicht, eine dieser Latomien in eine Kuranstalt für Lungenkranke zu verwandeln. Wer in einem

solchen Garten einsiedlerisch leben wollte, könnte in der nächsten Nähe einer Stadt eine eigentliche Robinsonade genießen. Denn kein Laut der geschäftigen Welt stört die Stille dieser verzauberten Oasen. Nur das blaue Himmelszelt hat man noch mit den Lebenden gemein, was freilich das Wichtigste ist. Denn, sobald man sich eine solche Latomie von oben zugedeckt denkt, wie sie es nach der Ansicht der Archäologen in früherer Zeit wohl meistens waren, hört natürlich das Pflanzenleben darin auf, und sie sind nichts anderes mehr als ungeheure hohe Felsenkeller und Kerker.

Letzterer Art stellen sich die Katakomben von San Giovanni dar, die hier in der Nähe ihren Eingang durch das ehemalige Kloster haben und von uns unter Führung eines schmutzigen jungen Mönchs, den wir zuerst aus dem Bett herausläuten mußten, ebenfalls besucht wurden. Unser Führer hatte nur Interesse für diejenigen Gräber, welche als Ruhestätten christlicher Märtyrer oder frommer Kirchenmänner angesehen werden und vergaß, in seiner Erklärung hervorzuheben, daß diese Katakomben uralt sind und jahrhundertlang der heidnisch-griechischen Bevölkerung als Totenstadt gedient hatten, bevor sie auch Begräbnisplatz der Christen wurden. Wir wurden nur in vier unterirdischen Haupthallen mit den entsprechenden Korridoren herumgeführt, es sollen aber ihrer mehr als dreihundert sein mit zahllosen Seitengängen. Vor einigen Jahrzehnten verirrte sich in diesem Labyrinth ein Lehrer mit sechs Schülern; man fand später die Leichen der in Angst und Erschöpfung auf schreckliche Weise ums Leben Gekommenen. Auf mich wirkte die Einförmigkeit dieser unabsehbaren Gassen des Todes im Innern der Erde so einschläfernd, daß ich nur mit Mühe noch die Augen offen behalten konnte. Mit Freude begrüßte ich daher wieder das Sonnenlicht, als wir die Katakomben verließen. Doch auch hier in der schönen,

blühenden und duftenden Tageswelt hatten wir nun noch einem Toten unsern Besuch abzustatten. Hier nahebei liegt die Villa des Ritters Landolina, der den in Syrakus (1835) verstorbenen Dichter Platen in seinem Garten begraben und ihm ein Denkmal setzen ließ. Wir durchwanderten den prächtigen Park, dessen Wipfel ein Lieblingsaufenthalt der Nachtigallen sind. Bald war das Denkmal gefunden, nicht mehr das ursprüngliche, welches der Cavaliere Landolina hatte errichten lassen, sondern ein von Freunden des Dichters geweihtes. Meines Wissens haben König Max von Bayern und Graf Schack sich dabei hervorragend beteiligt. Die große Marmorbüste zeigt ein mit dem Kranz geschmücktes edles Haupt, und das Monument darf als ein schönes und würdiges bezeichnet werden. Vielleicht wäre aber dem Dichter das frühere einfachere seines syrakusischen Freundes doch lieber gewesen, da er auf demselben als der deutsche Horaz (Germaniæ Horatius) bezeichnet war.

Nachdem uns der Gärtner noch ein paar Orangen vom Baum gepflückt hatte, die uns eine angenehme Erfrischung waren, wanderten wir zur Stadt zurück, setzten wieder im Schiff über den Hafen und besichtigten das Museum, das an kleinen Fundstücken aus antiker Zeit überreich ist, auch eine hier in der Umgegend ausgegrabene Venusstatue besitzt; doch fehlen der Kopf und ein Teil des rechten Armes. Der Ritter Landolina hatte das Glück, sie im Jahre 1804 in einem Garten zu entdecken. Unermeßlich ist die Sammlung von Scherben und Münzen aus griechischer Zeit.

Wir konnten uns nun gestehen, daß wir die Merkwürdigkeiten von Syrakus gesehen hatten, so daß wir den Sonntag Nachmittag in gemütlich genießendem Hinschlendern zubringen durften. Abends hörten wir noch, vor dem besuchtesten Kaffeehause sitzend, die Militärkapelle spielen, ein

vorzügliches Musikkorps, in dem auch Holzbläser vertreten sind. Aber was sie spielten, war kaum auszuhalten; diese endlosen Opern-Potpourris von leerer, pathetischer Deklamation, ohne wirkliche Melodienfülle, ermüden das Ohr und geben der Seele keinen Inhalt.

14.

Taormina.

Syrakus lag hinter uns, der südlichste Punkt unserer Reise; bis nahe an den 37. Breitegrad waren wir gelangt, was wir an allerlei Anzeichen gemerkt hatten, unter anderm auch daran, daß das Programm von Festlichkeiten, welche drüben in Afrika, in Tunis, zur Einweihung des neuen Hafens nächstens sollten abgehalten werden, hier in Syrakus in den Wirtshäusern verteilt wurde; selbst in unser Albergo del Sole war so ein Zettel geflogen, der alle Genüsse von Tausendundeiner Nacht zu versprechen schien.

Wir aber waren stoisch geblieben. Die Fahrkarten in unsern Taschen lauteten nach Giardini. So heißt die Eisenbahnstation für Taormina. Die Fahrt bis Catania war dieselbe wie auf der Herreise. Von dort ging's immer dem Meer entlang, links den Ätna, rechts mit Fernblick gegen die kalabrische Küste, durch ein landschaftliches Paradies. Eine der Stationen heißt Aci Reale. Dort liegen im Meer schwarze Basaltfelsen, die Steine, welche der Cyklop Polyphem dem fliehenden Odysseus nachschleuderte; man glaubt, daß sie aus dem Schlund des Ätna stammen. Die grünen Wogen brechen sich an ihnen mit weißem Schaum, und man wundert sich beinahe, nicht Böcklinsche Meerweiber auf diesen Klippen lauern zu sehen. Ein Herr Gravina hat den größten dieser Inselfelsen zu Neujahr 1897 der

Universität Catania geschenkt, die hier ein Laboratorium für maritime Zoologie und Fischzucht einzurichten gedenkt.

Auf dem Bahnhof in Giardini ließen wir einen Teil unseres Gepäcks zurück, „in deposito", wie hiefür der technische Ausdruck lautet. Den Schein stellten uns ein paar muntere Knaben aus, die sich als die Herren des Bahnhofes benahmen, scherzweise behaupteten, der eine sei Stationsvorstand, der andere Eisenbahninspektor. Auch bei unserer Rückkehr ein paar Tage später händigten sie uns unser Gepäck wieder aus; ebenso waren sie es, welche den Telegraphen besorgten. Von erwachsenem Bahnpersonal konnten wir nicht viel bemerken.

Den Rest des Gepäckes ließen wir auf einen Eselskarren laden; zwei von uns folgten demselben auf der großen Straße, die zwar viel länger braucht, um in zahlreichen Windungen das Plateau von Taormina zu erreichen, dafür aber herrliche Ausblicke auf das Meer und auf die Berge Kalabriens darbietet, während der kürzere Fußweg, den ich mit einem der Freunde wählte, in einer Schlucht emporsteigt, der nur wenig Aussicht gewährt. Als ich einen noch schmälern Zickzackweg gewahrte, der direkt zu dem Gasthof Bella Veduta zu führen versprach, auf den wir zustrebten, schlug ich diesen Pfad ein und hatte es nicht zu bereuen.

Der Pfad führte mich an vier Bäuerinnen, einer Mutter mit drei Töchtern vorüber, die dort an gefährlich steiler Halde den Grasraub nahmen und wohl verdienten, etwas genauer ins Auge gefaßt zu werden. Die Mutter, fast nur noch Haut und Knochen, aber aus schwarzen Augen stechenden Blicks den Fremdling musternd, rief einem der Mädchen ein paar mir unverständliche Worte zu. Daraufhin legte das junge Geschöpf die Sichel beiseite, ergriff einen jener großen Wasserkrüge, die sich von den unsrigen unter

andern dadurch unterscheiden, daß sie, weil unten spitz zulaufend, nicht stehen können, und mit diesem Gefäß näherte sie sich mir, um mich trinken zu lassen. Sie war eine rechte derbe Bauernschönheit, von breiten Hüften, brauner Haut, die im Gesicht und am Hals einen gelben Ton hatte, an den Händen und den bis zum Knie hinauf nackten Beinen bronzefarbig schimmerte. Mit prachtvollen Zähnen lachte sie, als sie mir den Krug zum Munde hielt, und in ihren großen Augen lag etwas wie spottendes Bedauern mit dem wohl ein wenig verrückten Fremden, der in der Mittagshitze auf solchem Wiesenpfad emporklomm, während ihm seine Mittel doch gewiß erlaubten, in bequemer Karosse sich führen zu lassen. Üppiges, aber ungekämmtes schwarzes Haar umkräuselte Stirn und Wangen; in den Ohren steckten, große goldene Reife, die man beinahe als Armbänder hätte benützen können. Zierlich aber waren die auffallend kleinen Hände und Füße dieses Naturkindes, und dieser Umstand besonders ließ mich an die Abstammung von Sarazenenblut denken. Eigentlich war ich vom Steigen so sehr außer Atem und so sehr in Schweiß gebadet, daß mir ein Trunk etwas unvorsichtig schien; aber diese altbiblische Elieserposition hatte einen so eigentümlichen Reiz, daß ich einen kleinen Schluck mir immerhin gefallen ließ; auch war das Wasser in dem Kruge natürlich kein kalter Alpenquell, obwohl das Gefäß im Schatten gelegen hatte. Gar nicht biblisch machte sich jedoch der Schluß des kleinen Abenteuers, indem nun sofort nach erfolgter Labung alle drei Mädchen und die Mutter mir die Hände hinstreckten und ohne Umstände einige Soldi forderten, die sie auch erhielten. In dieser Bettelei machte sich natürlich der Taormina eigentümliche Charakter als Fremdenstation geltend; ich muß aber doch gleich beifügen, daß man gerade in Taormina sonst nicht viel davon verspürt. Zu

Sorrent bildet es in dieser Beziehung sogar einen höchst bemerkbaren, wohltuenden Gegensatz. Daß am Eingang des berühmten antiken Theaters ein paar Blinde den Hut hinhalten, das ist alles, was man von Bettelei hier zu leiden hat. Keine zudringlichen Bursche bieten sich als Führer an. Völlig unbelästigt kann man durch die Hauptstraße des gemütlichen, stillen Städtchens schlendern; nur wenn die Leute bemerken, daß man sich wirklich nicht auskennt, irgend ein bestimmtes Haus oder eine Kirche u. dgl. sucht, dann ist natürlich sofort ein Knabe oder ein Erwachsener zur Hand, der uns begleitet und auch mit dem kleinsten Trinkgeld vorlieb nimmt.

Als der erste erreichte ich die „Bella Veduta“ und wurde von der ganz besonders wundervollen Lage dieses Gasthofes, der über der Schlucht beinahe wie ein Schwalbennest am äußersten Rande des Berges klebt, so hingerissen, daß ich sofort mit dem jungen, hübschen Wirt, einem Signor Crescenti, über Pension u. dgl. abmachte und Zimmer belegte. Nun ist ja freilich die Lage von ganz Taormina, auf hohem Bergesrücken überm Meer, derart, daß es für ein am Bergrand liegendes Haus ein Kunststück wäre, keine wundervolle Aussicht zu haben. Hier kamen aber noch andere Vorzüge dazu. Da war, wenn man von der Straße, neben einem Turm mit Schwibbogen, in den kleinen Hof des Hotels trat, dieser gemütliche Hof zugleich ein Garten und eine kleine Altertumsausstellung. Statuen, antike und mittelalterliche, schmückten ein paar Steintische und Bänke neben der ins Hotel führenden Freitreppe. Der Hauptschmuck des Gartens aber war eine prächtige Palme, die neben dem erwähnten Turm, von dem sie gegen Nordostwinde Schutz empfing, ihren Wipfel mit herrlich geschwungenen Zweigen hoch und stolz in den Himmel hob. Zu ihren Füßen gab es eine Myrtenlaube; von den

duftenden Gewächsen des Gärtchens nenne ich nur ganze große Büsche Heliotrop, deren feiner Vanillegeruch die warme Luft erfüllte. Nun hing dieser Garten gleichsam über dem Abgrund, man sah direkt hinunter aufs Meer. Giardini aber mit der Eisenbahnstation blieb glücklicherweise durch den nächsten Hügelvorsprung versteckt. Dieselbe Aussicht wie vom Garten hatten wir von den gemauerten Terrassen vor unsern Fenstern. Da drüben, östlich, zogen sich die Berge Kalabriens hin. Von dort stieg abends der rote Vollmond empor und am Morgen die Sonne. Weiter links sahen wir in der Fortsetzung der Berghöhe Taorminas das antike Theater, rechts den Ätna. Wendeten wir aber dem Meere den Rücken, so zeigten sich hinter Taormina in kühnen, wilden Formen die steilen Berge, deren nächsten ein Kastell krönt, während ein fernerer die ehemalige Sarazenenstadt Mola trägt oder vielmehr sie auf seiner Felsenzacke in den Himmel hineinzubohren scheint. Das hinterste höchste Gebirge nach jener Richtung ist der Monte Venere; nach ihm hieß auch ein brauner marsalaartiger Wein, den wir in unserm Gasthof tranken.

Wer immer von meinen Lesern jemals nach Taormina kommt, dem möchte ich also ernstlich zur „Bella Veduta“ raten; ich sah auch die andern Gasthöfe. „Naumachia“ liegt mitten in der Stadt, etwas prosaisch durch die nächste Umgebung. Das berühmte Hotel „Timeo“ hat den Vorteil, daß man von dort mit wenigen Schritten im antiken Theater ist, aber als Haus machte es mir ebenfalls einen etwas nüchternen Eindruck. Auch wurde just in der Nähe ein langweiliger Neubau aufgeführt. Etwas so Feines wie unsern Garten mit der Palme fand ich nirgends mehr in Taormina. Auch englische Familien scheinen die „Bella Veduta“ zu schätzen; wir aßen mit solchen regelmäßig an der „tavola rotonda“,

wie die Table d'hote auf italienisch heißt, und waren mit allem recht zufrieden.

Diese Mitteilungen über Hotelverhältnisse in Taormina sind übrigens, wie ich schon längst bemerke, nur ein Versteckenspielen meiner Feder, die nicht daran will, eine eigentliche Schilderung der Herrlichkeit Taorminas zu liefern. Es ist ja auch wahr, daß, wo immer man Sizilienfahrern begegnet, man mit ihnen sehr ausführlich über Syrakus, Girgenti, Palermo sprechen kann; spricht man aber das Wort „Taormina" aus, so erhält man nur noch kurze Ausrufe des Entzückens, und die Gesichter nehmen einen Ausdruck an, wie wenn Backfische von erster Liebe oder Himbeertorte sprechen. Das war mir früher komisch. Seit ich Taormina selbst gesehen habe, begreife ich es sehr gut.

Vor allem kommt hier der in Sizilien Reisende zum ersten und einzigen Male recht zur Ruhe. Auf diesem luftigen Bergesrücken über dem blauen Meer hat er weiter keinen Sehenswürdigkeiten nachzujagen. Denn das antike Theater, auf gleicher Höhe mit der kleinen Stadt, an ihrem Nordostende gelegen, ist nur der natürliche Abschluß seines Spazierganges durch dieselbe. Und wurde einmal dem Kustoden des Theaters Gelegenheit gegeben, seine ölige Suada fließen zu lassen — der jetzige Kustode hat eine unbeschreiblich gezierte Deklamation — so kann man fortan sich tagelang in dieser wunderbaren Ruine aufhalten. Hier legt man sich hin auf frisch gemähtes Heu und blickt blinzelnden Auges durch die hohen Bogen, die den Abschluß der Szene bilden, nach der weit, weit sich erstreckenden zauberischen Landschaft, die, vom Meeresstrand langsam ansteigend, immer hügeliger wird, dann in ein eigentliches Bergland übergeht, das mit dem ernsten olympischen Berge Siziliens, dem auf der uns zugekehrten Südostseite tief hinab beschneiten Ätna, so unver-

gleichlich großartig abschließt. Über Acireale hinaus bis gegen Catania hin können wir die Augen spazierengehen schicken; jener kleine Küstenvorsprung hieß einst Kap Naxos. Gerade unter uns, in der kleinen blauen Bucht, landete die Flotte Königs Pyrrhus, der als Freund der alten Tauromenier hier ans Land stieg. Hier wurden seine Elefanten ausgeschifft; von hier aus nahm der Siegeslauf dieses zwischen Alexander und Hannibal die Mitte haltenden fürstlichen Heerführers den Anfang. Auch die 140 Kriegsschiffe Athens unter Befehl von Alkibiades, Nikias und Lamachos machten auf dem Zuge gegen Syrakus hier Station und überwinterten beim Kap Naxos, als der Krieg sich in die Länge zog. Der Gasthof Naumachia (Seeschlacht) trägt seinen griechischen Namen nicht ohne Grund. Damals stand schon das Theater, das an Schönheit der Lage jedes andere in der Welt übertraf. Die Dichter, die hier Stücke aufführen ließen, hatten in dieser Aussicht über Meer und Berge, zum nahen Italien hinüber und zum Ätna hinauf eine gefährliche Konkurrenz. Und wenn man in diesem Theater hinter der höchsten Sitzreihe steht, so hat man auch den Blick längs der Küste gegen Messina hin. Der Strand ist hier besonders schön, indem das Meer eine Menge kleiner Buchten macht, an denen mitten in Orangengärten am Fuß der Berge kleine Fischerdörfer, aber auch größere Ortschaften, Städte liegen. Und wie herrlich sind die Höhenzüge in der Richtung von Messina, einer über den andern gelagert! Das Auge wird nicht satt, diesen edeln Linien zu folgen.

Vor hundert Jahren, als Goethe im Theater von Taormina neue Lust schöpfte zu Dichtungen nach antiken Stoffen, zu einer Fortsetzung seiner „Iphigenie“ (Elektra) und zu einer „Nausikaa“, war die großartige Ruine noch reicher von Pflanzenwuchs umsponnen; er selbst spricht von dem

Feigenbaum, in dessen Ästen er saß. Die Szene mag damals eine kleine Wildnis gewesen sein. Seither hat man aus Forscherinteresse das Theater möglichst bloßgelegt; nur in der Rundung des Zuschauerraums wächst Gras und Unkraut so reichlich, daß sich das Abmähen desselben lohnt. Wir trafen gerade in den Zeitpunkt, als die frisch gemähten Schwaden an der Sonne lagen, um Heu zu werden, und freuten uns des sommerlichen Duftes. Stunden vergingen uns so im stillen Genuß dieses einzigartigen Denkmals des Altertums. Einmal erprobten wir auch die Akustik des auf 40 000 Personen berechneten, offenen Raumes. Sie ist die denkbar beste. Auf der Szene gesprochene Verse versteht man noch auf den obersten Sitzreihen ohne jede Anstrengung des Ohrs und zwar ohne daß die Rezitation eine lautere zu sein braucht, als in unsern geschlossenen Theatern.

Die paar andern, im Vergleich zum antiken Theater kaum in Betracht kommenden Sehenswürdigkeiten Taorminas werden ebenfalls ohne Hast im Spazierengehen beiläufig in Augenschein genommen; es sind mittelalterliche Adelspaläste, an Normannen und Sarazenen erinnernd, teilweise zerfallen, hauptsächlich durch schöne gotische Spitzbogenfenster den Blick auf sich ziehend. Wo vollends über einem solchen turmartigen Gebäude Palmenwipfel schweben, ergibt sich ein außerordentlich fesselndes Bild. Auch ein seit geraumer Zeit aufgehobenes Kloster auf der dem Theater gegenüberliegenden Seite der Stadt besuchten wir, der schönen Schnitzereien im Chor, der geräumigen Kreuzgänge und vor allem der Aussicht auf das Meer und auf die Olivenwaldungen gegen den Ätna hinauf uns freuend. Aber, wie gesagt, dies alles wurde mit behaglicher Muße unternommen, im Gefühl, reichlich Zeit zu haben. Und weil Taormina offenbar auf die meisten Besucher so wirkt, darum ist es die schönste Erholungsstation

auf einer sizilianischen Reise und bleibt jedermann in besonders lieber Erinnerung.

Nur am zweiten Nachmittag unseres Aufenthaltes rafften wir uns aus dem Andantino unseres Schlenderns zu einer etwas anstrengenderen Tour auf, zu einem Besuche der kleinen Bergstadt Mola, mehr als 500 Meter über Taormina auf einer steil gen Himmel ragenden Felsenkuppe gelegen. Ein solches Adlernest sich zu wählen, konnte den Menschen nur in den schlimmsten Zeiten des Faustrechts in den Sinn kommen. Das da droben wie in der Luft schwebende elende Städtchen von etwa 1200 Einwohnern erinnerte mich an Bilder der Sintflut, wo die Leute in ihrer Angst auf immer höhere Klippen und Berge klettern und doch nicht gerettet werden. Auch Mola konnte sich nicht halten, als im Jahre 902 n. Chr. Taormina von den Sarazenen erstürmt wurde und damals selbst Frauen und Kinder dem Schwert verfielen. Über ein Jahrhundert war hier alles Land moslemitisch. Die gute Wasserleitung, an der uns unser Weg vorbeiführte, stammt vielleicht aus jener Zeit. Unser Spaziergang erwies sich, was Naturschönheit betrifft, als sehr lohnend; namentlich verschaffte er uns den Einblick in die landeinwärts liegenden Täler und Gebirge. Viele Ortschaften beleben das Land, durch schmale Bergstraßen verbunden, auf denen die Bauern selten gehen, meistens reiten. Vom Städtchen Mola selbst ist außer der köstlichen Fernsicht, deren man sich von ihm aus erfreut, nicht viel zu rühmen; es ist eben, was es sein kann, ein ärmliches, dorfähnliches, wildes Nest. Und doch nicht ohne Kultur! Als beim malerischen Toreingang Knaben uns anbettelten und verschiedene Versuche machten, unsere Freigebigkeit anzuspornen, verfiel einer auf den guten Gedanken, uns die Deklamation eines Gedichtes zu versprechen gegen einen Soldo. Das ließ sich hören. Der Kleine nahm

denn auch alsobald die Pose eines Redners an, nannte zuerst mit Emphase den Titel: „Cincinnatus“ und ging dann tüchtig ins Zeug. Zwar einzelne Silben verschluckte er gerade so wie es unsere Schulbuben tun würden; aber was war das für eine pathetische Betonung, für eine Mimik! Sogar die Augen verdrehte er einmal, daß man nur noch das Weiße sah, als er an eine besonders rührende Stelle des Gedichtes gekommen war. Auch andere Bürschchen, ebenso die Mädchen wollten uns nun Gedichte hersagen: „Kolumbus“ oder Fabeln u. dgl. Darnach ist doch anzunehmen, daß auch in Mola oben eine Schule und zwar eine unter weltlicher Leitung stehende existiert, sonst würden uns die Bürschchen wohl eher die Geschichte des h. Aloysius oder andere Legenden angeboten haben.

15.

Messina. — Persönliches Abenteuer. — Heimkehr.

Unsere Rundfahrt in Sizilien war mit Taormina beendigt; denn an Messina dachten wir ohne große Erwartung, indem wir diese Stadt einfach als notwendige Station zur Einschiffung für die Heimreise auffaßten. Das hieß sie indessen doch etwas zu niedrig werten. Vor allem ist die ganze Küstengegend, in der sie liegt, an landschaftlichen Reizen den schönsten Gegenden Siziliens vollkommen ebenbürtig. Wir wurden dessen schon auf der Eisenbahnfahrt von Giardini nach Messina inne. Auch hier ist die schmale Ebene zwischen Meer und Bergen ein köstliches Fruchtland; die Pomeranzenhaine schienen uns sogar noch zahlreicher, noch dichter, noch fruchtbehangener zu sein als bei Palermo. Und zwischen diesen unabsehbaren Wäldern des edelsten Obstes leuchteten überall weiße Villen, oder es lagen auch ganze Dörfer und kleine

Städte halb versteckt in ihren reichen Pflanzgärten. Ebenso aber zeigten sich auch die Hügel und Höhen alle bewohnt. In diesem durch die angenehmste Abwechslung das Auge erfrischenden grünen Bergland haben reiche Herren von Messina ihre Schlösser. Ältere Kastelle oder Burgen und Klöster, die überm Olivenbergwald thronen, deuten in frühere Zeiten zurück. Zur Rechten rauscht das Meer, das man während der ganzen Fahrt nie aus den Augen verliert. Und je mehr man sich nun Messina nähert, desto deutlicher erkennbar wird die gegenüberliegende Küste Italiens. Zuletzt trennt uns von den hinter Reggio emporsteigenden, malerischen Gebirgen Kalabriens nur noch die Meerenge, die dem Auge nicht breiter scheint, als etwa der Neuenburgersee. (Die engste Stelle beträgt immerhin noch 3200 Meter.) Es ist nun Geschmackssache, ob man dem Blick ins offene, freie Meer, wie man ihn von Palermo aus hat, den Vorzug gibt vor dem Blick auf einen jenseits von Bergen begrenzten Meeresarm. Mir gefiel letzterer außerordentlich gut. Denn, wenn auch minder großartig als die scheinbare Unendlichkeit des offenen Meeres, weckt eine solche Ansicht mit nahe gegenüberliegender Küste dafür die angenehme Vorstellung, wie oft man, wenn man hier sein Leben zubrächte, im Segelboot in das benachbarte schöne Land hinüberfahren würde. Wirklich ist auch diese Straße immerfort von kleinen Schiffen belebt, zwischen denen zuweilen einer der großen Orientdampfer sichtbar wird, die feine horizontale Rauchwolke quer an der jenseitigen Küste hinziehend. Man hat gewissermaßen einen ins Südländische übertragenen und ins Ozeanische vergrößerten Zürichsee vor sich.

Bei Beurteilung der Stadt in Bezug auf architektonische Schönheit darf man nicht vergessen, was Messina bis tief in unser Jahrhundert hinein durchzumachen hatte. Die Ge-

schichte Messinas trieft von Blut. Nur beiläufig sei aus der altrömischen Zeit jenes wilden Kriegsvolkes, der Mamertiner, gedacht, die, als Freunde in die Stadt eingelassen, daselbst alle Männer ermordeten und sich in den Besitz der Frauen, der Häuser und aller Habe setzten. Von solchen Ahnherren glaubt man durch die ganze mittelalterliche Geschichte hindurch noch das kriegerische Temperament in den Bürgern Messinas zu spüren. Welche ruhmvolle Belagerungen diese Stadt ausgestanden hat, Belagerungen, bei denen neben den Männern Weiber und Knaben und Mädchen auf den Wällen kämpften, so im Jahr 1282 während drei schrecklichen Tagen ununterbrochenen Sturmlaufens der Franzosen unter Karl v. Anjou, nach monatelanger Einschließung der Stadt! Anjou erreichte nichts, die Tapferkeit der Bürgerschaft Messinas rettete damals ganz Sizilien vor ihm. Doch wer könnte überhaupt schildern, wie es alle die Jahrhunderte hindurch in dieser Stadt zuging, wo sehr häufig auch Bürger gegen Bürger in Waffen standen? Nur der Insurrektionen von 1847 und 1848 sei gedacht. Hätte ganz Sizilien gleichen Heldenmut bewiesen wie damals Messina, so würde die Insel schon damals der Herrschaft der Bourbonen entrissen worden sein. Leider waren es Schweizerregimenter im Solde der letztern, welche mit gewohnter Tapferkeit, aber nicht im Dienst einer guten Sache, die nur zu berechtigte Revolution niederwarfen. Die Erbitterung war von seiten beider kämpfenden Parteien eine außerordentliche. Von der Citadelle herab wurde die Stadt wie eine feindliche bombardiert. Ihrerseits hatten viele eindringende Soldaten durch das Springen einer Mine das Leben verloren und zwar unnützerweise in einem Augenblick, als das Schicksal der Stadt durch den Tod so und so vieler Feinde nicht mehr konnte aufgehalten werden. Um so größer war die Wut der Sieger. Es gibt über die

Plünderung Messinas verschiedene gedruckte Berichte von schweizerischen Offizieren der damaligen Soldtruppe. Mir selbst bereitete eine handschriftliche Darstellung großes Vergnügen, die von einem Berner verfaßt ist, der als gemeiner Soldat im neapolitanischen Bernerbataillon diente. „Che brutta Madonna!“ sagten die Sizilianer, als sie des Bernerbären ansichtig wurden, den dieses Bataillon in der Regimentsfahne führen durfte. In der erwähnten Handschrift wird nun unter anderm geschildert, wie die eindringenden Schweizersoldaten nach dem heißen Kampf natürlich vor allem nach einem Trunk lechzten und in die Keller der Häuser stiegen, woselbst sie das Anzapfen der Fässer dadurch bewerkstelligten, daß sie einfach mit ihren Flinten Löcher in die Faßböden schossen. Da quoll denn der herrliche rote Wein hervor wie ein blutiger Brunnen und brachte manchem unbedachten Zecher den Tod. Denn die von der Hitze und der Arbeit des Kampfes ermüdeten Soldaten tranken, bis ihnen vor Schläfrigkeit die Augen zufielen. Da streckten sie sich im Keller hin auf die Erde und über ihnen rann unaufhörlich aus den großen durchlöcherten Fässern der Wein in Strömen und bedeckte zuletzt mehrere Fuß hoch den Keller, so daß die Schläfer in ihrem Rausch ertranken. Andere wurden auch, wo es heimlich geschehen konnte, von der verzweifelnden Bevölkerung umgebracht. Doch erzählt unser Gewährsmann D. auch einige freundliche Züge aus jenen Tagen des Sturms und der Drangsal, und er selbst verlobte sich mitten in allen diesen Schrecknissen mit einem Mädchen aus Messina.

Mit den Kriegsgeschichten ist die Unglückschronik dieser Stadt noch lange nicht erschöpft. Messina wurde von jeher von Erdbeben besonders arg heimgesucht, was ältere Naturforscher damit in Verbindung bringen, daß es in fortgesetzt gerader Linie vom Ätna nach Stromboli und dem Vesuv

liegt. Am 5. Februar 1783 stürzte infolge eines Erdbebens fast die ganze Stadt ein; wie es am Ende jenes Jahrzehnts in Messina aussah, kann man in Goethes Reisebriefen nachlesen. Vierzig Jahre vorher hatte die asiatische Pest in Messina 40000 Menschen getötet; 1854 machte es die Cholera etwas glimpflicher und doch, für unsere Zeitverhältnisse, schrecklich genug, indem damals über 10000 Personen weggerafft wurden. Auch die Choleraepidemie von 1887 war noch eine heftige, gab aber, ähnlich wie in Neapel, Veranlassung zu sanitarischen Verbesserungen in der Stadtverwaltung.

Wenn ich nun alle diese schweren Erlebnisse der Stadt mir vergegenwärtigte, so mußte ich mich wundern, daß Messina überhaupt so hübsch aussieht, wie es sich zwar nicht überall, aber doch in manchen Straßen präsentiert. Vor allem fand ich die im Stil der Renaissance angelegte Palastreihe längs dem Hafen, von der innern, nach der Stadt zu gelegenen Seite betrachtet, überaus stattlich und schmuck. Diese „Palazzata“ weist durchweg dasselbe bläulich-dunkle Baumaterial auf; schon das gibt der langen Reihe imposanter Gebäude etwas feierlich Schönes. Nun hat aber jeder dieser Paläste seinen hohen Torbogen, der sich durch den ganzen Palazzo als Portikus hinzieht und also die Durchsicht nach der andern Seite, nach dem Meere, dem Seehafen eröffnet. Je nachdem man es gerade traf, hatte man hier, in der Einfassung des Torbogens, ein wundervolles abgeschlossenes, kleines Marinebild. Da stand z. B. ein eben den Hafen durchkreuzendes Segelschiff in der Mitte des hohen, schmalen architektonischen Rahmens; dahinter sah man in vollem Glanz der Vormittagssonne einen Ausschnitt der Küste Kalabriens, Gebirge mit weißleuchtenden Ortschaften, dazu das Meer in indigoblauer, fast schwarzer Färbung. Die dunkle Einfassung des edeln Portikus mit seinen hohen jonischen Säulen ließ eine solche

Durchsicht wie das schönste Gemälde eines alten venezianischen Meisters erscheinen. Nur hatte man hier natürlich den Vorteil, daß immer wieder ein anderes Bild sich darstellte. Das Segelschiff schwebte vorüber, die Berge Kalabriens standen einen Augenblick frei vor uns, ohne dazwischen sich schiebende Vordergrundstaffage, bis wieder andere Fahrzeuge den Rahmen erfüllten. Auch die Beleuchtung draußen im Hafen und im Meer wechselte immerfort. So wurde ich nicht satt, immer wieder diese zufälligen Bilder zu erhaschen und rate allen Lesern, die in solchen Dingen meinen Geschmack teilen, nicht am offenen Molo zu spazieren, wenn sie das Schönste sehen wollen, was Messina zu bieten hat, sondern hinter jener den Molo abschließenden Palastreihe, am besten in der Mitte derselben, beim Palazzo di Città.

Wirklich sehenswert ist auch der von einem berühmten Schüler Michel Angelos herrührende monumentale Brunnen am Domplatz, drei weiße Wasserbecken übereinander, schwarzmarmorne Meerpferde ringsum, in der Mitte vier Flußgötter, an den Außenseiten herrliche Reliefskulpturen, welche mythologische Szenen darstellen. Dagegen mehr seltsam als schön ist die mit ihrem wunderlichen Glockenturm an indischen Pagodenstil erinnernde Kirche San Gregorio mit den gekreuzten Schlüsseln Petri oben auf der Turmspitze. Auf Kirchen trifft man überhaupt alle paar Schritte. Aber in geschäftiger Eile treibt sich das Völklein der rührigen Hafenstadt an ihnen vorüber. Die Straßen, die den Hauptverkehr vermitteln, sind höchst belebt, und auch in den Vorstädten, wo das Landvolk auf seinen Eselskarren zu den Toren aus- und einfährt, geht es munter zu. Als wir in einem öffentlichen Garten — Villa Flora, wenn ich nicht irre — einmal ausruhten, stellten sich einige Schulknaben um uns her, die gern gewußt hätten, aus welchem Lande wir

eigentlich kämen. Scherzweise sagte ich, wir seien Afrikaner. Da hätte man sehen müssen, mit welchem Nasenrümpfen des offenbaren Ekels sie das Wort „Africani!“ wiederholten, als ob sie auf irgend ein Ungeziefer gestoßen wären. Weil Afrika hier wirklich in der Nähe liegt, findet schon jene ernstliche Abneigung statt, welche Nachbarvölker verschiedener Rasse fast immer gegen einander empfinden. Wie ernsthaft hier zu Lande mit dem mahometanischen Orient gerechnet wird, beweisen unter anderm auch die Billette der Dampfschiffgesellschaft Florio-Rubattino, auf denen ausdrücklich bemerkt ist, daß für Mahometaner andere (billigere) Überfahrtstaxen bestehen, indem die Mahometaner natürlich nicht an der „christlichen“ Schiffskost, die für die andern Passagiere im Billett einbegriffen ist, sich beteiligen können. Von einer ähnlichen Ausnahme für orthodoxe Juden steht nichts auf diesen Fahrscheinen, so daß tatsächlich die Mahometaner rücksichtsvoller behandelt werden als die Israeliten.

Und nun war der Abend des Abschieds von Sizilien herangekommen. Wohl hätte uns ein Theaterzettel, der auf diesen Abend des 4. Mai die Aufführung einer neuen Oper, „Santuzza“, von einem jungen Komponisten aus Messina (den Mascagnis Lorbeeren nicht schlafen ließen) sehr verlockend anzeigte, beinahe unschlüssig gemacht. Aber der von Malta kommende Dampfer „Asia“, der diesen Abend um fünf Uhr den Hafen von Messina verlassen sollte, galt als das größte und beste Schiff der öfter genannten Gesellschaft, und überdies hatten wir die bezahlten Plätze bereits in der Tasche. Auch lag das Meer wieder als ruhige blaue Fläche vor unsern Blicken, und wir durften uns die schönste Fahrt nach Neapel versprechen. Frühzeitig bestiegen wir daher eine Barke, ließen uns in den höchst belebten Hafen hinausrudern und waren, als die „Asia“ endlich von Reggio herüberdampfte

und angesichts des Hafendammes von Messina anlegte, mit unter den ersten Passagieren, die das prächtige Schiff bestiegen.

Ich hätte es wohl weniger eilig gehabt, wenn ich gewußt hätte, was mir bevorstand: die entschieden lebensgefährliche Carambolage mit einem schweren Gepäckstück, das vom Schiffskrahnen eingeladen wurde. Dem Gepäckstück tat der Zusammenprall mit meiner Wenigkeit nichts; ich konnte ein Gleiches nicht rühmen. Aus dem Gleichgewicht gebracht, wäre ich in den mehrere Stockwerke tiefen Schiffsraum gestürzt, wenn der linke Fuß nicht an einem eisernen Ring oder Gitterstabe hängen geblieben wäre; doch knickte ihn der plötzliche Ruck und die Last des Körpers.

Ich würde, da doch die von mir verheißene Schilderung der Frühlingsfahrt durch Sizilien mit dem Ausfahren aus Messina wohl als beendigt gelten darf, dieses Vorfalls hier weiter nicht Erwähnung tun, wenn er nicht ebenfalls Anlaß gegeben hätte, mich italienische Menschen kennen und in ihrer Art schätzen zu lernen. Auch mag es einzelnen Lesern bei eigenen Widerwärtigkeiten, die ihnen etwa in der Fremde zustoßen, zur Beruhigung dienen, wenn sie sehen, daß ein doppelter Beinbruch, den man in der Meerenge von Messina erleidet, den davon Betroffenen nicht hindert, sich vier Tage später bei seinen Lieben in Bern zu befinden.

Musterhaft benahm sich der Kapitän — oder, wie er auf seinem Schiffe angesprochen wird: il commandante. Konnte er mir auch nicht für die ganze Fahrt seine eigene Kajüte zur Verfügung stellen, so räumte er sie mir doch unmittelbar nach dem Vorfall auf einige Zeit ein, ließ Eis herbeiholen, um kalte Umschläge zu machen, und war aufs eifrigste besorgt, sich gefällig zu erweisen. Traf er solche Anordnungen mit jener imperativen Kürze und Bestimmtheit, die sich wie beim Militär auch auf Schiffen so gut macht, so war er

dagegen, wenn er mich später in meiner Kabine besuchte, was am gleichen Abend noch zweimal und am folgenden Morgen geschah, von warmherziger Redseligkeit und bewies unter anderm dadurch seinen Takt, daß er den Unfall ganz zurücktreten ließ hinter der von ihm als „miracolo“ gepriesenen Lebensrettung, zu der er mir mehrmals Glück wünschte. Es geschah dies in den gewähltesten und liebenswürdigsten Ausdrücken und unter Entwicklung einer gewissen Lebensphilosophie über die Wege der Vorsehung, wobei der artige Schluß darauf gerichtet war, mich durch den besten Trost innerlich zu stärken. Ebenso legten auch die Angestellten des Schiffes wahre menschliche Teilnahme an den Tag, ohne anderseits mir durch Aufdringlichkeit lästig zu fallen. Und wie geschickt benahmen sich die beiden kräftigen Matrosen, welche mir bei der Ankunft in Neapel die lange Leiter an der Außenwand des Dampfers hinab in die Landungsbarke halfen.

Doch sei über den Italienern der Landsmann nicht vergessen! Zwei dem Handelsstand angehörige Schweizer, ein Herr J. aus dem Kanton Glarus und ein Herr M. aus dem Kanton Bern befanden sich auf dem Schiffe. Hätte ich nun nicht ohnehin in meinen lieben Reisegefährten die allerbesten Pfleger und Freunde gehabt, so würde ich in diesen beiden Herren solche gefunden haben. Nicht nur, daß sie auf dem Schiffe sich mir zu jedem Dienst anboten, besuchten sie mich auch im Hotel in Neapel unter Wiederholung ihrer Bereitwilligkeit, mir nützlich zu sein.

Patienten sind in einem Gasthof nicht willkommen. Aber davon ließ uns die Direktion des Hotels Central (dieselbe, wie im Hotel de Geneve, Fratelli Isotta) in Neapel nichts merken. Man möchte wohl annehmen, daß gerade in Neapel der Notfall eines Fremden einigermaßen der gewinnsüchtigen Ausbeutung ausgesetzt wäre. In diesem Gasthof war das

Gegenteil der Fall. Bei aufmerksamster Behandlung war die Rechnung die allerbescheidenste.

Eigentümlich fügte es sich, daß infolge dieses Zwischenfalles Brahms seinen 60. Geburtstag, den 7. Mai, nun allerdings in stiller Verborgenheit zubrachte, nämlich als treuer Hüter und Pfleger an meinem Bette, nachdem wir die beiden andern Freunde überredet hatten, einen Ausflug nach Pompeji zu unternehmen, das sie beide noch nicht kannten. Wohl war es mir einerseits ein peinliches Gefühl, den Mann, dessen an diesem Tage mit Wien die ganze musikalische Welt Deutschlands mit Liebe und Bewunderung gedachte, in einem dunkeln, auf den innern Hof des Hotels gehenden Zimmer an meinem Lager sitzen und mir wie die beste Diakonissin alle möglichen Handreichungen erweisen zu sehen; anderseits freute und rührte es mich auch tief, ihn so aufopfernd, so herzlich, so treu zu finden, wie ich ihn mir zwar immer gedacht hatte, wie er sich jetzt aber aufs schönste bewährte. Der ersten Untersuchung des Fußes durch den Arzt und dem Anlegen des provisorischen Gipsverbandes hatte er nur unter Zeichen großer Aufregung beizuwohnen vermocht, da er sich wahrscheinlich vorstellte, daß diese Prozeduren für den Patienten schmerzhaft seien. Dunkelrot im Gesicht suchte er den wahren Zustand seiner Gefühle durch scherzhafte Reden zu verbergen, indem er mit einem gewissen grimmigen Ausdruck zum Arzte sagte: „Wenn's ans Schneiden geht, dann bin ich der rechte Mann, ich war bei solchen Sachen immer Billroths Assistent.“ Als wir uns dann allein befanden, war er bemüht, mich durch heiteres Gespräch bei guter Laune zu erhalten. Unter anderm verwies er mich darauf hin, wie viel ich schon in meinem Leben auf meinen Wanderfüßen in den Alpen und in Italien herumgestiefelt sei, so daß ich, wenn schlimmsten Falles dies künftig nicht mehr möglich sein

sollte, doch immer noch vor hunderttausend Mitmenschen, denen es nie so gut geworden sei, unendlich viel voraus hätte. Wenn aber alles glücklich ablaufe, so solle ich mir durch diese Geschichte doch ja nicht den Mut und die Lust zu künftigen Reisen in Italien rauben lassen. Das ist denn auch nicht geschehen, und schon mit Rücksicht auf diesen einen Tag, an dem sich mir die treue Mannesnatur des edeln Freundes in ihrer ganzen Kernhaftigkeit erschloß, möchte ich dieses im ersten Augenblick etwas rauhe Erlebnis nicht missen.

Andern Tages trennte sich unser Quartett, indem Brahms, von Herrn Robert Freund bis Venedig begleitet, über Ancona nach Wien fuhr, während Freund Hegar mich nach Bern brachte. Ein eigentümliches Intermezzo war bei meiner Abfahrt aus Neapel der Faust- und Ringkampf einiger Dienstmänner, die sich auf dem Bahnhof um den Vorzug balgten, mich in den Waggon heben zu dürfen. Da der mich begleitende Freund momentan am Billettschalter stand, mußte ich diesen Titanenkampf ein paar Augenblicke über mich ergehen lassen mit dem nicht ganz angenehmen Gefühl, daß schließlich einer der diensteifrigen Giganten über mich hinstürze. Ich empfand ungefähr, wie ein Fenster oder ein Spiegel während einer Wirtshausprügelei empfinden würden, wenn sie Nerven hätten. Aber so ganz Gipsstatue war ich doch nicht, daß ich nicht einen jener Herren mit den großen Pompons auf den Zweispitzhüten hätte herbeirufen können, bevor mir noch „ein Eck'“ abgeschlagen wurde. Das Erscheinen eines solchen Federbusches wirkt in Neapel Wunder, und ich kam heil in den Waggon.

Und nun mag man ermessen, wie schön jene Gebirgslandschaften zwischen Neapel und Rom sein müssen, wenn man erfährt, daß ich über dem Schauen ihrer frühsommergrünen Herrlichkeit, ihrer edeln Linien und der zahllosen Städte

und Dörfer und Kastelle, die selten im Tal, meistens auf den Höhen liegen, des kranken Fußes fast vergaß und trotz allem das Herz freudig bewegt fühlte, wenn Orte wie Capua, Monte Cassino, Frosinone, Allatri, Velletri, Albano vom dahineilenden Direttissimo gestreift wurden. Von Rom bis Genua war Nachtfahrt. Aber von Genua wieder bis Mailand interessierte mich der einigermaßen schweizerische Charakter der Berggegenden, durch die der Schnellzug sich hindurcharbeiten muß. Es hatte in der Nacht geregnet, Nebelwölkchen hingen noch an manchen Hügelkuppen. Vielleicht aber kam die Landschaft nur uns, aus dem südlichsten Italien Heimkehrenden, so heimatlich alpin vor; wer vom Norden hier durchführe, dem würden im Gegenteil die Merkmale italienischen Klimas mehr auffallen.

Endlich war Mailand erreicht. Als der Gotthardschnellzug sich in Bewegung setzte, empfand ich mit wirklicher Erleichterung die viel angenehmere Fahrbewegung der auch in sonstiger Beziehung so überaus komfortabel eingerichteten Waggons der Gotthardbahn im Vergleich zu den italienischen Wagen. Auch in Italien war ich auf der Rückreise erster Klasse gefahren; aber wie furchtbar war das Schütteln gewesen. Man urteilt über dergleichen am sichersten, wenn man in einem verwundeten oder beschädigten Körperteil jede Oszillation des Wagens auf mehr oder weniger schmerzhafte Weise gleichsam wie ein Regulator kontrollieren muß. Im Wagen der Gotthardbahn hörten diese peinlichen Empfindungen sofort auf; der Unterschied war fast so groß, als wenn man aus einem Bauernwägelchen in eine herrschaftliche Kutsche auf Gummirädern umgestiegen wäre. Bei einer ununterbrochenen Eisenbahnfahrt von im ganzen 35 Stunden ist ein solcher Umstand wichtig genug, so daß ich ihn nicht übergehen wollte.

Wenn ich nun den idealen Gewinn meiner Fahrt durch

Sizilien zu überblicken versuche, so fühle ich sehr deutlich, daß er zu groß, in seiner Nachwirkung zu nachhaltig ist, um sofort in eine Formel gebracht zu werden. Sizilien ist eine Sonneninsel des Lebens und zugleich eine Toteninsel, jedes Antlitz, das bleiche wie das blühende, gleich schön. Palermo und seine Orangenhaine, Termini, die rebenbekränzten Küsten des Westens und des Ostens sind Zaubergärten Armidas; Segesta, Girgenti und Syrakus liegen im Schattenreich, und der Staub aus dem Aschenkrug der Weltgeschichte weht über ihre Trümmer hin. In Taormina finden beide, die sonnige Gegenwart voll Lust und Pracht und die hehre Vergangenheit, einander wie Schwestern in einem Kuß der Schönheit, den das Herz nicht vergessen kann. Dergleichen nun selbst geschaut und erfahren zu haben, bliebe ein ewiger Gewinn, wenn — das genießende und lernende Individuum nicht selbst vergänglich wäre. So hält es wenigstens die Bilder, die an ihm vorüberzogen, im allerdings auch bald verwehenden Worte fest und gedenkt der Wahrheit jener alten Strophe, die ich, im Bette liegend, am Morgen des 7. Mai in Neapel aufschrieb und Brahms als Geburtstagsgruß in sein Zimmer hinübersandte:

Kinder eines Tages! was ist jemand? was ist
Niemand? Ein Traum von Schatten sind die Menschen.
Umwallet sie aber ein Glanz von Zeus gesandt, so besuchet
Die Menschen ein helles Licht und ein sanftes Leben.

(Pindar.)





Der Tod des Äschylos.[1]

Ein Totengespräch.

Charon.

Wohlan! Da meinem Nachen du auch bist genaht,
Du jeglich Schicksal deutender, allweiser Mann,
So deute mir jetzt deines eignen Todes Art.
Laß sehn, ob lenkende Vernunft du auch erkennst
— Nicht zwecklos Walten nur der blinden Zufallsmacht —
In diesem Sturz des Seetiers, des gepanzerten,
Das jener Adler fallen ließ aus freier Luft,
Der Vogel, dem, dieweil du saßest still am Strand,
Dein nackter Schädel eine Felsenklippe schien,
Auf der zerschellen sollte durch den Sturz sein Raub.
Sprich! Welche Schuld bezahltest du mit solchem Tod?

Äschylos.

Des Denkens Schuld. — So mächtig, daß zum Felsblock ward
Mein Schädel selbst dem scharfgeaugten Königsaar,
So mächtig wölbte der Gedanken Kraft mein Haupt.

---

[1] Unweit Girgenti lag jenes Gela, woselbst Äschylos seine letzten Lebensjahre zubrachte. Eine wunderliche antike Sage berichtet, der fast Siebzigjährige habe dort, in der Nähe des Meeres sitzend, den Tod gefunden, indem ein Adler eine Schildkröte aus den Fängen auf den Kopf des Dichters habe niederfallen lassen. Den Trimetern obenstehenden Dialogs liegt diese Sage zu Grunde.

Und Feuersglut, die niemals mir erlosch im Hirn,
Versengte längst der Locken Schmuck und legte bloß
Den Bau, in dessen Kammern wohnt der Geister Heer,
Das oftmals ich zu heißer Schlacht und Sieg entbot.

Charon.

Doch solches Tun war löblich, heischte Strafe nicht.

Äschylos.

Und wähnst du, daß mir Strafe sei so seltner Tod?
Nicht also konnte sterben jenes dumpfe Volk,
Das unterm schwarzen Kraushaar und der niedern Stirn
Nur der Begierden irrelichtend Fünkchen trägt
Und jenen in Geschäften frohen Eintagsgeist,
Der sich begnügt mit Zielen, die die Stunde setzt.
Dagegen sieh, wie wunderbar mir fiel mein Los:
Vereinen mußten niemals sonst Gesellte sich,
Des Himmels schnellster Bote mit dem trägsten Tier,
Das in Poseidons Tiefen lebt, zu meinem Tod.
Und auch ein freundlich Gleichnis hab ich drin erkannt:
O, Adler! Eines Dichters Seele war in dir,
Der du des Abgrunds hartgeschalt Geheimnis hobst
So hoch empor in reine, helle Himmelsluft,
Und wolltest sprengen seines Rätsels festen Schrein.
Darob mocht' eines Menschen Haupt zerbersten wohl!

Charon.

Doch seltsam bleibt, daß deine Denkerstirn zermalmt
Vom Adler ward des Göttervaters, dessen Tun
Ehrfürchtig du und weise stets gedeutet hast.

Äschylos.

So laß den stolzen Glauben mir, daß ich vielleicht
Zu tief geschaut die Heimlichkeit des Himmelsherrn,

Und daß zu viel den Menschen ich davon verriet.
Dann vollends traf des Adlers Wurf den rechten Ort,
Zermalmend einen Tempel, der so oft dem Volk
Auftat der Tore letztes, das man sonst verschließt.

Charon.

Beim Styx! Du deutest deinen Tod lebendig mir!
Zeus ähnlich bist du wahrlich; denn auch deinem Haupt,
Wie dem des Zeus, als jene Axt es spaltend traf,
Entspringt der Weisheit schlankes, ew'ges Götterkind.
So steig' in meinen Nachen, Herrlicher, herein.
Nie führt' ich reichre Fracht und reifre Menschenfrucht
Hinüber noch ins stille, heil'ge Schattenreich.



„Biglietto circolare No. XXIII."

Plaudereien von einer Fahrt in die Marken, nach Umbrien, ins Römische und zurück durch Piemont.



1.

Glückliche Fahrt.

Bis in die ersten Maitage hinein hatte der Winter sich's bequem gemacht auch zu ebener Erde und in den untersten Stockwerken unserer lieben Schweiz; aus den Mansarden zieht er ohnehin nie aus. Sogar in Italien — so lauteten die Berichte — ließ der Frühling auf sich warten. Endlich aber — es war am Abend des 4. Mai — hatte der alte donnernde Jupiter ein Einsehen mit der kläglichen Wetterimpotenz der letzten Monate. Er erhob sich, daß der Himmel erzitterte, und in der ganzen Lombardei, auch an unsern italienischen Seen, ging an jenem Abend ein Gewitter nieder, wie man es seit Jahren kaum erlebt hatte. Rings um Mailand schlugen die Blitze ein; der Sturm wütete so heftig, daß Leute auf dem Domplatze umgeweht wurden. Zuletzt ein machtvoll hinrollender Donner über die weite lombardische Ebene, die schon vom Donner so mancher Schlacht erbebte. Und damit war feierlich der lange Winter beschlossen, Frühlingsanfang von Zeus selbst göttlich besiegelt, und mit tausend Sternen zog die reinste Mainacht herauf.

Folgenden Tages fuhr ich von Bern nach den glücklichen Gefilden, wo sich diese divina commedia zugetragen.

Auf der Fahrt bis Luzern unterhielt eine junge Tessinerin den ganzen Wagen, und ich mußte es wohl als eine gute Vorbedeutung aufnehmen, daß mir sofort schon beim Einsteigen

die lateinische Rasse eine ihrer angenehmsten Vertreterinnen zur Fahrtgenossin gab. Es war ein heiteres Geschöpf Gottes, dieses lustige Mädchen, das an Lebhaftigkeit der wildesten Operettensoubrette nichts nachgab und dennoch bei sehr freimütigem Betragen die allerdings weiten Grenzen nicht überschritt, die einem anständigen Mädchen südlichen Temperaments gezogen sind. Sie hatte, wie sich allmählich ergab, einen Kurs für Telegraphie soeben absolviert und befand sich auf der Heimreise zu ihrer Familie im Tessin. Das Bewußtsein, nun etwas gelernt zu haben, was ihr eine, wenn auch bescheidene, so doch selbständige Lebensstellung sichert, mochte in Verbindung mit der Vorfreude des nahen Wiedersehens ihrer Lieben sehr dazu beitragen, ihre Stimmung zu heben. So kam es, daß sie sich vor Übermut kaum zu fassen wußte; aber auch die tollsten Einfälle wurden von der zierlichen Kleinen immer mit Grazie ausgeführt. Mit ihr waren vier junge Bürschchen, die man für katholische Studentlein hätte halten können, wie sie in den innern Kantonen der Schweiz gedeihen. Wahrscheinlich aber hatten auch diese Leutchen denselben Telegraphistenkurs genossen und befanden sich ebenfalls auf der Heimfahrt. Nun ließ die eidechsenhaft muntere Tessinerin diese ihre Gefährten auch nicht einen Augenblick müßig. Zuerst bewirtete sie dieselben mit Orangen, was aber nur den Vorwand abgab zu einer regelrechten Schlacht, die sie ihnen mit den Schalen lieferte. Dann sollten sie alle vier abbeißen von einer besondern Delikatesse, die sie ihnen präsentierte. Es war jedoch eine kleine Fleischextraktsuppentafel, so daß namentlich der eine, auf den sie's am meisten abgesehen hatte, ein junges Greislein mit einer Großvaterbrille und weltentsagenden Kanonikuslippen, ein furchtbar komisches Gesicht schnitt, als er in die zähe Masse herzhaft einbiß. Nachher las sie ihnen italienische Gedichte vor, die

sie ins Deutsche übersetzen sollten. Als ihr dieses Spiel verleidet war, bekamen die vier zahmen Tiere dieser modernen Circe neuerdings Futter: einige Münzepastillen. Später fand sie, einer sehe leidend aus, er müsse Kopfweh haben. Und da half keine Protestation; sie machte den Arzt und band ihm ein Taschentuch um die Stirne. Bei alledem stand ihr Zünglein natürlich keinen Augenblick still, und jedes Wort, das sie vorbrachte, war ein so recht frischer Ausbruch eines gesunden Naturells. Als z. B. der mit der Großvaterbrille eine Weile sich einsam an ein Fenster setzte und in die Landschaft hinausstarrte, da machte sie ihm lebhafte Vorwürfe, was er eigentlich da draußen zu suchen habe. „Schauen Sie Pflanzen an? Sie sind doch keine vierfüßige Milchfabrik. Wie kann Sie also das Gras interessieren, wenn hier ein schönes Mädchen mit Ihnen spricht? Ich sage schön, weil ich doch viel schöner bin als Sie. Und was das heißen will, werden Sie am besten wissen.“ So ging es lustig fort ohne Ermüdung, ohne Unterbrechung, durchs ganze Emmental und Entlebuch bis Luzern. Zum Schluß bekam noch jeder der Begleiter ein Andenken, eine Blume, die sie einem größern Strauß entnahm und den jungen Leuten mit Anmut ins Knopfloch steckte. Gott! wie gut hätte das Mädchen zu dem sizilianischen Strumpfwarenfabrikanten gepaßt, mit dem ich von Mailand nach Verona fuhr und der unterwegs nicht nur an den Stationen, sondern überall, wo der Zug vorüberschnurrte, den Leuten in den Häusern oder auf dem Felde alle möglichen Grüße und Spässe zurief. Er war, noch mehr als die immerhin kluge und auch sprachlich gut gebildete Tessinerin, eine vorwiegend animalische Natur, und ich mußte mir allerdings gestehen, daß so ein Mensch, wenn er etwa einmal krank ist oder sonst ins Elend kommt, dann so arm ist, ja noch hilfloser als ein krankes Tier. Und dennoch tut es

uns bedächtigen und viel, zu viel bedenkenden Nordländern gut, von Zeit zu Zeit solche rein ihres sinnlichen Daseins sich freuende Wesen zu sehen und an ihnen zu erkennen, daß der Pessimismus als Lebenspraxis wirklich nur eine spät gezeitigte Frucht des alt gewordenen menschlichen Denkens ist, während bei solchen Naturen, wenn sie nur nicht selbst an ihrem Leibe zu leiden haben, Leben und Genuß identisch sind.

Mit Leuten, die sich so gehen lassen nach dem Antrieb ihres feurigen Temperaments, erlebt man dann auch unter Umständen Momente von sozusagen dramatischer Wirkung. Hiefür nur ein Beispiel. Bald hinter Como, in Camerlata oder irgendwo nachher, war ein Curato, ein Landpfarrer, eingestiegen, ein ältlicher jovialer Mann mit drei jungen Frauenzimmern und zwei Herren. Dürften die katholischen Geistlichen heiraten, so hätte man zwei von den weiblichen Wesen wohl für die Töchter des gut und klug aussehenden alten Herrn halten mögen. Eine von ihnen war seit kurzem Witwe. Das tiefe Schwarz der Kleidung, der große wallende Schleier am Hut und ein Sacktuch mit zwei Zoll breitem Trauerrande zeugten mehr von ihrer Trauer als das frisch-rosige Gesicht und die kirschroten Lippen. Doch nahm sie sich anfänglich recht zusammen, konnte indessen auf die Dauer der Fröhlichkeit nicht widerstehen, die von der jüngsten Begleiterin, einer wilden Landhummel ausging, die vielleicht heute zum ersten Male nach Mailand fahren durfte. Dieser von Gesundheit strotzende Backfisch war vor Vergnügen so außer sich, daß nach und nach die ganze Gesellschaft, den Pfarrer inbegriffen, auf die Spiele einging, die das etwa fünfzehnjährige Mädchen angab. Man stahl sich gegenseitig die Taschentücher, die Frauenzimmer stachen die Herren mit den großen Nadeln, die sie aus ihren Hüten gezogen hatten, kurz, man trieb allen möglichen Unsinn. Und allmählich war

die junge Witwe die ausgelassenste von allen geworden. Ihren Krepphut hatte sie längst oben auf das Netzgeflecht des Waggons gelegt, und mit vor Freude geröteten Wangen und mit leuchtenden Blicken überließ sie sich dem Spiel, bei dem sie oft genug mit einem der ihr gegenübersitzenden Herren ins fröhliche Handgemenge geriet.

Da — plötzlich — es war wirklich geisterhaft zu sehen — schwebte der schwarze Schleier herab, der sich vom Hute gelöst hatte. Er kam von oben wie ein Trauergewölke und senkte sich im leisen Fall auf das Antlitz der Witwe, dasselbe auf einmal ganz bedeckend. Die Wirkung war auf alle eine augenblickliche. Das seelenlose Stück Zeug, dieser Flor, spielte die Rolle eines gleichsam überirdischen Abgesandten auf überwältigende Weise. Ein und derselbe Gedanke erwachte in jedem Hirn, starrte schreckhaft aus jedem Auge. Die junge Witwe war totenbleich geworden. Anfänglich hob sie die Hand, den Schleier zu entfernen; aber die Hand sank kraftlos herab. Sie selbst lehnte sich zurück und blieb eine Weile regungslos unter dem Schleier. Der einzige, dem ein Wort entfuhr, war der Pfarrer. „Ecco!“ sagte er, sonst nichts. Und mit verblüfftem Gesicht lehnte auch er sich rückwärts. Die andern schwiegen. Als ob man über eine Voliere schnatternden Geflügels ein Tuch gebreitet hätte, oder als ob eine plötzliche Sonnenfinsternis die zwitschernden Vögel im Felde verstummen machte, so wurde es ganz still im Waggon. Erst nach geraumer Zeit war es der Backfisch, der wieder leise Versuche machte, die vorige Lustbarkeit neu aufleben zu lassen, jedoch vergeblich. Ich sah am Abend desselben Tages zu Verona im Teatro Ristori die Oper „Norma“, wo zum Schluß auch ein schwarzer Schleier über die schuldige Priesterin gebreitet wird. Aber der schwarze Schleier auf der Eisenbahn zwischen Monza und Mailand hat mir einen viel dramatischeren Eindruck gemacht.

Zu einer glücklichen Fahrt gehören natürlich auch die kleinen Unterbrechungen derselben, die man sich gönnt. So brachte ich den Abend des ersten Reisetages in unserm Lugano zu. Warum heißt die angenehme Pension hoch oben am Bahnhof mit der wunderbaren Aussicht französisch „Beau regard“, statt schön italienisch, wie man's hier erwartet, „Bel riguardo?“ Das ist der einzige Tadel, den ich diesem vortrefflich geführten Hause gegenüber anbringen könnte. Welche Luft man da atmet an einem Maiabend! Es ist, als ob uns die Berge rings um den ceresischen See das wunderbare Aroma in einem riesengroßen Kelche darreichten. Die Heiterkeit des Himmels ist in Lugano häufig so groß, daß man am Mond denjenigen Teil der Scheibe, den das Sonnenlicht nicht trifft, im Wiederschein des Erdlichtes schwach leuchten sieht. Auch kann ein scharfes Auge am mittleren Stern der Deichsel des Wagens den kleineren Begleitstern erblicken. In der Nähe des genannten gastlichen Hauses steht auf einem Hügel ein geschmackvoll erbauter Roccolo (Jagdturm zum Vogelfang); von dort genießt man der Aussicht nicht bloß auf die Stadt und den See hinab, sowie auf die Gebirge ringsum, sondern auch in jenes reizvolle Hügelland, das sich westlich gegen Luino hinzieht und auf allen Höhen Dörfer und Kirchen zeigt, die dem Landschaftsbilde einen unbeschreiblichen Zauber geben. An einem fernen Berge stiegen Raketen; sie zeigten an, daß einem Heiligen zu Ehren andern Tages das große Fest des Kirchenpatrons abgehalten werde. Ich sah auch wirklich Sonntags früh von der Eisenbahn aus eine derartige Prozession. Bei Maroggia war's. Lustig zog eine ganze Dorfschaft durch die blühende, sonnenhelle Flur, voran die goldenen Standarten der Heiligen. Die Männer alle waren mit weißen Mänteln eigentümlich maskiert; sie und die Frauen sangen

mit kräftigen Stimmen einen wohltönenden Prozessionsgesang. Vergnügen an der geistlichen Lustbarkeit strahlte aus allen Gesichtern; nur der etwas dicke Hirte dieser Herde, der ihr kaum schnell genug nachwackeln konnte, wischte sich zuweilen mit verdrießlicher Miene den Schweiß von der Stirn. „Fanno bene di andare a spazz'“ (sie haben ganz recht, spazieren zu gehen), sagte im Waggon ein freisinniger Italiener. Ganz so haben einst die Vorfahren ihre Feldgötter im Frühling durch die Fluren getragen. Es wäre unrichtig, mit einseitigem Protestantismus einem altererbten Heidentum zu Leibe gehen zu wollen, das unter dem Namen Katholizismus hier in einer doch sehr unschuldigen Form einfach uralte Bräuche ausübt, die diesem sinnlichen Volke ein beglückendes Bedürfnis sind.

Eine zweite Unterbrechung der Fahrt machte ich in Verona, wo ich mir, von früherem mehrtägigem Besuche her, fast wie zu Hause vorkam. Die Cypressen des Giardino Giusti, die marmornen Bettlerfiguren (Gobbi) in der Kirche S. Anastasia, die vom Marktgewühl belebte Piazza d'Erbe, wo neben saftigen überwinterten Trauben Körbe mit frischen Kirschen standen, die stille, ernste Piazza dei Signori mit ihren Palästen und dem Dante-Standbild in der Mitte — alles grüßte, wie alte Bekannte uns grüßen. Am herrlichsten war doch der Morgen in der Villa Giusti. Die Frische dieses Gartens ist eine unbeschreibliche. Es fällt hier starker Nachttau, und die reiche Vegetation hat nichts Sonnverbranntes. Unabsehbar weit breitet sich die Lombardei aus für denjenigen, der auf der obersten Gartenterrasse steht. Der Horizont scheint nur durch die Krümmung des Erdballs begrenzt. Vor uns die ganze Stadt mit ihren vielen Kirchen und der antiken Arena. Zu allernächst aber, zum blauen Himmel aufragend, die uralten, schwarzen, kirchturmhohen Cypressen

der Villa, die im Morgenwinde leis sich neigen. Hier wohnen auch Vögel im Gebüsch, die mit freudigem Gesang dieses sichere Garteneiland in dem für ihresgleichen so mörderischen Lande preisen. Von unten klingt Glockengeläute und von einem fernen Exerzierfeld in der Ebene draußen die gedämpfte kriegerische Musik eines Bataillons. Noch ferner stürmen durch das offene Land Eisenbahnzüge; doch auf diese Distanz scheinen sie winzige Körperchen, mehr nur durch gelegentliche helle Rauchwölkchen bemerkbar, und es ist, als ob sie nur langsam vorrückten. All das Leben der Welt geht da draußen seinen Gang; in der Cypressenvilla aber wohnt Ruhe wie auf einer Insel der Seligen, und ein Dichter wie Dante müßte hier dem Flüstern der Geister lauschen.

2.

Festliches Volk in Bologna.

In Verona war ich mit Brahms zusammengetroffen, der von hier ab mein Fahrtgenosse wurde. Unser nächstes Ziel, dem wir schon andern Tages zustrebten, war Bologna, für den Sommer 1888 die Feststadt Italiens. Eine dreifache Ausstellung beherbergte sie in ihren Mauern: eine allgemeine internationale für Musik, zwei national italienische für bildende Künste und für Gewerbe, Ackerbau und Gartenwirtschaft. Das Königspaar hatte bereits seit einigen Tagen im Palazzo Communale Wohnung genommen. Endlich rüstete sich die Stadt damals auch auf das achthundertjährige Jubiläum ihrer im Mittelalter so berühmten Hochschule.

Aber den größten Genuß gewährte uns ein in diese Tage fallendes kirchliches Fest, das der Himmelfahrt. Denn es führte zahllose Landleute aus der Umgegend in die Stadt und verschaffte uns so Gelegenheit, eine Menschenklasse, mit

der der Reisende in Italien weniger in Berührung kommt als mit den Städtern, in zahllosen Typen vorüberdefilieren zu sehen. Am Morgen waren die Reihen nicht so dicht. Unbeschreiblich war dagegen das Gewühl der festlich geschmückten Landleute am Nachmittage. Der Hauptkirche S. Petronio gegenüber hatten wir uns unsern vom Neptunsbrunnen unter den hohen Arkaden Stühle vor einem Kaffeehause gesichert. Der ganze ungeheure Platz wogte von einer fröhlichen Menge. Auf den breiten Treppenabsätzen der Kirche lagerten zu Hunderten diejenigen, die sich ausruhen oder von dem höhern Standorte bequemer zum Palazzo Communale hinüberblicken wollten, wo das Königspaar wohnte und wo am Tor alle Augenblicke eine Staatskarosse hielt oder ein paar rote Lakaien sichtbar wurden, sehr zum Entzücken der loyalen Bevölkerung. Gibt es auch, speziell in der Romagna, eine republikanische Partei, die neulich von einem italienischen Blatte auf etwa 30 000 Stimmfähige geschätzt wurde, so können doch selbst die Gegner des monarchischen Systems sich dem Zauber nicht ganz entziehen, der von den Persönlichkeiten eines so ehrenhaften Mannes wie König Umberto und einer so liebenswürdigen und wohlwollenden Königin wie Margarita ausgeht. Von beiden Monarchen werden zahlreiche Anekdoten umhergeboten, welche ihre guten Charaktereigenschaften beweisen. Noch Tags zuvor war der Wagen der Königin mit dem Fuhrwerk einer Bauernfamilie so hart zusammengestoßen, daß letzteres umwarf. Die Königin hatte augenblicklich halten lassen, war ausgestiegen und erkundigte sich persönlich, ob niemand von den Insassen des andern Wagens Schaden gelitten habe. Letzteres war doch der Fall, wenn auch die Verletzungen nicht sehr bedeutende waren. Sie ordnete alsobald an, daß den Verwundeten ärztliche Pflege zu teil werde; zugleich ließ sie sich

die Namen nennen, markierte sie in ihrem eigenen Notizbuche und verhieß den armen Leutchen königliche Entschädigung. Das alles war gewiß ihre Pflicht; aber es kommt viel darauf an, wie eine derartige Pflicht erfüllt wird, ob, wie hier, mit humaner Wärme und sichtlichem Wohlwollen auf feine, taktvolle Weise, oder mürrisch und vielleicht nur indirekt durch ein paar diensttuende Beamte. Auch mag hier die Erinnerung Raum finden, daß gar oft Private in ähnlichem Falle nicht so rücksichtsvoll handeln. Ein mir persönlich nahestehender Freund wurde vor Jahren in Zürich von dem unerlaubt rasch um eine Ecke fahrenden Landauer eines reichen Zürcher Bankiers zu Boden geworfen und erlitt einen Armbruch nebst andern ziemlich schweren Verletzungen. Der Insasse des Wagens, statt nach dem Verunglückten sich zu erkundigen, hieß im Gegenteil seinen Kutscher nur desto schneller fahren, um aller Verantwortung sich zu entziehen!

Doch zurück von dieser Abschweifung zu meinem Stuhl unter den Arkaden vor dem Kaffeehause. In zwei einander begegnenden endlosen Zügen schob sich hier das Landvolk vorbei, und gar oft entstand bei dem außerordentlichen Andrang eine Stockung. Aber da war auch nicht ein verdrießlicher Mensch in der Menge, wenn auch der unfreiwillige Aufenthalt minutenlang dauerte. Heiterste Zufriedenheit lag auf allen Gesichtern. Und wie ausdrucksvoll waren diese Gesichter! Wie glänzten überall waldbeerenschwarze Augen! Stattliche Bursche von hohem Wuchs hatten ihre Mädchen bei sich, die sie nicht am Arm, sondern an der Hand führten. Diese jungen Bäuerinnen waren fast durchweg Schönheiten; der Menschenschlag in und um Bologna herum ist, wie allgemein bekannt, ein außerordentlich guter. Nun waren sie heute im Festschmuck; seidene Tücher, vorherrschend grüne oder gelbe, lagen auf den Schultern der Mädchen. In dem

schwarzen Haargeflecht steckten silberne Nadeln von seltsamen Formen; auch goldene Ohrgehänge, Reife von ziemlichem Umfang oder Halbmonde, waren nicht selten. Was aber als höchster Schmuck die Schönheit der edel geformten Züge erhöhte, das war durchweg der Ausdruck einer — wie soll ich sagen? kindlichen oder tierischen? — Unschuld, einer unbeschreiblichen Seeleneinfalt bei vortrefflicher geistiger Naturanlage. Wir kennen bei uns, auch auf dem Lande, nur noch das durch Schulbildung zur Erkenntnis des Lebens geweckte Mädchen und Weib. Nun ist es mir gewiß fern, den Lichtstrahl des Gedankens zu verachten, der dem Antlitze wissender Menschen neue und eigenartige Schönheit geben kann. Aber wie viel unnützes, die Seele belastendes und vielleicht auch verunreinigendes Beiwerk zieht oft mit der systematischen Schulbildung in den Menschen ein! Und wäre es allein die Schule. Da kommen aber die Zeitungen dazu und das Lesen so vieler nützer und unnützer Bücher. Wohl erweitert sich der Horizont. Aber jene erste Evafrische, jener Tau des Paradieses wird unmerklich abgewischt. Fade Ausleger des biblischen Mythus haben von jeher unter dem Biß in den Apfel der Erkenntnis die erste Erfüllung des geschlechtlichen Begehrens verstehen wollen. Dies ist ganz falsch. Der natürlich sinnliche Mensch unterliegt diesem Begehren, ohne daß der Stand der Unschuld im höhern Sinne des Wortes dadurch verändert würde. Vollbringt er doch nur das in ihm waltende Naturgesetz. Jener Mythus ist vielmehr wörtlicher von der Erkenntnis, d. h. von der geistigen Entdeckung des eigenen Ich zu verstehen, infolge deren der Mensch beginnt, sich fortan selbst zum Gegenstande grübelnden Studiums zu machen. Aber meine Leser leben von Jugend auf so sehr in der zweiten papiernen Welt, die ihnen in der Schule ist erschlossen worden, daß sie vielleicht kaum verstehen, was

ich mit diesem Lobe einer noch da und dort auf Erden existierenden Paradiesesunschuld des Menschengeschlechts sagen will. Auch sehe ich gar wohl ein, daß solche Zustände überall von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr schwinden müssen; nur kann ich die Befriedigung nicht unterdrücken, die ich empfand und noch in der Erinnerung empfinde, daß es mir vergönnt war, an jenem Himmelfahrtstage tausendmal in die wie aus dem ersten Schöpfungsmorgen hervorlugenden Augen der die Welt noch nicht begreifenden jungen Eva zu blicken. Und wie nun der Strom dieser Menge heiterer, einfacher, schöner und unbekannter Menschen in immer neuen Wellen vorüberwogte, da empfand ich mein eigenes Lebensgefühl mehr und mehr gesteigert, und zugleich überkam mich die Ahnung jener Seligkeit Gottes im pantheistischen Sinne, da solche Ströme, wie ich einen jetzt an mir vorüberziehen sah, millionenfach im Wesen der Gottheit aus- und einströmen und auch die verborgenste Menschenblume in seinem Herzen wurzelt.

Festlich Volk füllte natürlich auch die Räume der verschiedenen Ausstellungen, die wir in Bologna besuchten, und das darf hier versichert werden, daß in Italien die Leute niedern Standes, sogenanntes städtisches Proletariat, wie auch die Bauern, zu den schönen, prächtigen Kunstgegenständen einer Galerie einen viel weniger störenden Gegensatz bilden, als das anderwärts der Fall ist. In München wird alljährlich während den Tagen des Oktoberfestes die Glyptothek geschlossen, weil man eine mögliche Schädigung der Statuen seitens des in die Stadt strömenden Landvolkes besorgt. In Italien wandeln die schlichten Leute in ärmlichem Gewand durch die schimmernden Säle als pietätvolle Beschauer der schönen

Kunstwerke. Von den Kirchen her, die meistens ebenfalls herrliche Kunstschätze beherbergen, haben sie, auch bei gänzlich mangelnder Schulbildung, einen Begriff oder vielmehr eine wache Empfindung für den Wert solcher Dinge. Und wenn auch natürlich in der Regel die größten und die am buntesten bemalten Leinwandflächen oder Genrebilder, welche den Stoff aus dem Volksleben schöpfen (wie die Gemälde von Egisto Lancerotto, Nani, Noé Bordignon u. s. w.), am meisten die Aufmerksamkeit solcher einfachen Beschauer erregen, so kann man doch auch bemerken, daß der dem Italiener angeborne künstlerische Geschmack zuweilen eine Gruppe schlichter Leute vor einem Kunstwerke festhält, das nichts äußerlich Sensationelles an sich hat, sondern durch reine Schönheit fesselt.

In der internationalen Musikausstellung, die mit einem Meister wie Brahms zu besuchen für mich doppeltes Interesse hatte, fanden wir hinter Glas und Rahmen die wertvollsten Originalhandschriften, die aus allen möglichen Archiven, Bibliotheken und Privatsammlungen Europas waren hierher gesandt worden. Neben uralten bemalten Pergamenten des Messegesangs lagen auch die Partituren von Mozarts „Zauberflöte", Beethovens „Fidelio", Cimarosas „Matrimonio Segreto" und unzählige andere handschriftliche Werke italienischer und deutscher Musiker bis auf die Gegenwart. Dergleichen sah man mit Ehrfurcht an, wie der gläubige Katholik Reliquien beschaut, empfand aber zugleich, daß eine Kunst, die ganz fürs Ohr ist, zur Ausstellung fürs Auge sich am wenigsten eignet. Selbst die zahlreichen alten schönen Instrumente, darunter manche seltsam geformte viole d'amour, mit Elfenbein oder Perlmutter kunstvoll eingelegte Geigen, prachtvoll bemalte Spinette und Klaviere, dann auch Musikinstrumente ferner Völker Asiens, konnten den Blick nicht lange fesseln. Von dieser Erwägung ausgehend, war die Ausstellungs-

kommission darauf verfallen, mit diesen alten Instrumenten in dem wunderbar schön konstruierten Musiksaale der Ausstellung ein Konzert zu veranstalten, dem auch die Königin beiwohnte. Wie Brahms das gleich vorausgesagt hatte, fiel es sehr komisch aus. Die merkwürdigen Instrumente, deren Handhabung dem modernen Spieler nicht bequem ist, klangen dem durch die Tonfülle unserer heutigen Orchester verwöhnten Ohre dünn, piepsend und zirpend, so daß die Hofdamen zu kichern begannen. Das übrige Publikum vollends hatte nur Augen für die glänzenden Toiletten und die Schönheit der vornehmen Bologneserinnen, da sich natürlich der ganze Adel der Stadt mit der Königin eingefunden hatte. So kam es, daß beim besten Willen, von der Ausstellung in Bologna nur Gutes zu melden, die italienischen Zeitungen über dieses historische Konzert unwillkürliche Satiren lieferten.

Recht wohl wurde es dagegen dem fleischlichen Menschen in der wirklich unsagbar appetitlich eingerichteten Ausstellung von allerlei Lebensmitteln und Leckerbissen, die jedem Besucher bewies, daß das gelehrte Bologna auch mit Recht das „üppige“ (crassa) heiße, indem die Fleischwaren Bolognas, voran die berühmten Mortadellawürste in Exemplaren von erstaunlichem Durchmesser, gleichsam den Kern dieser Ausstellung bildeten, zu der andere Städte wie Turin und Genua ihre vortrefflichen Schokoladepräparate und ihre eingemachten oder kandierten Früchte gesandt hatten, Neapel seine Teigwaren und so jeder Landesteil immer diejenigen Produkte, die sein Stolz sind und das Entzücken eines modernen Vitellius bilden müßten. Es würde sich indessen nicht ziemen, durch längeres Verweilen bei diesen Dingen des Genusses beim Leser die Stimmung zu wecken, die meinen Gefährten und mich beim Besuche der Ausstellung mit unwürdiger Eile unserm Risotto entgegenführte. Vielmehr

nehme ich hier Abschied von den Bologneser Ausstellungen, und zwar an dem gewaltigen monumentalen Springbrunnen, der eigens für die Ausstellung war hergerichtet worden, ein ungeheures Bassin, umringt von den gigantischen Gestalten fabelhafter Meerweiber und exotischer Tiere wie Löwen, Tiger, Alligatoren und Riesenschildkröten. Wohl war das Material dieser Kolossalfiguren bloßer Ton mit bronzeartiger Übermalung; aber das sah man weniger, als daß man es vermuten mußte. Die Wirkung dieser abenteuerlichen Riesenweiber und Riesentiere unter den Strahlen der Nachmittagssonne und in Verbindung mit dem Sprühen reicher Wassergarben war eine höchst phantastische, und immer wieder mußte man bewundern, wie geschickt der Italiener auch solche große dekorative Effekte herzustellen imstande ist.

Selbst der italienische Bettler ist unter Umständen ein kleiner Künstler. Eine artige Probe hievon sahen wir, als wir nachts aus dem Teatro Brunetti nach Hause gingen. In den völlig dunkeln Arkaden kauerte bei einem Stümpfchen Stearinlicht ein Mann am Boden, ein Taubstummer, wie sich später herausstellte. Er war beschäftigt, das Bildnis Cavours lebensgroß auf die Fliesen zu tuschen. Blieb ein Vorübereilender stehen, so beleuchtete der Zeichner sein Werk mit dem armseligen Lichtlein. Ein Teller stand daneben, in den man den kleinen Zoll warf, den eine so stumme und in ihrer Art doch so beredte Bitte erheischte. Da erlebte man aber eine neue Überraschung. Denn erst das Klingen der Münze auf den harten Steinfliesen bewies, daß der Teller nicht etwa aus Steingut und überhaupt kein wirklicher, sondern ein bloß durch gute Schattierung so natürlich und wirklich aussehender gezeichneter Teller sei. Wo noch sonst als unter diesem begabten Volke findet man Bettler, die auf solche Einfälle kommen? Selbst die Armut weiß

hierzulande ihre Blöße zu decken mit einem Zipfel oder dem Saum des prächtigen Festgewandes der Kunst.

*
* *

Bevor wir Bologna verließen, wurde ich noch Zeuge einer mir unvergeßlichen, meinen illustren Reisegefährten angehenden Szene. Dem Direktor des Bologneser Musikkonservatoriums und ersten Theaterkapellmeister Martucci, einem noch jugendlichen Manne, der es aber doch bereits auf Opus 66 eigener Kompositionen gebracht hatte, war zu Ohren gekommen, daß der von ihm längst verehrte große deutsche Meister in Bologna weile. Und so sandte er ihm ins Hotel seine Visitenkarte mit der Bitte, Brahms persönlich seine Aufwartung machen zu dürfen. Bei seinem Eintreten tat der junge italienische Musiker vor dem deutschen Meister beinahe einen Fußfall und küßte ihm die Hand, wie sehr sich Brahms dagegen wehrte. Hierauf begann er leuchtenden Auges in den lebhaftesten Worten zu schildern, wie er vor einiger Zeit in Neapel die zweite Symphonie von Brahms aufgeführt habe, und ging auf die Kammermusikwerke über, die er alle auswendig zu kennen schien, indem er einzelne Themata vorsang und dazwischen enthusiastisch von den Entdeckungen sprach, die er in Brahmsschen Partituren gemacht habe, von geheimnisvollen Feinheiten, die nicht jeder bemerkt, z. B. von der wunderbaren, seit Bach nicht mehr so dagewesenen Art, wie Brahms die Mittelstimme zu führen pflegt und überhaupt den polyphonen Satz behandelt. Obwohl Brahms nicht im stande war, eine italienische Konversation zu führen, verständigten sich die beiden Männer doch sehr gut, indem auch Brahms mitunter das, was er sagen wollte, durch Vorsingen gewisser Stellen ergänzte und sich höchlich freute, wie schnell der feurige junge Maestro seine Belehrung begriff. Es war ein wunderbarer Auftritt,

bei dem ich mir im stillen sagte, so ungefähr würde es gewesen sein, wenn J. S. Bach seinerzeit zu den Italienern gekommen wäre; auch an Albrecht Dürer in Venedig mußte ich denken, wenn ich bald auf den ernsten deutschen Meister, bald auf den geschmeidigen Italiener blickte, über den mir Brahms nachher, als Martucci sich — mit Tränen der Erregung in den Augen — verabschiedet hatte, anerkennend sagte, dieser junge Musiker, der zwar in seinen eigenen Kompositionen eine ganz andere Richtung als die Brahmssche befolge, sei doch in das Wesen der deutschen Musik tiefer eingedrungen als gar mancher deutsche Kapellmeister.

3.

Eine Tyrannenresidenz und eine Republik.

Rimini am adriatischen Meer ist die Tyrannenresidenz, die wir besuchten, San Marino, von hier aus leicht in wenigen Stunden erreichbar, die Republik, von deren hoher Felswarte wir ebenfalls ins weite Land hinausschauten.

Auf der Fahrt nach Rimini — ach! wie viele Unterlassungssünden man doch allenthalben in Italien begeht! Reizende Orte, die man ebenfalls besuchen möchte, liegen rechts und links von der Bahn: Imola, Castel Bolognese, das durch seine kunstreichen Töpferwaren berühmte Faenza. Und so ist es überall in diesem Lande. Wie hatte es uns z. B. schon leid getan, auf der Reise von Verona her nach Bologna, als wir dem Gebirgszug der Euganeen mit seinen Bädern und Schlössern entlang fuhren, nicht von Station zu Station den Zug verlassen zu können. Das wahre Reisen ist doch nur das nach Handwerksburschenart, den Tornister auf den Schultern und immer bereit, zu bleiben oder weiter zu gehen nach augenblicklicher Lust und Stimmung.

Rimini mit seinen etwa 20000 Einwohnern ist eine stille Landstadt, d. h. so still, als das Temperament südlicher Menschen es erlaubt. Auch hier bringt ja die Bevölkerung ihren Tag meist in den Straßen zu. Vor ihren Häusern sitzen die fleißigen Handwerker, mit ihrer Hantierung beschäftigt; auf den weiten Plätzen und Straßen treiben sich die Händler und auch die Müßiggänger umher, wie das in jeder italienischen Stadt geschieht. Aber das landstädtlich Stille ist bei all dem gelegentlichen Gewühl einer belebteren Straße doch das vorwaltende Merkmal. Auf manchen Plätzen wächst Gras zwischen dem Pflaster, und im Schilderhäuschen eines Soldaten, der vor dem ehemaligen Kastell der mittelalterlichen Tyrannenfamilie Malatesta Wache hielt, ruhte eine friedliche schönhaarige Ziege. Ein Sattlermeister, vor seiner Werkstatt sitzend, las mit jener Gemütsruhe, die nur das Kleinleben einer Provinzialstadt gewährt, aus einem vergilbten Exemplare Verse; es war wahrhaftig der „Verliebte Roland“ von Bojardo, wie ich entdeckte, als ich ihm über die Schulter sah. Hie und da klappern die Hufe eines Maultieres über das Pflaster, oder ein Junge bietet Seetiere feil, die vor einer halben Stunde erst gefangen wurden. Träumerisch rauscht auf dem weiten Marktplatz der schöne marmorne Brunnen, zu dessen Marmorbasis der mittelalterliche Erbauer einen antik römischen Fries geschickt verwendet hat. Und ebenso träumerisch liegt in einsamer, menschenleerer Seitenstraße das herrlichste Kunstwerk der Stadt, jener malatestische Tempel S. Francesco, den nach einem glücklich beendigten Feldzuge Sigismondo Malatesta im fünfzehnten Jahrhundert errichten ließ.

Die Malatesta von Rimini, — den Kopf eines Elefantenungeheuers führen sie im Wappen — das waren Menschen, ungefähr dem Ideal entsprechend, das Nietzsche in seinem

merkwürdigen Buche „Jenseits von Gut und Böse" aufgestellt hat, Kraftnaturen genialer Art, hohe Bildung, Sinn für das Schöne in der Kunst mit rücksichtsloser Entschlossenheit vereinigend. Wie sehr sie jenseits von Gut und Böse einfach ihrem Belieben folgten, zeigt unter anderm die Geschichte der mehreren Ehen dieses Tempelerbauers Sigismondo. Die erste Gemahlin schickte er einfach fort, als ihr Vater, der venetianische Condottiere Carmagnola, eines unverdienten, aber schimpflichen Todes durch Henkershand gestorben war und der stolze Malatesta sich durch eine fernere Verbindung mit der Tochter eines Hingerichteten entehrt fühlte. Aber Ginevra von Ferrara, die er nun heiratete, ließ er vergiften, und die Tochter Francesco Sforzas, Polyxena, erwürgte er, als ihm Isotta, die geistreiche Tochter des Edelmanns Fernando degli Atti, besser gefiel. Diese heiratete er zuletzt, nachdem sie achtzehn Jahre lang seine Geliebte gewesen, und ihr, sich selbst und seinem Geschlecht hat er denn auch mit diesem Tempel ein großartiges, anspruchsvolles Mausoleum errichtet, über das schon Papst Pius II. schrieb, es sehe weniger wie ein christliches Gotteshaus aus als wie ein Tempel der ungläubigen Dämonen und Genien.

Uns kann dies alles nicht leid tun. So hübsch aus der Ferne von drei Jahrhunderten und auf dem sichern Boden der nach und nach errungenen Unverletzlichkeit moderner bürgerlicher Existenz können wir mit Nietzsche jenen gigantischen Kraftnaturen voll Frevelmutes und Kunstsinnes alle Bewunderung schenken. Ja, ich gestehe sogar, daß ich als bloßer unbeteiligter Zuschauer an diesem ungerechten Sigismondo mit seinem unbeschreiblich schönen Tempel mehr Freude habe als an neunundneunzig Republiken wie San Marino, die vielleicht keine Malatesta-Verbrechen, aber sicherlich auch keine Malatesta-Tempel aufweisen. Nur muß man

nicht vor lauter philosophischem Raffinement so naiv sein wie Nietzsche, der das Weltenrad wieder rückwärts drehen und die „viel zu Vielen“ (worunter man natürlich immer nur die andern Leute, nie sich selbst meint), unter die Füße solcher Malatesta-Elefanten legen möchte. Es ist schon vollauf genug daran, daß die Natur so gänzlich ohne Rücksicht auf zartes Menschentum verfährt; von Mitmenschen mit ebenso schweren Händen angetastet zu werden, wie „Mutter“ Natur sie oft an uns legt, wäre des Unerträglichen zu viel. Gerade in Rimini wurde ich an einen der traurigen Fälle erinnert, wo das physische Gesetz ebenfalls so ganz „jenseits von Gut und Böse“ in zerstörend feindlicher Weise sich erfüllt hat. Hermann Götz — der Name weckt, wie einst der des hingemordeten Sängers Ibykus, eine Fülle schmerzlicher Empfindungen. Nach dem unerwartet glänzenden Erfolge, den der junge, theaterfremde Komponist mit seiner Erstlingsoper fröhlichen Inhalts errungen hatte, wählte er sich zu seiner zweiten Oper einen tragischen Stoff, die durch Dantes „Inferno“ zuerst bekannt gewordene und seither von unzähligen Dichtern behandelte Liebesgeschichte der Francesca von Rimini. Einige Grundzüge aus Silvio Pellicos Drama entlehnend, richtete sich der Komponist selbst das Opernbuch nach seinem Empfinden ein und milderte, in einer allerdings gefährlichen Weise, die gar so erdrückende Tragik der ursprünglichen Sage durch Zugabe einer muntern Jugendfreundin Francescas und durch eine mehr moderne Lösung des Konfliktes. Dann aber goß er seine ganze Seele in die Töne, mit denen er dieses Werk ausstattete. Er hat es nie gehört. Unvollendet ließ er den letzten Akt zurück, als die tückische Krankheit den noch jugendlichen Mann hinstreckte. Ein Freund, den seither ebenfalls ein unverdient tragisches Geschick, völlige Geistesumnachtung,

ereilt hat, legte die letzte Hand an „Francesca von Rimini.“ Und wenigstens in einer Stadt Deutschlands ist dieses Werk heimisch geworden und erregt immer wieder, wenn es zur Aufführung gelangt — wir sprechen vom Hoftheater zu Schwerin — die tiefste, mit andächtiger Rührung gemischte Bewunderung. Aber an andern Theatern scheint es vergessen und verschollen. Änderungen, deren es wohl bedürfte, kann ja sein eigentlicher Urheber nicht mehr ausführen, und es ist zu bezweifeln, daß jemals andere, hiezu berufene oder willige und geschickte Hände sich finden. Nun freilich! auch der Tempel der Gewaltherrscher von Rimini bei all seiner Pracht und Herrlichkeit steht in der äußern Fassade unvollendet da. Aber Werke der bildenden Kunst haben vor Musikstücken den natürlichen Vorteil, daß jeder Bruchteil, der von ihnen noch da ist, ohne weiteres unmittelbar kann genossen werden, während eine Oper, die nicht gegeben wird, einer eingesargten Mumie gleicht.

Der Leser, den ich bis vor die Pforte des Malatesta-Tempels geführt habe, möchte nun vielleicht eintreten und in dieser Halle mit all dem wunderbaren Schmuck der herrlichen Seitenkapellen die einzelnen Schönheiten dieses merkwürdigen Denkmals alten Dynastenprunkes mitgenießen. Aber vor der gänzlichen Unmöglichkeit, durch Schilderung mittelst der Feder eine solche Stätte der vielartigsten Kunstschönheit so zu zeichnen, daß man aus den Worten eine irgendwie deutliche und wertvolle Anschauung sich bilden könnte, muß jeder Versuch schon im Keim unterbleiben; nur das Eine setze ich zu eigener Erinnerung her, daß ich mich fast nicht satt sehen konnte an den achtzehn marmornen Reliefgestalten, welche die Planeten Mars, Venus, Merkur, Saturn u. s. w. darstellen; vor allem hatte es mir eine Dianafigur (Luna) angetan, vielleicht ein Ebenbild der schönen Isotta, welcher ihr

Liebhaber und Gemahl mit diesem Relief, wie die Geschichte bezeugt, ganz besonders huldigen wollte.

Ein paar Sommermonate hindurch mögen die Straßen Riminis einen belebteren Anblick darbieten, wenn nämlich aus Nähe und Ferne die Gäste sich einfinden, die sich hier der Meerbäder erfreuen wollen. Die meisten freilich nehmen Wohnung in dem großen, von Rimini ungefähr eine halbe Stunde entfernt und dicht am Strande der aufrauschenden Adria gelegenen Badehotel und in den dasselbe umgebenden Villen; doch vermittelt ein Schienenstrang, auf dem alsdann zahlreiche Trams hin und her fahren, den Verkehr mit der Stadt, und in diese Zeit fallen dann auch glänzende Vorstellungen in dem in wahrhaft riesenmäßigen Verhältnissen erbauten Theater von Rimini.

Auch wir besuchten den dermalen noch stillen Strand. Es war ein schöner Morgen und eben Flutzeit. Eine ganze Flotte von großen und kleinen Fischerbooten verließ den Kanal, der von Rimini in die offene See hinausführt. Das waren wieder die lustigen bemalten Segel von Chioggia und der gegenüberliegenden dalmatinischen Küste, die unter einem blauen Himmel und im hellsten Sonnenlichte sich viel hübscher ausnehmen als gewöhnliche weiße Segel, die zu sehr blenden würden. Jedes Schiff war in der Regel nur dreifach bemannt; einzelne der wetterfesten Männer sahen fast schwarz aus wie Afrikaner. Überall auch war das gelbe Spitzerhündchen an Bord, das, wenn das Schiff irgendwo anlegt, das Fahrzeug bewachen muß. Trotz dem starken Wogengang, der die ausfahrenden Schiffe mächtig schaukelte, zeigten diese Tierchen große Munterkeit und liefen auf dem Verdeck herum, hie und da eine besonders gewaltig daherrauschende Welle mit Gebell begrüßend. Die Schiffe hatten alle ihre besondern Wahrzeichen, geschnitzte Bildnisse von Heiligen oder von See-

jungfrauen, in welche der Kiel auslief, dazu oben am Maste metallene Madonnen neben dem lustig flatternden Wimpel. Auf einem der Schiffe aber wehte ein Trauerflor, „perchè è morta la moglie del padrone“ (weil die Gattin des Schiffseigentümers gestorben ist). So fuhren nach und nach wohl vierzig Schiffe an uns vorüber, während wir auf dem äußersten Rande des ins Meer hinaus gebauten Dammes, zu Füßen eines kleinen Leuchtturms saßen und oft vom Schaum einer Welle übersprüht wurden.

Reizvoll ist der Weg nach der kleinen Republik San Marino, herrlich die Lage des Städtchens gleichen Namens, das, kühn auf hohen Fels gebaut, weit in die Lande hinausblickt, die mit allen ihren Gebirgszügen, Hügeln und Schluchten doch tief zu Füßen dieser stolzen Zinne des republikanischen Gedankens liegen.

Aber wie sehr ich die Dekoration loben muß, die eine unvergleichlich schöne und passende wäre für die Idee eines uralten Freistaats inmitten eines großen monarchischen Landes, — gar zu sehr kann ich mich doch für das Drama nicht begeistern, das in dieser herrlichen Szenerie aufgeführt wird; ich meine die Komödie dieser kleinen Republik.

Da steht zum Beispiel auf dem Hauptplatze der Stadt neben dem soeben im Umbau befindlichen Gemeinderathause eine Statue der Republik, ungefähr einer artigen Chansonettensängerin ähnlich, die bei irgend einem Anlasse die Marseillaise singt. Dieses Werk sehr zweifelhaften Kunstwertes ist ein Geschenk — der Herzogin Bevilaqua, und daher ist das Bild dieser Herzogin als Reliefmedaillon im Fußgestell der Bildsäule angebracht nebst der Mitteilung über die Schenkung, deren Annahme seitens des Freistaates für den republikanischen Stolz der San Marinesen keine günstige Meinung erwecken kann.

Dann ist die Republik, deren älteste noch vorhandene Urkunde bis 885 n. Chr. hinaufreicht, tatsächlich eine aristokratische. Ungefähr so wie einst im alten Venedig oder im alten Bern teilen sich einige regimentsfähige Familien in die Herrschaft der Stadt und des umliegenden Landes. Nur aus diesen Familien wird der Consiglio generale gewählt, der in seiner Gesamtheit „Principe della Repubblica“ heißt. Er besteht aus vierzig Mitgliedern, die ihrerseits wieder ein Regierungskomitee von zwölf Räten ernennen, dessen zwei Vorsteher die Capitani sind. Daß diese beiden Capitani bloß für ein Jahr gewählt werden und abwechselnd jeder sechs Monate regiert, ist fast der einzige demokratische Zug in dieser Verfassung. Die Republik hat außer den Capitani noch einen Verwaltungsbeamten, den sogenannten Podestà. Da derselbe juristische Bildung besitzen muß, um sowohl als Richter zu funktionieren, wie auch die geschäftlichen Interessen des kleinen Staates nach außen hin zu vertreten, ist der Podestà immer ein Fremder, d. h. ein Italiener.

Nicht alle Bürger von San Marino sind übrigens mit dieser ihrer aristokratischen Verfassung einverstanden, wie uns einige ziemlich energische Inschriften oder vielmehr Kritzeleien am Stadttor bewiesen. „Vogliamo votazione pubblica ed elezione diretta per il popolo“, so oder ähnlich lautete eine mit Kohle an die Mauer geschriebene Forderung, und sie war nicht die einzige ihrer Art.

Rechnet man zu alledem, daß San Marino wesentliche Staatseinkünfte nicht bloß aus dem unschuldigen Vertrieb seiner naturgemäß sehr seltenen und daher von Sammlern hochgeschätzten Briefmarken, sondern auch aus dem weniger ehrenhaften Handel mit Orden und Titeln bezieht, — man kann Baron oder Graf von San Marino für 15 000 bis 20 000 Fr. werden — so fällt es einem schwer, diese Miniatur-

republik heutzutage noch ernsthaft zu nehmen, während man vor ihrer mittelalterlichen Geschichte alle Achtung haben muß. Denn die Bürger haben ihren allerdings durch seine Lage fast uneinnehmbaren Felsen unendlich oft gegen übermächtige Feinde tapfer und hartnäckig verteidigt. Selbst der gewalttätige Cesare Borgia, der sich der Stadt einst bei Anlaß innern Bürgerzwistes bemächtigt hatte, vermochte sich nicht länger als ein Jahr hier zu behaupten, und als später der nachmalige Minister Philipps V. von Spanien, Alberoni, durch Verrat momentan die Herrschaft über die Stadt an sich gerissen hatte, mußte er einem Volksaufstande, bei dem sich die Capitani Giangi und Onofri rühmlich hervortaten, in ohnmächtiger Wut weichen.

Und ein Gutes mag der Bestand des kleinen Freistaates inmitten des relativ so großen, mächtigen Italiens haben: das Wort Republik leuchtet wenigstens von dieser hohen Warte weit hinaus ins Land, mag auch der kleine Staat sehr hinter dem Begriffe einer wahren Republik zurückgeblieben sein. Welchen Wert aber dieses bloße Wort hat, welche fast magisch zu nennende Anziehungskraft auf Leute allerlei Volkes, das erfuhr ich im Verlauf eines Gespräches, das wir, zu Füßen der vorhin erwähnten Freiheitsstatue und bei fortwährendem entzückendem Ausblick in die gegenüberliegenden Täler und Höhen, mit einigen Landleuten führten, die als Untertanen der italienischen Krone zufällig an diesem Tage sich hier oben eingefunden hatten. Da ich sie anfänglich für Bürger der Stadt hielt, hatte ich mich ihnen als Schweizer zu erkennen gegeben, der gekommen sei, die Republikaner von San Marino zu begrüßen. Mit Bedauern, wie sie sagten, lehnten sie diesen sympathischen Gruß ab. Sie seien nicht freie Bürger dieses Gemeinwesens, sondern müßten die schweren Steuerlasten des italienischen Staates

tragen. Um höflich zu sein und sie einigermaßen zu trösten, redete ich dem Königreich Italien zum Besten, wies auf seine emporsteigende Machtfülle hin, auf die Wiedereroberung Roms, auf das stolze Gefühl, einer großen, starken Nation anzugehören. Das alles verfing durchaus nicht bei diesen Männern, die sich vielmehr sozialistischen Gedanken sehr zugänglich zeigten. Ich nannte den König Umberto einen wahren Galantuomo, wie es sein Vater gewesen sei; sie antworteten, das möge sich wohl so verhalten; aber der König komme nicht in direkten Verkehr mit seinem Volke, und die Zwischenpersonen, die Minister, die Räte, die ehrgeizigen Leute im Parlamente seien meistens Menschen ohne Herzschlag für das Elend des Volkes. Scharf verurteilten sie besonders das kriegerische Abenteuer in Massauah. Und als ich, immer darauf bedacht, die Erbitterung der Unzufriedenen etwas zu mildern, die allerdings nicht ausreichende Entschuldigung hinwarf, daß eben Regierungen gerade so wie einzelne Menschen gelegentlich eine Dummheit begehen, da entgegneten mir diese einfachen Leute sehr ernst, daß die Dummheiten der Regierungen Sünden seien, weil sie jederzeit das Leben und das Glück von vielen Menschen zerstören und Schweiß und Blut kosten. Ich mußte hierauf einigen wißbegierigen Fragen über die Einrichtung der schweizerischen Republik Rede stehen und tat es mit innerlicher Freude über den Eindruck, den die Darlegung eines demokratischen Staatswesens auf diese im Herzen republikanisch gesinnten Italiener machte; immerhin vermied ich zu helle Farben, um die große Unzufriedenheit dieser Leute nicht noch zu steigern. Denn selbst in so guten Dingen genießt man zwar heimlich gern das erhebende Gefühl, sie zu besitzen, möchte aber nicht den Neid anderer, die entbehren müssen, herausfordern, am wenigsten den so artiger, höflicher Menschen, wie es diese gescheiten italienischen

Landleute waren. An den Bewohnern des Freistaates fiel mir im Gegenteil eine gewisse rauhe Kürze auf, die fast an die bei uns landesübliche Grobheit grenzte und also vielleicht ein vom republikanischen Selbstgefühl nicht mehr zu trennender Grundzug ist, da man schon bemerkt haben will, auch die Franzosen hätten seit der Errichtung der neuen Republik ziemlich viel von ihrer alten Höflichkeit eingebüßt.

Zu viel hierüber zu philosophieren, dazu ließ uns der treffliche rote und weiße Wein nicht genug Überlegung, nachdem wir einmal in der Osteria der schwarzäugigen Wirtin Mighetti ihn zu kosten begonnen hatten. Es war ein köstliches Stündchen, das wir dort bei einer großen Schüssel trefflich gekochter Maccaroni und guten Salamischnitten verlebten. Ab und zu schrieben wir irgend einem Freunde oder werten Bekannten, der Seltenheit der Postkarten zu liebe, einen Gruß, nicht ohne Gefahr, die Feder ins Weinglas zu stecken, das neben dem Tintenfasse stand. Eine Wolke hatte die Kuppe des Berges, auf dem San Marino liegt, ganz eingehüllt, so daß uns beinahe zu Mute wurde, als ob wir in einem hochgelegenen schweizerischen Bergwirtshause säßen. Die Aussicht hatten wir glücklicherweise vorher recht gründlich genossen, und ebenso, auf der Herfahrt von Rimini im offenen Einspänner, die im schönsten Sonnenlichte daliegende freundliche Morgenlandschaft. So mochte es nun immerhin nebeln; selbst ein kleiner Regenguß, der einzige, den wir in Italien während vollen drei Wochen erlebten, konnte unserer guten Stimmung nichts anhaben. Doch verwandelte er den Staub der Straße in einen schlüpfrigen Brei, so daß bei dem malerisch gelegenen, ebenfalls noch zur Republik gehörigen Städtchen Serravalle unser braves riminesisches Rotrößlein plötzlich stürzte und liegen blieb, bis wir es mit Hilfe herbeieilender schmucker Soldaten —

vielleicht war's die ganze bewaffnete Macht San Marinos — wieder in die Höhe brachten. Die Eingebornen der Gegend fahren übrigens weit seltener, als daß sie reiten, auf Pferden, Maultieren und Eseln, selbst auf Ochsen. Und diese seltsame Kavallerie paßt wirklich besser als Wagen in die durchweg gebirgige Landschaft, die man auch als Fußgänger bei einigermaßen kühlem Frühlings- oder Herbstwetter mit großem Genusse durchstreifen würde, vor sich — wenn man von Rimini kommt — den seltsamen Bergkegel mit dem steilen Tafelfelsen und seinen Kastellen, hinter sich, in weiter Ferne, das den Horizont nach Osten begrenzende Meer und die Ebene bis gegen Ravenna.

4.

Venus Marina und Casa Santa.

Wir fuhren in südlicher Richtung dem Meere entlang, immer entlang dem tiefblauen Meer, dem schönen adriatischen, das durch Flut und Ebbe wechselndere Strandbilder gewährt als das Meer im Westen Italiens. Der eilende Bahnzug hielt sich so nahe dem bewegten Element, daß bei starkem Ostwind der Wogenschaum wohl durch die Waggonfenster eindringen mag und wir die Erfrischung zugleich mit dem der Salzflut eigentümlichen Geruch während der ganzen Fahrt angenehm empfanden. Einzig bei Pesaro, Rossinis Geburtsstadt, drängte sich eine Weile ein kleines Vorgebirge zwischen uns und das Meer. Bald aber flogen wir wieder dem Strand entlang, sahen draußen auf der, je tiefer die Sonne sank, in desto intensiverem Dunkelblau leuchtenden See Schiffe, die unter einer ganzen Wolke weißer Segel dahinfuhren, überraschten eine am Ufer weidende Herde Schafe, die ein Knabe hütete, der, auf einsamer Düne sitzend,

träumend in die grenzenlose Weite hinausschaute, oder einen Fischer, der im Schatten seines hoch auf den Strand gezogenen schwarzen Bootes ruhte und fast wie Robinson fern von Menschen zu leben schien. Denn zwischen den vielen Städten und Städtchen, die zwischen Rimini und Ancona liegen, ist die jeweilige Entfernung nur für den Eilzug eine kurze; für den langsamer Reisenden oder gar für den Fußgänger liegen lange, unbewohnte Landstriche dazwischen, ab und zu durchzogen von einem aus den fernen Bergen Urbinos zur Küste herabgekommenen stillen Flüßchen, das in öder Wildnis bescheiden dem Meere sich vereinigt. Von diesen Flüßchen ist eines der im Altertum berühmte Rubikon, den Julius Cäsar mit seinen Legionen überschritt. In Rimini steht auf einem der Plätze noch heute eine uralte Säule, die Cäsars Stein genannt wird, da dort der gegen Rom aufrührerische Feldherr eine Ansprache an seine Krieger soll gehalten haben. Und wieder — unfern der Stadt Fano — ein solcher Küstenfluß! Diesmal ist es der durch des tapfern Hasdrubals Tod berühmte Metaurus, heute Metro genannt. Gleich darauf hält der Zug bei der Stadt Sinigaglia, wo die einst so hoch gefeierte Sängerin Catalani und Papst Pius IX. geboren wurden.

Und nun fuhren wir in die große, herrliche Bucht von Ancona, das einen der bedeutendsten Häfen Italiens hat und im Schutz starker Höhenfestungen wie ein kleineres Genua mit seinen weißen Häuserreihen und den amphitheatralisch ansteigenden Straßen als eine Handelsstadt fröhlichen und üppigen Wesens daliegt.

„O, die du aus dem Meer entstiegen, auch auf Ancona thronest!“ so ruft Catull die Göttin an. Und Juvenal auch nennt ein „Haus der Venus, das über dem dorischen Ancona sich erhebt.“ Wo dieser Tempel der Aphrodite stand,

erhebt sich auf derselben weit übers Meer hinschauenden Höhe, gerade über dem Molo, der Dom Anconas, der nach dem Heiligen Cyriakus genannt ist; und zum Teil dieselben uralten Säulen, die einst das Haus der „Venus Marina“ stützten, tragen jetzt das Dach der christlichen Kirche. Und sind vielleicht die Menschen, die da unten hausen, so ganz andere geworden, als sie zur Zeit Catulls oder Juvenals waren? Wir erfuhren Beweise vom Gegenteil. Und zwischen dem heiligen Cyriakus und der einstigen Herrscherin dieses Tempels besteht längst ein geheimer Vertrag, daß nachts, wenn ihr Stern über den lauen Wellen des Meeres hinzittert, die bleiche Göttin leise vor die Halle des Domes tritt und auf einen der roten marmornen Löwen des Portals sich niederläßt, von hier aus hinablächelnd in die dunkeln Gassen der Stadt, wie sie's getan vor zweitausend Jahren. Doch beim ersten Morgenlüftchen besteigt sie den Muschelwagen, und wenn die Sonne die Kuppel des Domes trifft, dann tritt Cyriakus wieder in seine Tagesrechte, und nur ein stehengebliebenes verlegenes Lächeln im faltigen Gesicht des Heiligen verrät, daß er selbst nachts nach der schönen Göttin geblinzelt hat.

Ist nun dieser Dom und die wunderbare Aussicht, die man von seinem Portal aus genießt, wohl das Schönste in Ancona, so dürfen doch andere Herrlichkeiten, die den die gebirgige Stadt Durchwandernden allerorten überraschen, nicht vergessen werden. Da ist die Loggia dei Mercanti, die Börse oder das Haus der Handelsherren dicht am Meer, mit ihrer spätgotischen prachtvollen, reichen Fassade, ein Bau, der so gut wie die Paläste am Rialto würdig wäre, der Schauplatz einer außerordentlichen Kaufmannsgeschichte wie der des edeln Antonio und des Juden Shylock zu sein. Weit mehr noch als selbst der stolze antike Triumphbogen

Trajans am Hafen drunten erfreuen den die Gassen Durchschlendernden merkwürdige uralte Kirchen, originell bald durch geradezu abenteuerliche Anlage der zu ihnen emporführenden Treppen, bald durch seltsame Anordnung von zahllosen Säulen und Figuren in der Fassade, so z. B. die romanische Kirche S. Maria della Piazza, oder S. Francesco delle Scale mit ihrem üppigen Portal spätvenetianischer Gotik, oder die fröhlich weltliche Kirche S. Agostino und Madonna della Misericordia, beide schon eleganter, im Geist der Frührenaissance. Ich hebe dergleichen hervor, da man gerade von Ancona sonst selten sprechen hört als von einer Stadt schöner Baudenkmäler; der Italien bereisende Kunstfreund kommt verhältnismäßig selten in diese etwas seitab von der großen Route liegende Hafenstadt. Aber so sind diese italienischen Städte, daß man auch da, wo man es am wenigsten erwartet, noch auf schöne Werke der kunstsinnigen Vorzeit stößt.

Die Neuzeit hat sich in Ancona mehr mit der Anlage schöner breiter Straßen im obern Teile der Stadt und mit der Befestigung der umliegenden Hügel befaßt. Wer, wie ich, nach längerer Eisenbahnfahrt oder nach dem Aufenthalt in ebenen Gegenden das Steigen als eine wahre Lebenswonne empfindet, der versäume es nicht, auf diese verschiedenen Kastelle hinter der Stadt Sturm zu laufen. Zwar wird er überall an den Festungstoren von den Schildwachen — übrigens in der höflichsten Weise — zurückgewiesen werden; aber auf den äußern Wällen, die man betreten darf, genießt man entzückender Aussichten über die ganze Meeresbucht und weit hinaus in die See, und zu Füßen hat man die lustige, menschenwimmelnde Stadt. Auf jedem der Hügel ist die Aussicht wieder eine andere. Dazu streicht der Seewind mit frischem Zuge über diese Höhen und trägt aus den Gärten der Stadt den Duft blühender

Magnolien herauf. In einem der Gärten gedeiht eine herrliche Palme. Wer sie suchen will, frage nur dem Hause mit dem schön verzierten Portal nach, über dem der edle Spruch steht: Emitur sola virtute potestas (nur durch Tugend wird Macht erworben). Ich denke zwar, man werde „virtus“ besser mit „Tüchtigkeit“ übersetzen müssen, wenn der Spruch dem wirklichen Gang der Dinge im Leben entsprechen soll; vielleicht ist auch schlechtweg „Tapferkeit“ gemeint, da ein General in diesem Hause wohnt. Bei einer der Festungen liegt, zwischen den hohen Mauern eingefriedet, ein stiller Garten voll hoher Cypressen, der kleine Soldatenfriedhof des Kastells, nicht ganz unähnlich der Toteninsel Böcklins.

Loreto, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der katholischen Welt, liegt anderthalb Eisenbahnstunden von Ancona entfernt.

An einem unbeschreiblich schönen Maisonntage war es, als wir diesem Heiligtum unsern Besuch abstatteten. Üppig wogten die grünen Saatfelder zu beiden Seiten der Bahn, und trotz einem Paar Sonntagsjäger, das mit rostigen Donnerbüchsen und Hunden durchs Gefilde strich, war in den Lüften heller Lerchenjubel und Vogelgezwitscher in den Oliven-, Feigen- und Mandelbäumen der Gehöfte. Eine „Fruchtkammer Italiens“ heißt die Mark Ancona nicht umsonst; aber auch dieser fruchtbare Boden hat schon Blut getrunken. Bei Castelfidardo war's, im September 1860, daß Cialdini seine Italiener gegen die päpstlichen Truppen unter Lamoricière führte. Nichts half es letztern, daß im Heiligtum von Loreto die Priester um den Sieg der päpstlichen Waffen beteten, und daß der Erzbischof von der Zinne seines Palastes, umringt von ängstlichen Pfaffen, durch ein Fernrohr den Verlauf der Schlacht verfolgte. Die Nieder-

lage der Päpstlichen war eine vollständige, und die Madonna in der Casa Santa muß an jenem 18. September wohl wie Gott Baal geschlafen haben oder über Feld auswärts gewesen sein, daß sie auch nicht das kleinste Chassepotwunderchen zu wirken vermochte.

Sind das etwas ketzerische Gedanken für einen Loretofahrer, so sei nur gleich beigefügt, daß die Bürger von Loreto selbst, die doch ganz von ihrem Kloster und dem durch dasselbe bewirkten Pilgerzudrang leben, ein recht freisinniges Völklein sind, was sie damit stark genug ausgedrückt haben, daß sich wahrhaftig selbst hier ein Denkmal des von der Kirche so oft verfluchten Nationalhelden Garibaldi erhebt. Ja, es läßt sich gar wohl denken, daß, wer Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag den großen „frommen Betrug“ mitansehen muß, der an dieser Stätte an zahllosen Pilgerschwärmen aus aller Herren Ländern verübt wird, in seinem innersten Herzen die Kirche so verachtet wie jener Kardinal, von dem Goethe in seiner italienischen Reiseschilderung erzählt, Kardinal Albani, der, als ein Missionsschüler in unbekannter barbarischer Sprache vor dem Papst und den andern Kardinälen etwas vortrug, das wie „Canaglia, Canaglia“ klang, wohlgemut sagte: „Der wenigstens kennt uns!“

Nicht alle meine Leser wissen vielleicht, wie es sich mit der Casa Santa von Loreto verhält. Folgendes ist die Legende: Das von der Jungfrau Maria in Nazareth bewohnte Haus wurde von Kaiser Konstantins Mutter Helena im Jahre 336 auf ihrer Reise durch Palästina völlig unversehrt entdeckt. Ja, noch mehr! Es befand sich in demselben auch eine hölzerne Statue der Madonna, welche der kunstbegabte Evangelist Lukas gearbeitet und darin aufgestellt hatte. Die Kaiserin Helena ließ über dieses Haus, das außer dem Wohnraum auch eine kleine Küche mit Feuer-

herd hatte, eine Kirche errichten. Aber Palästina fiel in die Hände der Sarazenen, und als diese die Kirche zerstörten, da gab Christus am 19. Mai 1291 — alten Kalenders — einer Engelschar den Befehl, das Haus seiner Mutter aus dem Lande der Ungläubigen fortzutragen in eine stillere Gegend. Sie trugen es zuerst auf einen Berg nach Dalmatien. Aber schon nach drei Jahren gefiel dem hohen Auftraggeber das gegenüberliegende Ufer des adriatischen Meeres viel besser. Also trugen die Engel das Haus nach Italien hinüber und setzten es am 10. Dezember in einem der Donna Lauretta gehörenden Walde bei Recanati nieder. Damals bekam es den Namen Casa Lauretana. Indessen war der Wald, wie es scheint, ungemütlich; die Pilgrime wurden darin öfters angefallen und beraubt. Auch entstand in der Familie der Donna Lauretta ein blutiger Bruderzwist über das Besitzrecht des Hauses. Da kamen die Engel nochmals und setzten es noch zweimal in verschiedenen Gegenden nieder, bis es endlich so still wie der Verstand aller Gläubigen auf dem Berge stehen blieb, wo jetzt Loretos prachtvolle Kirche sich über ihm erhebt. Da diese letztern Begebenheiten zur Zeit Dantes sich zutrugen, ist es recht schade, daß die damaligen Schriftsteller verstockter Weise ein so erzählenswürdiges Ereignis wie aus Verabredung verschweigen.

Auf Dantes Zeitalter folgte jenes der wieder erwachenden bildenden Künste in Italien, die Glanzperiode der Renaissance, wo die Menschen, selbst die Päpste, zwar heidnisch fühlten und von derartigen christlichen Wundern nicht anders dachten als wir, wo sie aber dafür Wunder der Kunst vollbrachten. Und so waren es insbesondere der kriegerische und prachtliebende Papst Julius II. und sein skeptischer Nachfolger Leo X., die durch ihre besten Baukünstler, Bramante und Andrea Sansovino, für eine unbeschreiblich schöne bauliche

Verherrlichung der bescheidenen Hütte aus Nazareth Sorge trugen. Sie ließen um dieselbe ein Gehäuse aus weißem Marmor errichten, das dieselbe völlig einschließt. Und dieses Marmorgehäuse wurde nicht bloß mit sechzehn korinthischen Halbsäulen und den wundervollsten Ornamenten geschmückt, sondern auch durch Statuen, die zum Teil frei, zum Teil, wie die acht Sibyllen, in Nischen des Gebäudes thronen, ferner durch köstliche Reliefarbeit, Szenen aus der Geschichte der Maria und aus der Wunderlegende des Hauses selbst.

So steht also mitten in dem riesenhaften Tempel von Loreto ein in seiner Art einziges, unvergleichlich schönes architektonischplastisches Schmuckkästchen, eine Art Kapelle, oder richtiger ein kleiner Palast aus karrarischem Marmor, der in seinem Innern, durch Seitenöffnungen zugänglich, den ursprünglichen Ziegelbau des bescheidenen Mariahäuschens samt dem wundertätigen hölzernen Bildnisse der Madonna birgt. Kaum irgendwo hat das der gesunden Vernunft Anstößige, auch das Häßliche — denn der Evangelist Lukas hat eine recht klägliche Figur aus jenem Cedernklotz geformt — eine so glänzende Verhüllung durch die Kunst erfahren, wie hier im Dom zu Loreto.

Auch dieser aus Travertinquadern aufgeführte Dom selbst ist ein großartiger (gotischer) Bau. Unten, vom Tal aus gesehen, schien er uns, wie er so gewaltig ansteigt und in seiner ganzen Länge einen festungsartigen Zinnenkranz aufweist, wie eine rechte trotzige Burg. Und der Eindruck war wahrhaftig nicht kleiner, als wir dann die lange Gasse zwischen den unzähligen Händlern mit Rosenkränzen und Madonnenstatuen hindurch schon von weitem seine imponierende Fassade erblickten, auf der Marmortreppe davor die Bronzestatue Sixtus V., ein edles Werk von Calcagni (1588), zu beiden Seiten der Kirche die stolze Doppelreihe der Arkaden, links

den schönen, einst „apostolischen“, jetzt königlichen Palast, und vor demselben den marmornen Springbrunnen mit seinen bronzenen Tritonen und Drachen. Auch hat dieser Dom, ähnlich dem Florentiner Baptisterium, Erztüren mit wunderschönen Reliefarbeiten edler Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, die bei Behandlung alttestamentlicher Motive ihrer reichen glücklichen Phantasie ein freies Spiel gestatteten und in weltlich sinnlicher Schönheit so kühn schwelgten, daß ein puritanischer Geist an derartigen Kirchentüren leicht Anstoß nehmen könnte. Aber das ist eine der guten Seiten des katholischen Wesens, in solchen Dingen fünf gerade sein zu lassen. Nur ausnahmsweise hat sich aus der katholischen Welt ein Eiferer wie Savonarola erhoben, der Kunstwerke vernichten ließ, weil sie Freude am sinnlichen Dasein ausdrückten.

Nachdem wir, wie es sich gebührt, alle die Herrlichkeiten des Doms und der Casa Santa besichtigt, auch der Schatzkammer Loretos, den Gemälden im ehemaligen apostolischen Palast, sowie der schönen Aussicht vom Balkon desselben entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt hatten, durften wir nach erquicklichem Pranzo in einer nahegelegenen Trattoria am Nachmittage unsere Teilnahme ausschließlich den Besuchern des Heiligtums zuwenden, den Pilgrimen, die hier von überall her zusammenströmen.

In ihrer großen Mehrzahl waren es Landleute und zwar an diesem Sonntage zufällig vorwiegend Landleute aus dem Römischen, auch weiter südlich aus den Abruzzen und aus der Umgegend von Neapel. Die Frauen und Mädchen, wenn auch meist barfuß, einige mit Sandalen, hatten ihren schönsten Festschmuck angelegt. Da sahen wir noch die unverfälschten Kostüme, die man aus den Gemälden deutscher Maler zu Anfang des 19. Jahrhunderts kennt, jene die Stirn

etwas beschattenden, leicht auf den Kopf gelegten viereckigen weißen Tücher, die so energisch kontrastieren zum schwarzen Haar, dazu um den Hals Korallenschnüre oder Ketten von mattgrauen Kügelchen, schwere goldene Ohrgehänge, das Mieder, aus dem das weiße Hemd hervorquoll, glühend rot oder von irgend einer andern grellen Farbe, bunte Schürzen, kurze blaue Unterröcke, lauter höchst malerische Volkstrachten, die einen so schönen Menschenschlag außerordentlich gut kleiden.

Auf verschiedene Weise suchten diese Pilgerinnen — die Mehrzahl alles andächtigen Volkes bestand aus Frauen — der Gnadenwirkung ihrer Pilgerfahrt teilhaftig zu werden. Da gab es viele, die sich um einen seitwärts von der Casa Santa errichteten Tisch, um ein eigentliches Geschäftsbureau der Madonna drängten, woselbst mehrere Geistliche saßen und gegen bare Bezahlung die ihnen dargereichten Gegenstände, kleinen Hausrat aller Art, Halstücher, Kleidungsstücke, auch einzelne Lebensmittel, segneten. Andere rutschten auf den Knieen um den Sockel der Casa Santa, was eine besonders beliebte Art der Verehrung sein muß, da die zahllosen Beter, die auf solche Weise ihre Andacht ausdrücken, im Laufe der Jahrhunderte schon ziemlich tiefe Geleise in den Marmor hineingekniet haben. Eben waren zwei wunderschöne, etwa siebzehnjährige Bauernmädchen mit dieser beschwerlichen Ausübung ihrer Frömmigkeit beschäftigt. Zu einer vollständigen Umrutschung der Casa Santa brauchten sie, wenn sie ohne Aufenthalt rutschten, genau zwölf und eine halbe Minute. Aber diese Bußfahrt vollbrachten sie wohl eine Stunde lang, und nur kurz hielten sie sich unterwegs damit auf, daß sie gewisse Statuen oder Reliefbilder der Casa Santa inbrünstig küßten. Ein nackter Engel besonders, der so gerade in der rechten Höhe des Mundes der Knieenden sich befand, wurde

fleißig mit Küssen bedacht, die sich über seinen ganzen Körper verbreiteten. Ein feister Kapuzinerpater fand es angemessen, den schönen Mädchen bei ihrer anstrengenden Rundreise einigermaßen beizustehen, indem er sie zuweilen, er natürlich bequem nebenher gehend, eine Strecke weit begleitete, ihnen ermunternde und, wie mir vorkam, sehr weltliche Reden ins Ohr wisperte und den Seelentrost manchmal auch durch zutäppisches Tätscheln der wohlgeformten Schultern der anmutigen Büßerinnen verstärkte.

Aber auch rührende, ja erhebende Auftritte ereigneten sich vor unsern Augen; freilich ist das Rührende und Erhebende dabei nicht ein Verdienst der Kirche, sondern der unverfälscht guten Menschennatur. Zwei alte Bäuerinnen aus verschiedenen Gegenden des Landes, einander unbekannt, begegneten sich zufällig, beide ebenfalls auf den Knieen, die Casa Santa umkriechend. Die eine war ganz in Tränen aufgelöst. Ihr Leid, das sie hier hatte niederlegen wollen, war der frühe Tod ihres einzigen Sohnes. Und wie sie nun schon dreimal um das marmorne Haus herumgekrochen war und ihr Schmerz nur immer wütender sie anfiel, da brach sie in leidenschaftliches Schluchzen aus und endlich sogar in die öfter hervorgestoßenen Worte, daß auch die Madonna ihr dieses Leid nicht von der Seele wegnehmen könne. Das erregte das mitleidige Erbarmen der ihr begegnenden andern alten Frau, einer sehr klug, ja ich möchte sagen weise aussehenden Greisin, bei deren Anblick man eigentlich nicht begriff, daß auch sie diese Andachtsübung mitmachte. Jedenfalls vergaß sie augenblicklich über dem überfließenden Jammer der ihr Begegnenden ihre eigene Angelegenheit und umschlang, während beide Frauen in ihrer knieenden Stellung verharrten, aufs zärtlichste die laut Weinende, drückte das weißhaarige Haupt der armen Mutter an ihre Brust und begann mit

leiser Stimme sanfte Worte des Trostes ihr zuzuraunen, nachdem sie vernommen, um was die andere so sehr sich gräme. Allem Erdenleid ist er nun entrückt! sagte sie und fügte zärtliche Worte bei, wie man sie etwa einem jammernden Kinde beschwichtigend zuflüstert. Die unerwartete, rein menschliche Teilnahme einer ganz Fremden verfehlte ihre Wirkung nicht. Die vor Kummer fast Besinnungslose wurde ruhiger. Sie erkannte in der fremden Frau eine Greisin gleich ihr selbst, aber auch einen überlegenen Geist, ein Weib, das nicht umsonst so lange gelebt, sondern nach und nach das Leben begriffen und durch Erfahrung und natürliche Klugheit einen Schatz wahrer Weisheit gesammelt hatte. So überließ sie sich gern den Tröstungen dieser Fremden, die ihr nun vorschlug, sie wollten nach Beendigung der Andachtsübung zusammen einen ruhigen Ort aufsuchen, wo sie einander alles erzählen könnten, was jede auf dem Herzen hatte. Diese Aussicht, ihr Leid in die Seele einer andern alten Frau gleich ihr selbst gießen zu können, richtete die Gebeugte mächtig auf. Der *eine* Augenblick machte die zwei greisen Bäuerinnen zu Freundinnen. Sie trennten sich, indem beide ihr Rutschen um das marmorne Heiligtum in entgegengesetzter Richtung fortsetzten; natürlich begegneten sie dann einander alle paar Minuten einmal wieder, nickten einander jedesmal freundlich zu, und als endlich die beschwerliche Übung vollendet war, verließen sie, Arm in Arm geschlungen, die Kirche, und sicherlich hat die wohlwollende Rede der klugen Greisin der armen alten Frau den Trost gegeben, den die Mutter Gottes von Loreto allein zu geben unfähig war. Mir aber kamen sie alle in den Sinn, die an Altären Hilfe Suchenden aller Zeiten, jene innig betende Hanna des Alten Testaments, und alle die schwer Bekümmerten, die einst in den Tempeln von Memphis oder vor den Heiligtümern Delphis Trost und

Rat heischten, und wie auch damals wohl das Beste, was sie etwa am Altare finden konnten, ein gutes Herz und der kluge Geist eines Mitmenschen war!

Doch dieser friedliche Eindruck sollte nicht der letzte bleiben, den wir von Loreto mitnahmen.

Schon war es später Nachmittag geworden, und wir dachten eben daran, die Kirche, in der wir uns seit Stunden aufhielten, zu verlassen, als plötzlich vom großen Platze her ein lauter, ausdrucksvoller Gesang erscholl und die Kirchendiener, sobald sie diesen Sang vernahmen, geschäftig hin und her eilten, die einen, um durch Zurückziehen der Vorhänge von den hohen Fenstern etwas mehr Licht in den bereits sehr dunkeln Dom fallen zu lassen, die andern, um die sonst verschlossene große Mittelpforte des Portals weit aufzutun. Erwartungsvoll nahmen wir im Mittelgang des Kirchenschiffes Stellung. Und nun sollten wir einen der aufregendsten Auftritte erleben, der uns jemals vorgekommen.

Es war aus einigen weltverlornen in den Abruzzen liegenden Dörfern eine Prozession angelangt, von welcher die vordersten bereits durch das Portal hereingekommen waren und mit ihrem lauten Gesang schon die hohen Hallen des Doms erfüllten, während uns das langsame Vorrücken der ganzen Pilgerschar anfangs unbegreiflich war; auch meinte ich zuerst, die Schar der Ankömmlinge bestehe nur aus Kindern, da der Zug, so weit man ihn bis jetzt sehen konnte, nur in einer Höhe von etwa zwei bis drei Fuß über dem Boden der Kirche sich erhob. Doch wie sie nun näher kamen, begriffen wir dies sowohl wie die Langsamkeit des Vorrückens. Denn auf den Knieen legte diese Prozession die außerordentlich lange Strecke zurück von der Kirchenpforte bis zur Casa Santa, die am Eingang des Chores steht.

Und jetzt waren sie alle in der Kirche, und ihr Gesang

erfüllte mit leidenschaftlicher Vibration die Wölbungen des Gotteshauses. Das war kein Singen gewöhnlicher Art, das war ein Aufschreien gepreßter Herzen, die jetzt, im höchsten Augenblick ihres Lebens, göttliche Gnade und Erlösung erwarten, jetzt oder nie! Und nun waren die ersten im Zuge neben uns. Zwei bacchantisch bekränzte Mädchen von etwa siebzehn Jahren führten auf beiden Seiten die Schar der Knieenden an, auch sie auf den Knieen sich fortbewegend, aber ohne sich dessen mehr bewußt zu sein. Denn weit entrückt aus allem Irdischen, verzückt zu himmlischen Gesichten, so erschienen uns diese Mädchen. Die Wangen der gebräunten Gesichter waren brennend rot von innerer Erregung noch mehr als von der körperlichen Anstrengung. Die von schwarzem, üppigem und aufgelöstem Haar umwallten Häupter hielten sie hoch erhoben, etwas nach rückwärts gebeugt und starr nach dem Heiligtum gerichtet. In einem ruhigeren Augenblick hätten wir wohl auch die Wirkung des Efeus und der roten und gelben Rosen im Haar dieser Mädchen bewundert und an der wilden Schönheit ihrer Züge unsere Freude gehabt. Aber jetzt galt alle unsere Aufmerksamkeit und unsere Teilnahme ihrem Gebaren. Laut sangen auch sie, mit vor Erregung bebenden Stimmen. Und alle Augenblicke schlugen sie sich mit geballten Fäusten und mit aller Gewalt an die Brust, daß es dumpf hallte und die Töne des Prozessionsgesanges durch diese furchtbaren Schläge auseinandergerissen wurden. Und je näher sie dem Heiligtum kamen, das zu erblicken sie die weite Reise aus den wilden Bergen ihrer Heimat zurückgelegt und Gott weiß mit wie schweren Opfern erkauft hatten, desto entsetzlicher wurde die leidenschaftliche Verzückung, die jeden Nerv ihres Körpers durchbebte und jeden Muskel spannte. Der uns zunächst Knieenden rannen die Tränen aus den großen, ekstatisch

weit geöffneten Augen, ohne daß sie weinte oder es auch nur zu bemerken schien, wie die Flut ihre Wangen benetzte. Sie wußte nichts mehr von dieser Welt. Immer schrecklicher hallten die Schläge auf ihre Brust, so daß man das Gefühl hatte, sie würde sich am liebsten das Herz aus dem Leibe gerissen und es vor dem heiligen Bilde, dem sie knieend entgegenwallte, geopfert haben. Und die andern in der Prozession, wenn auch in ihrer Erscheinung nicht alle von so wilder Schönheit im fanatischen Ausdruck wie dieses Mädchen, gaben ihr doch an Leidenschaftlichkeit wenig nach; auch bei ihnen allen, je näher sie der Casa Santa rückten, immer häufigere wütende Schläge an die Brust, so daß das dumpfe Hallen derselben in Vereinigung mit den scharfen Tönen des Gesanges einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Die Erregtheit dieser verzückten Schar war eine so echte, ursprüngliche, daß sie eine gleichsam magische Ansteckung zu äußern begann, und ich wenigstens, der ich mein eigenes Herz in der Brust zittern fühlte, begriff, wie einst jene Prozessionen der Kreuzfahrer mit unwiderstehlicher Gewalt das Kind vom Vater, den Gatten vom Weibe, den Bräutigam von der Braut losreißen konnten. Wohl mischte sich in die Bewegung meines Gemütes vor allem auch tiefes Erbarmen mit dem armen Volke, das so für ein geträumtes Nichts, für einen Popanz des Pfaffentums, sein Innerstes aufwühlt und die Kraft seiner Gefühle einem ebenso beseligenden als quälenden Wahn opfert. Denn die Kirche ist diesem Volke ebenso gnadenreich als furchtbar, beglückt es mit himmlischen Verheißungen und bedroht es mit höllischen Strafen. Doch über solche Überlegung hinaus war, glaube ich, unsere Erregtheit bei diesem Auftritt auch eine rein unmittelbare, veranlaßt durch ein gleichsam elektrisches Hinüberströmen der hier mit Aug' und Ohr in eigenes Empfinden

aufgenommenen leidenschaftlichen Begeisterung so vieler menschlichen Mitgeschöpfe.

Auch Brahms fühlte sich aufs tiefste erschüttert, obschon er schon manchmal am Rhein Prozessionen erregter Pilgerscharen gesehen hatte; solche dämonische Wildheit aber war ihm, wie er sagte, noch niemals vorgekommen; dies alles schien ihm wie ein Auftritt aus den dunkelsten Zeiten des Mittelalters oder was etwa ein Reisender aus fernen Ländern der Heiden einem erzählen könnte. Es lag uns daran, doch genau zu wissen, ob diese Leute wirklich aus den Abruzzen kämen, wie ich aus dem Geflüster einiger neben uns Stehender zu vernehmen geglaubt hatte. Noch ganz erregt von diesem Schauspiel wandte ich mich daher zu einer Gruppe von Geistlichen und Kirchendienern, die an den untersten Stufen, wo es zur Casa Santa hinaufgeht, standen und zusahen, wie nun eben die Pilgerschar dort anlangte und die marmornen Stufen mit heißen Küssen bedeckte.

„Sì, sono Abruzzesi questi!“ sagte der Geistliche, den ich fragte, während er mit der gleichgültigsten Miene der Welt aus einer hölzernen Dose eine Prise nahm. Dann fügte er bei: „Ja! ein stupides Volk. Leben ganz hinten in ihren Bergen. Aber kommen fleißig hieher. Da müßten Sie einmal im September hier sein. Da haben wir solche Prozessionen, die tausend Köpfe zählen, und oft an einem Tage langen ihrer fünf oder sechs an. Das da ist noch gar nichts“, schloß er, schnippte verächtlich mit den Fingern und wandte sich dann zu einigen seiner geistlichen Kollegen, die nun gleich ihm lachend den heiligen Ernst des dummen Volkes an sich vorüberziehen ließen und einander vergnüglich anstießen, wenn sie ein besonders hübsches Mädchen in der Schar bemerkten. Mag man zu ihrer Entschuldigung immerhin sagen: Sie sind's gewohnt, — diese Entschuldigung selbst ist die größte Anklage.

Darf es Menschen geben, die es gewohnt sind, daß ihre Brüder in unendlicher Angst und Seelenpein und überschwänglicher Hoffnung sich zermartern, während sie selbst, gleichsam am sichern Ufer stehend, nur mit spöttischem Lächeln solchem Ringen zusehen? Und wenn nun gar diese Zuschauer zu denjenigen gehören, die jene Armen in dumpfer Unwissenheit niederhalten, um hiedurch eigene Machtfülle und auch materielle Güter zu gewinnen? Wahrhaftig, das Pfaffentum ist mir in seiner abschreckenden, menschenfeindlichen Gestalt nirgends furchtbarer zu Gesicht gekommen, als in jener Sonntagabendstunde im Dom zu Loreto, und möge nur kein Kunstfreund zu sehr betrübt sein, wenn dereinst die beleidigte Menschheit mit Voltaires „Écrasez l'infâme“ praktisch Ernst machen und auch die Casa Santa zertrümmern wird mit dem Hammer, der eine Stätte nicht darf bestehen lassen, wo Menschen mit ihren Tränen und Küssen den kalten Stein bedecken, während andere Menschen hohnlächelnd dabeistehen.

5.

In Umbrien.

Eine abendliche Fahrt in den umbrischen Apennin hinein. Tiefe schattige Schluchten zu beiden Seiten der Bahn. Salvator Rosas wilde Gestalten müßten hier um still verglühende Feuer lagern. Enge und enger rücken die hohen Berge zusammen. Dann nimmt uns das dunkle Tor eines langen Tunnels auf. Noch immer steigt die Bahn, ihr zur Seite an einem Bergfluß entlang eine malerische Straße mit vielen Brücken und Galerien. Auf ihr, die schon im Schatten der hohen felsigen Berge liegt, zeigen sich zuweilen Reiter, Jäger, einsame Hirten, hie und da ein Lastwagen mit Kaufmannswaren. Dörfer, Klöster und Burgen kleben wie Adlernester

an steilen Abhängen des Gebirges, das in der wunderbar klaren Abendluft jeden Umriß auch seiner fernsten Höhen dem Auge deutlich darbietet. Erfrischung weht von jenen Höhen, wo selbst noch eine Spur von Schnee wie ein Gruß aus den heimatlichen Schneebergen mich anmutet. Von dem Städtchen Fabriano beginnt die Niederfahrt in die tieferen Gegenden Umbriens; doch behalten die grünbewachsenen Hügel noch immer eine Höhe, die ihnen beinahe auf den Namen Berge Anspruch gibt. In den Feldern, die von frisch gemähtem Heu duften, schwingen sich die Rebenguirlanden in zahllosen Bogen von Ulme zu Ulme. Die breitgehörnten weißen Rinder, die schon Virgil besingt, kehren von der Arbeit zu ihren Ställen zurück. Jetzt fahren wir im Tale des Clitumnus, dessen Anmut Plinius der Jüngere so schön beschrieben hat. Risse die Fahrt uns doch nicht so unaufhaltsam vorwärts! Es liegt wieder so viel des Schönen rechts und links am Wege. Schon vorher — wie leid tat es uns, nicht von Station Fabriano aus Gubbio besuchen zu können, die von allen Bergstädten Italiens malerischeste und die am treuesten ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt hat. Doch liegt sie mehrere Stunden seitab von der Bahn. Und hier nun flogen wir an Trevi vorüber, dem „Algier Italiens“, wie die Stadt um ihrer Lage willen wohl genannt wird, indem ihre grauen Häusermauern an der Pyramide des Monte Sereno sich übereinander erheben; flogen auch vorüber am Clitumnustempel, um dafür, gegen Mitternacht, endlich bei Spoleto innezuhalten in der allzueiligen Fahrt. Es geht nicht anders in Italien. Man läßt immer eben so viel ungesehen zurück, als man beschauend genießt.

Da unsere Ankunft eine so späte war, hatten wir von der Station Fabriano dem Wirt des Albergo del Teatro

eine Depesche gesandt. Nun empfing er uns, ein hübscher junger Mann, mit einer herzlichen Höflichkeit, die etwas ungemein Wohltuendes hatte. Er war mit seinem Wagen gekommen; denn der Bahnhof liegt in der Tiefe des Tals, Spoleto selbst auf einem felsigen Hügel. Nicht ohne zuerst um Erlaubnis gebeten zu haben. setzte sich unser junger Wirt zu uns in sein Vehikel. Gleich nach den ersten Worten waren wir wie alte Bekannte, da ein Garibaldi-Monument, an dem wir vorüberfuhren, den Anlaß gab, unsere politischen Gesinnungen als übereinstimmend zu erkennen. In seinem Gasthofe wurden uns zu ebener Erde die besten Zimmer angewiesen, oder, daß ich es richtiger sage, nicht Zimmer, sondern wahre Prunksäle, fünfzehn Fuß hoch und alles diesem Verhältnis entsprechend weit und schön eingerichtet. Als wir trotz der späten oder eigentlich nun bereits sehr frühen Stunde den Wirt noch zu einer Flasche Capri bianco einluden, nahm er es mit Bescheidenheit an, und es entspann sich ein zwangloses Gespräch, aus dem wir unter anderm erfuhren, daß dieser junge Mann gegen Rom die unüberwindlichste Abneigung hege und deshalb die verhältnismäßig so nahe liegende Stadt noch niemals besucht habe, während er schon in fernen Städten Norditaliens sich aufgehalten. Auch lehrte er uns die Sehenswürdigkeiten Spoletos — le bellezze di Spoleto — in einem dreifachen Reim kennen: fonte — ponte — monte.

Von allen dreien, wie wir sie am nächsten Tage, einem der erquickendsten unserer Reise, erfahren durften, soll denn auch alsobald die Rede sein.

Fonte. In der Tat. Spoleto ist eine Stadt des herrlichsten Quellwassers und der schönsten originellsten Brunnen. Der dritte Longobardenherzog Theudelaf soll im siebenten Jahrhundert den Riesenbau des gewaltigen Aquäduktes be-

gonnen haben, durch den vom Monte Luco die erquickenden Wasserströme in diese Stadt gelangen, die, weil an den Kraterwänden eines längst erloschenen Vulkans gelegen, selbst wasserlos war. Bedenkt man aber, daß — laut Livius — dieselbe Stadt nach der Schlacht am trasimenischen See Hannibal vor ihren Toren sah und den Angriff des Puniers so trotzig abwies, daß der Punier aus der Stärke dieser Landstadt Spoletum auf die Stärke Roms einen ihn erschütternden Rückschluß machte, so darf man für gewiß annehmen, daß auch schon damals die Stadt ihre vortreffliche Wasserversorgung besaß und die Longobardenherzoge wohl nur ehemalige in Verfall geratene Werke der Römer erneuerten.

Nun ist es besonders erfreulich, zu sehen, wie dieses köstliche Wasser an jedem Orte der Stadt, wo es mit reichem Sprudel hervordringt, die geschmackvollste und immer wieder eine andere architektonische Fassung erhalten hat. Hier quillt es in der Breite eines Baches mit mächtigem Gusse aus einem Löwenmaul; dort füllt es ein höheres steinernes Becken, das gleich dem Danaidenfasse durchlöchert ist, so daß wie aus Brunnenröhren in regelmäßigen Zwischenräumen zehn klare Strahlen in das tiefer gelegene Becken schießen. Dann wieder liegt irgendwo eine geschlossene Riesenmuschel, die das quellende Naß nur widerwillig scheint entschlüpfen zu lassen; an einer andern Stelle aber rauscht es offen in flache Schalen von ungeheurem Umfang. Kurz, die Phantasie der Erbauer dieser Brunnen hat aufs lieblichste ihr freies Spiel getrieben mit dem erquickenden Element, dessen erfrischendes Plätschern so angenehm durch die stillen Straßen Spoletos tönt.

Still nämlich ist diese kleine Stadt. Wagen sind schon selten, da die Straßen ziemlich steil angelegt sind. Desto häufiger sieht man die hier besonders kräftigen Esel, bald als Reittier, bald zum Tragen schwerer Lasten benützt.

Auch ein Paradies der Katzen scheint die stille Stadt zu sein. Ich sah junge Männer, denen ihre Lieblingskatze beim Spazierengehen wie ein Hündchen folgte, und wohnte um die Mittagsstunde einer Familienszene bei, der von alt und jung mit Ausrufen des Entzückens gefeierten Wiederkehr eines alten, wie es scheint verloren geglaubten dicken gelben Katers, was ich nicht besonders anführen würde, wenn man dem Italiener nicht durchweg Gleichgültigkeit gegen die Tiere und grausame Behandlung derselben zuschriebe. In letzterer Beziehung ist noch immer manches zu klagen; doch ist auch in Italien das Wirken der Tierschutzvereine nicht spurlos geblieben. Die Behandlung der Pferde z. B. ist in Mittelitalien eine etwas humanere geworden, was auch auf Rechnung der vielen in Italien reisenden Engländer und Deutschen zu setzen ist, die als Vertreter tierfreundlicher Nationen jeweilen lebhaften Protest erheben, wenn der sie führende Kutscher die Tiere über Gebühr antreibt oder sie gar in einem plötzlichen Ausbruche seines heißen Temperaments mißhandelt. Übrigens sollten alle Tierfreunde und vor allem die Gesellschaften zum Tierschutz sich bei ihren Bemühungen mehr auf Abschaffung gewisser großer Übelstände richten, statt in einzelnen kleinen Fällen oft zu weit gehende Sentimentalität zu zeigen. Ein solcher großer Übelstand, der im ganzen europäischen Eisenbahnverkehr zu Tage tritt, aber im heißen Italien besonders stark zum Bewußtsein kommt, ist die ungenügende Besorgung der mit den Bahnen oft auf sehr weiten Strecken beförderten Rinder. Nicht nur sieht man die gewaltigen weißen italienischen Ochsen oft zu eng in den Transportwagen untergebracht, sondern man hört namentlich auch bei Tag und Nacht ihr Brüllen nach Wasser, als derjenigen Labung, deren sie in diesen der Sonne des Südens lange Tage ausgesetzten Behältern in noch viel höherem Grade als auf unsern einheim=

ischen Eisenbahnen bedürfen. In einem solchen Punkte seitens der Eisenbahngesellschaften ein Zugeständnis zu erreichen, müßte das angelegentlichste Streben von Tierschutzvereinen sein; man darf sich durchaus nicht begnügen mit dem Hinweis, daß der Egoismus der Händler schon dafür sorgen werde, daß die einen großen Geldwert repräsentierenden Tiere glücklich an ihrer Endstation abgeliefert werden. Denn erstlich gehen wirklich einzelne Tiere zuweilen zu Grunde, — von Schafen aus dem Vorarlberg oft ganze Waggonladungen — und dann liegt auf der Skala vom Leben zum Tod noch mancher traurige Ton, den ein human denkender Mensch dem armen Tiere gern erspart.

Doch wohin gerate ich? Von den mit quellfrischem Wasser übersprudelnden Brunnen Spoletos zu den dürstenden Ochsen? Es ist Zeit, zu erstern zurückzukehren und zwar jetzt zu der herrlichen Wasserleitung, die alle diese Brunnen speist.

Sie ist zugleich Brücke und zwar eine der phantastischesten Brücken, die man sich denken kann. Auf hohen Pfeilern mit zehn schmalen Spitzbogen steht sie über einem zweihundert Fuß tiefen Abgrund; ihre Länge beträgt ungefähr achthundert Fuß. Nach der einen Seite hätte der diese luftige Bahn überschreitende Wanderer keinen Ausblick, wenn nicht in der Mitte der Brücke eine weite halbkreisförmige Öffnung die gegen die Winde errichtete hohe Schutzmauer unterbräche. Dafür ist nun hier die Aussicht die denkbar köstlichste, und zwei in der Nische angebrachte steinerne Bänke laden zu langem Verweilen ein. Hier genossen wir denn auch ein unvergleichlich schönes halbes Stündchen. Der Morgenwind strich mit kühlem, erfrischendem Zuge durch das gewölbte Steinfenster, durch das wir in die tiefe Schlucht hinab und weiter in stille Seitentäler und auf Hügel der spoletinischen

Landschaft hinaussahen. Auf der andern ganz offenen Seite streifte der Blick ohnehin frei, wohin er wollte, und besuchte bald die jenseits der Brücke über dem Abgrund in lieblichster Baum- und Gartenwildnis halb versteckten Landhäuser, hinter denen eine weiße Bergstraße durch den Steineichenhain sich emporschlängelte, oder er haftete auf dem alten Longobardenturm ebenfalls am jenseitigen Ende der Brücke, in den eine romantische Mühle hineingebaut ist. Hinter uns ragte die Stadt mit ihrem uralten Kastell, der einst auch von dem städtezerstörenden Barbarossa geschleiften sogenannten „Rocca", später von einem Kardinal im stolzesten Renaissancestil wieder aufgebaut und eine Zeitlang Residenz der Papsttochter Lucrezia Borgia. Und zwischen den beiden Bergen, dem Monte Luco und dem Hügel, auf dem die Stadt liegt, sieht man von dieser herrlichen Brücke weit hinaus ins umbrische Land, das heute im glänzendsten Licht eines schönen Maimorgens unbeschreiblich lieblich seine sanften Höhenzüge, die Wellenlinien seiner kleineren Hügel und die fruchtbaren Talschaften vor uns ausbreitete.

Ein solcher Blick erweckt die Lust, noch höher zu steigen. Anfangs etwas unschlüssig, ob wir den Spaziergang zu dem anderthalb Stunden weiten ehemaligen Kapuzinerkloster San Giuliano auf Monte Luco unternehmen sollten, wurden wir nach mehrmaligem Hin- und Herwandern auf dieser fabelhaften Brücke durch die ermutigende Rede eines freundlichen Zollwächters in unserm guten Vorsatz sehr bestärkt und machten uns in allerdings etwas später Vormittagsstunde an die Besteigung des Berges. Die Straße ist ziemlich steil, aber sie zieht sich fortwährend durch einen schattenspendenden, noch jetzt geheiligten Eichenhain, wo einst Karmelitermönche eine Menge kleiner Eremitenwohnungen inne hatten. Die Karmeliter sind nicht mehr da, aber ihre Häuschen sind geblieben

und teilweise auch etwas vergrößert worden zu Villen, in denen reichere Bürger Spoletos in der heißesten Sommerszeit einer glücklichen Villeggiatur sich erfreuen. Daß man alle zehn Minuten entweder auf eine solche Eremitage oder auf eine kleine Kapelle, ein Heiligenbild u. dgl. stößt, belebt den Weg aufs angenehmste. Schneller als wir es erwartet, hatten wir die Höhe erreicht, eine ebenfalls mit Steineichen dicht bedeckte Hochebene, über die ein willkommener kühlender Nordost strich.

Hier hatte sich eine Gesellschaft einfacher Bürger aus Spoleto unter einer alten Eiche den Tisch gedeckt — eine mächtige Steinplatte — zu fröhlichem Mittagsmahle, wozu die wackern Leute die wesentlichsten Bestandteile — Maccaroni, Käse, einige Fleischschnitten, Brot und Wein — von unten heraufgetragen hatten. Sie kochten in einem Vorbau des kleinen ehemaligen Klosters. Überm Kaminfeuer brodelte schon der Kessel, und wir wurden aufs freundlichste eingeladen, an der Mahlzeit teilzunehmen. Da wir unserm Wirt in Spoleto unten nicht untreu werden wollten, lehnten wir dankend ab, tranken jedoch gern ein Glas leichten vorjährigen weißen Weines, das sie uns zuvorkommend anboten und für das sie nachher unter keinen Umständen Bezahlung annehmen wollten. Ich glaubte doch, einige kleine Münze auf dem Tisch liegen lassen zu sollen. Damit aber kam ich schlecht an. „Amico!“ rief es plötzlich hinter mir, als wir schon von der Gesellschaft uns wieder entfernt hatten. Und als ich mich umkehrte, da brachte mir der eine der jungen Männer das Geld zurück, und nur eine meinerseits nun rasch angebotene und artig angenommene Zigarette stellte das gute Verhältnis wieder her. Derselbe junge Mann hatte uns vorher auch auf den Aussichtspunkt des Monte Luco, eine ummauerte Felswarte geführt, die wir ohne seine Hilfe schwerlich würden

ausfindig gemacht haben. Und für alle diese Gefälligkeiten wollte er nicht das Geringste annehmen. Ihm war es Freude genug, zwei Fremden „tutta l'Umbria“ gezeigt zu haben, wie er mit berechtigtem Stolz auf seine schöne Heimat ausrief, als er uns auf jenen Vorsprung führte, von wo wir einer ungemessen weiten Prachtschau auf die Täler des Clitumnus und des Tiber, auf die reiche umbrische Ebene und das mächtige Waldgebirge der Spoletiner Apenninen genossen. Möge nachher der freundlichen Handwerkergesellschaft, nachdem sie unter den Eichen ihr Mahl gehalten, Elfenkönigin Titania mit allen ihren Nymphen einen guten Sommernachmittagstraum beschert haben, da wahrhaftig dieser luftige Hain von Monte Luco nicht unwert wäre, von den anmutigsten Geistern des Himmels und der Erde bewohnt zu werden!

Fonte, ponte, monte — von allen dreien habe ich gesprochen und bin ich noch nicht fertig mit den „bellezze“ Spoletos. Aber nicht von den alten Palästen, die zum Teil mit Fresken bemalt sind, soll die Rede sein, da auch der Reisebeschreiber sich gewisse Grenzen ziehen muß. Dagegen darf der Dom nicht unerwähnt bleiben, dem wir bei der Rückkehr vom Berge unsern Besuch abstatteten. Er ist von außen weit weniger ein imponierendes als ein durch reizvolle Anmut gefälliges Gebäude. Von einer höher gelegenen Straße aus näherten wir uns ihm, stetig bergab steigend in die Tiefe, in der er auf stillem Platze dem Mittagssonnenschein seine fünf auf säulenbekleideten Pfeilern ruhenden Rundbogen und die graziöse Ballustrade darbot. An beiden Seiten der Fassade ragt je eine steinerne Kanzel hervor, was an die mittelalterliche Sitte der Predigten zu einem vor der Kirche stehenden Zuhörerkreis erinnert. Den Hauptschatz birgt das Innere des freundlich hellen Raumes, zwei Reihen

Fresken des „schlimmheiligen“[1] Fra Filippo Lippi, der hier auch begraben liegt, da er in Spoleto im Jahr 1469 an Gift starb. Die Fresken zu genießen, legt man sich am besten auf die obersten Stufen der Hinterseite des Hauptaltars, und es ist allerdings der Mühe wert, dieser etwas unbequemen Lage sich hinzugeben. Insbesondere die Fresken in der Halbkuppel machten mir Freude. Gott krönt Maria. Er thront dabei in einem Lichtkreise, in den eigentlich nur Maria einzutreten berechtigt wäre. Aber die sie begleitenden Engelscharen, alle in lebendigster Bewegung, drängen hinter ihr nach ungefähr so, wie es heutzutage Festjungfrauen oder die neugierigen Backfische einer höhern Töchterschule machen würden — ob eben so anmutig wie diese Engel? ist aber die Frage. An solchen Fresken freut mich auch immer die Vorstellung, daß ein derartiges Werk an seinen Ort gebunden ist, während andere Bilder oft aus den Kirchen in Galerien der fernsten Länder wandern. Dieses Gemälde aber war der Stolz Spoletos, seit der Mönch, den Vasari „gran uomo“ nennt, und der einen Botticelli an natürlicher Grazie übertrifft, es an diese Wandfläche gemalt hat. Von Anbeginn ihrer Entstehung hat diese herrliche Schöpfung nun Tag für Tag in die Kirche hinausgestrahlt, mochte der Raum gefüllt sein von Andächtigen, mochten reisende Kunstfreunde, wie wir jetzt, in stiller Mittagsstunde bewundernd davorstehen, oder mochte der Dom menschenleer sein. Alle Schicksale der Stadt seit dem fünfzehnten Jahrhundert hat das Bild miterlebt und ist wie ein Genius loci, wie eine weihende Schutzgottheit für eine Bürgerschaft, die den hohen Kunstwert einer solchen außerordentlichen Schöpfung wohl zu verstehen vermag.

---

[1] Diese einer der „Sieben Legenden“ unseres Gottfried Keller entlehnte Bezeichnung paßt gewiß auf den geistlichen Maler, der aus

Hatten wir in Spoleto bereits bei Brunnen und Wasserleitung dem feuchten Element besondere Aufmerksamkeit geschenkt, so wanderten wir vollends, gleich dem Paare in der „Zauberflöte“, durch Wasserfluten, als wir am nächsten Tage der Stadt Terni und dem in ihrer Nähe gelegenen berühmtesten Wasserfalle Italiens, der Caduta delle marmore des Velino, unsern Besuch abstatteten.

Von der Stadt Terni selbst ist nicht allzuviel zu melden, es sei denn, daß man besondern Sinn habe für Industrie und speziell für Waffenfabrikation. Hier nämlich ist die größte Waffenfabrik Italiens, hier arbeiten auch die Riesenhämmer einer schweizerischen Eisengießerei, und ein Schweizer (Blumer) ist es, der die ungeheure Wasserkraft des drei Stunden von Terni entfernten Wasserfalls zur elektrischen Beleuchtung der ganzen Stadt verwertet hat, ohne in irgend einer Weise die malerische Schönheit des Wasserfalles zu schädigen. So kommt es, daß Terni (wie übrigens auch Tivoli bei Rom) ausschließlich elektrische Beleuchtung hat; nirgends mehr sieht man eine Gasflamme. Und das muß man sich gestehen: Dieser Umsatz einer Kraft wie die des Wasserfalls in tausendfältiges Edisonsches Glühlicht ist in seiner Weise ein Wunder, das hinter den größten, kühnsten, ja abenteuerlichsten Wundergeschichten und Wunderwerken des Altertums nicht zurücksteht. Jahrtausende hindurch hat der alte Flußgott des Velino scheinbar zwecklos sich über die schwarzen Klippen in den unter seiner Wucht stöhnenden Abgrund hinabgestürzt. Da kommt eines Tages ein Menschlein, das der wilde Flußgott mit einer einzigen Sturzwelle würde zerschmettern können. Aber dieses Menschlein fängt in wundersam ersonnenen und gesponnenen Netzen den dä-

---

dem Sankt Margaretenkloster zu Prato eine Nonne entführte, die er ohne große Gewissensbisse als Modell benützte.

monischen Riesen und spricht zu ihm: „Wasser bist du, Feuer sollst du werden.“ Und knirschend muß er dem Zwang sich fügen. „Blitze endlich, nachdem du seit Äonen gedonnert.“ Und er blitzt in tausend Flammen!

Wir besuchten den Fall, indem wir eines schönen Morgens die nach jener Gegend sich schlängelnde Straße einschlugen. Hätten wir eine neueste Ausgabe des Reisehandbuches bei uns gehabt, so würden wir aus derselben vermutlich ersehen haben, daß die nach den Abruzzen führende Eisenbahn, die hoch am Berge hinläuft, kaum fünf Minuten vom Wasserfall entfernt eine Station hat. Wir wußten es nicht. Der mit der Fußwanderung verbundene Zeitverlust jedoch, wenn von einem solchen die Rede sein könnte, wurde jedenfalls reichlich aufgewogen durch die Schönheiten der Gegend, die wir auf dem Hin- und Rückweg — wir machten auch letztern zu Fuß — in jener allmählichen Reihenfolge genossen, die neben dem oft zu tumultuarischen Precipitandosi der Eisenbahnfahrt als behagliches Andante und, wo man stille steht, als sanftes Adagio empfunden wird. Um Terni herum erinnert die Landschaft einigermaßen an die schöne, offene Gegend bei Ragaz; unsere Straße aber führte uns nach einer Richtung, wo die Hügelketten, in deren Taltiefe der Velino dahinschäumt, enger zusammentreten. Prachtvoll liegt dort auf einem Felsen vorgelagert das alte Städtchen Papignano, das mit seinen grauen Mauern so recht dem Begriff eines Räubernestes zu entsprechen scheint, während heutzutage wenigstens seine Bewohner gewiß alle sehr brave, fleißige Landleute sind. Es war besonders auf dem Rückwege auf der hochgelegenen Bergstraße, die von Rieti nach Terni führt, daß uns die wilde malerische Schönheit dieses Felsennestes recht zum Bewußtsein kam. Und was diese Bergstraße selbst anbetrifft, so ist sie sowohl durch ihre Anlage als Kunststraße, wie

durch die Ausschau, die sie gewährt, eine der schönsten der Welt. Daß in der luftigen Höhe, in der sie sich hinzieht, erquickende Winde den Wanderer laben, gehört ebenso zu ihren Annehmlichkeiten, wie man die aus den Abruzzen kommenden hübschen Hirten und Hirtinnen, die einem begegnen, und die auf ihren Eseln reitenden Bauern und Bäuerinnen, ja selbst den die Gegend mit der Doppelflinte durchstreifenden Zollwächter als eine sehr zur Stimmung der Landschaft passende Staffage mit Wohlgefallen betrachtet.

Die Nähe des Wasserfalls meldet sich zuerst durch Wolken, die gleich weißem Dampf der Erde zu entsteigen scheinen. Es sind die Wolken des Wasserstaubes, in den ein Teil des stürzenden Flusses sich auflöst, bevor er zur Tiefe gelangt. Eine Viertelstunde weit benetzt dieser vom Wind weitergetragene Wasserstaub die Straße so sehr, daß man glauben möchte, es sei soeben ein starkes Gewitter mit ausgiebigen Regengüssen niedergegangen. Fast zugleich mit den geballten Wolken und den wehenden Schleiern des Wasserstaubes, die dem Auge die Nähe des Falles verkünden, meldet ihn ein dumpfes Donnern auch dem Ohre. Und nun endlich sieht man ihn selbst, wie er in drei Absätzen aus ungeheurer Höhe seine gewaltige Flut auf die schwarzen Klippen des Abgrundes wirft, wo das anprallende, gleichsam entsetzte Element mit einem viele Fuß hohen Schreckenssprunge wieder emporwirbelt und in Schaumbogen weit aufsprüht, um einen letzten Sprung in die Höhlung des tiefsten Felsenbeckens zu tun. Doch es ist verlorene Mühe, dergleichen in Worte zu fassen, fast eben so unmöglich, als durch Schilderung einem Leser den Genuß einer Symphonie zu vermitteln. Ich schweige daher von allen den verschiedenen Bildern, die uns der majestätische Fall darbot, während wir an der steilen Wand des Berges den durch üppiges Gebüsch und an Feigenbäumen sich vorbei-

ziehenden schmalen Pfad emporklommen und oft den Sprühregen der Wellen entweder ganz realistisch als Erfrischung der Haut genossen, oder mehr ideal, indem diesen Sprühregen die Vormittagssonne in wandelnde Regenbogenstreifen verzauberte.

Wir haben zweifelsohne in der Schweiz Wasserfälle, die aus noch größerer Höhe sich herabstürzen (die Höhe des Hauptsturzes des Velino beträgt 180 Meter); doch ist die Wassermasse bei unsern höhern Fällen eine kleinere. Auch darf man nicht vergessen, wie sehr die reiche Vegetation um den Velino herum dazu beiträgt, den Reiz dieses Naturwunders zu steigern. Pinien in der Höhe, unten im Tale der eine halbe Stunde lange Park der Villa Graziani, auf den Abhängen des Hügels Terebinthen, Erdbeerbäume und Scharlacheichen, hiezu die seltsamen Formen des schwärzlichen Gesteins, von dem die Wasserlawine sich hinabwirft, und der Gegensatz der aufsteigenden schneeweißen Sprühwolken zu dem düstern Felsenbecken, dies alles in der energischen Beleuchtung der Sonne des Südens, wo die hellen Stellen blendender, die Schatten dunkler, satter sind als bei uns — man wird ahnen, wenn man es sich auch nicht deutlich vorstellen kann, daß aus solchen Elementen eine landschaftliche Naturzauberwirkung entsteht, die zu den vollkommensten der Welt gehört. Ich füge bei, daß die große Ausgabe des Reisehandbuches von Gsell-Fels einen sehr guten Stich der Wässerfälle von Terni enthält.

6.

Um Rom herum.

„Um Rom herum? Sind Sie denn nicht nach Rom gekommen?“

Doch; Rom war für eine Woche unser Standquartier.

Aber, wie schon früher einmal, hat auch diesmal das Bewußtsein der Unerschöpflichkeit der antiken und mittelalterlichen Herrlichkeiten der ewigen Stadt in eigentümlicher Weise lähmend auf mich gewirkt und mich mit einer gewissen Mutlosigkeit erfüllt, da zu beginnen, wo ein Aufhören undenkbar ist. Was ich daher in Rom selbst gesehen habe. und mochte es auch halbe Tage in Anspruch nehmen wie der Besuch der Via Appia, die Besteigung der Kuppel der Peterskirche, die Wanderung durch öffentliche und private Galerien — es kommt doch alles nicht in Betracht gegen unendlich viel mehr, was ich weder auf früherer Reise noch jetzt zu sehen bekam. Da außerdem fast alljährlich so viele gelehrte Forscher und gründliche Kenner des alten Rom Schriften über die Siebenhügelstadt herausgeben, wäre es unpassende Anmaßung und in jeder Beziehung überflüssig, hier als Dilettant von diesen für die ganze Kulturwelt so wichtigen Monumenten der Geschichte und Kunst zu handeln. Ich treffe also, wenn auch von einem andern Ausgangspunkte, in Betreff Roms ungefähr mit jener Dame zusammen, die auf die Frage: „Sind Sie in Rom gewesen?“ ihre Tochter zweifelnd anblickte und dann sagte: „Rom? Rom? Besinne dich, Natalie! War das nicht die Stadt, wo wir die billigen Handschuhe gekauft haben?“

Vom modernen Rom ein paar Worte zu sagen, darf ich mir indessen erlauben. Es überraschte mich, da ich die Stadt seit bald zehn Jahren nicht mehr betreten hatte, durch bewegteres großstädtisches Leben, größere Eleganz der dem Korso zunächst gelegenen Plätze und Straßen und durch die ungemein auffallende Rührigkeit der ganzen Bevölkerung. Fast überall in den Außenquartieren sind die elenden Mauerhöhlen, die kaum mehr menschlichen Wohnungen gleichen, niedergerissen worden, und neue, stattliche Bauten erheben sich.

Man weiß, daß allerdings auch einige Gärten dem Unternehmungsgeiste der modernen Römer oder vielmehr der Notwendigkeit eines planvollen Ausbaues der wachsenden Hauptstadt zum Opfer gefallen sind. Das größte Aufsehen machte das Verschwinden der Gärten der Villa Ludovisi. Aber die antiquarischen Tränen, die Hermann Grimm hierüber in offenen Briefen an die Stadtverwaltung Roms vergossen hat, waren doch nicht völlig berechtigte, da sich mehr und mehr herausstellt, daß der Gemeinderat von Rom mit tunlichster Schonung der alten Denkmäler zu Werke gegangen ist, wenn er auch da, wo es sich um bessere Existenzbedingungen des lebendigen römischen Volkes handelte, nicht immer auf ehrwürdige Ruinen oder auf die sentimentale Vorliebe eines Poeten für einen berühmten Garten hat Rücksicht nehmen können. Der Verkehr einer Weltstadt erfordert unter anderm breite Straßen. Die alten Italiener bauten, ihrem Klima entsprechender, enge Gäßchen, um jederzeit im Schatten wandeln zu können. Doch die moderne Zeit gewährt als Entschädigung das bequeme Verkehrsmittel des Tram, so daß man auch in breiten, sonnigen Straßen nicht zu sehr leidet und nun doch entschieden gesündere Wohnungen besitzt, als sie z. B. in den allezeit feuchten Erdgeschossen der engen Gäßlein möglich waren.

Man darf also verständigerweise nicht tadeln, was im heutigen Rom geschieht. Wie sollte die Hauptstadt eines so entschieden im Aufblühen begriffenen Landes nicht ebenfalls zu erkennen geben, daß ihr der alte Rock zu enge geworden ist und daß sie die Bedürfnisse einer modernen Großstadt besitzt?

Sie gibt dies unter anderm auch zu erkennen durch die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommende Rührigkeit ihrer Bevölkerung. In der Straße unseres Gasthofes, unfern dem

Korso, gab es im Verkehr der Wagen und im Gewirr der ihren Geschäften und Vergnügungen nachgehenden Menschen höchstens von ein Uhr nachts bis etwa um drei Uhr morgens eine Pause, die keineswegs absolute Ruhe bedeutete. Und wer um sechs Uhr morgens ausging, — was mir allerdings nur begegnete, da Brahms ein so gewaltiger Frühaufsteher war, der immer schon morgens fünf Uhr an seinem Tischchen saß und entweder in einem geschichtlichen Buche studierte oder sich den Zigarettenvorrat für den Tag drehte — der konnte um diese Zeit nicht etwa bloß ärmere Handwerksleute und Taglöhner bei ihrer Arbeit beobachten, sondern bemerken, daß auch der bessere Mittelstand bereits an sein Tagewerk gegangen war. Fein gekleidete anständige Damen, die so früh ihren Spaziergang machten, waren ebenfalls keine Seltenheit, kurz, man gewann den Eindruck, sich inmitten einer ungemein lebhaft tätigen Bevölkerung zu befinden.

Charakteristisch für das Straßenleben Roms sind auch die Ziegenherden, welche abends in die Stadt kommen und in irgend einer etwas ruhigeren Seitenstraße die Nacht auf dem Pflaster gelagert zubringen, um von ihren jugendlichen Hirten, die gleich den Tieren höchstens eine Türschwelle zum Kopfkissen haben, am frühen Morgen gemolken zu werden. Sowohl die Ziegen wie die Hirtenknaben der Campagna sind in ihrer Art Prachtexemplare, jene großen Tiere von eigentümlich stolzer Kopfhaltung und schwärzlichem, langhaarigem schönem Vließ, letztere reizende Bürschchen, tannenschlank gewachsen und kerngesund, da gewiß nur die kräftigeren dieses Leben Tag und Nacht im Freien aushalten. Wie ausdrucksvoll blitzen ihre dunkeln Augen, wie frisch leuchten die blendend weißen Zähne, wenn sie mit überlegenem Lächeln über die kuriosen Fremdlinge, die betrachtend bei ihren Ziegen stehen bleiben, unter sich eine flüchtige Bemerkung tauschen, in der

gewiß viel Römerstolz gegenüber dem „nordischen Barbaren“ und auch etwas von Selbstgefühl des freien Naturmenschen gegenüber dem von der Kultur mit dem Nasenzwicker beschenkten Stadtbewohner liegen mag. Selbst die kleinen Gassenbuben, denen man eine zur Hälfte gerauchte Zigarre gönnt oder ein Stück Zucker vom Kaffeetisch in die Tasche gleiten läßt, können im Verkehr mit Fremden selten ein übermütiges Augenzwinkern unterdrücken. In all ihrer bettelhaften Armut möchten sie nicht tauschen mit dem reichsten „Inglese“, und wenn auf irgend jemand das Schillersche Räuberlied noch berechtigte Anwendung finden kann, so sind es gewiß diese römischen Gassenbuben. „Ein freies Leben führen sie, ein Leben voller Wonne.“ Freilich ist statt des Waldes der Portikus einer alten Kirche ihr Nachtquartier, und weniger der Mond ihre Sonne als vielmehr in der Neuzeit das prachtvolle elektrische Bogenlicht auf der Piazza Colonna, wo wir oft noch gegen Mitternacht diese kleinen Wilden um die Trajanssäule herum ihr Spiel treiben sahen.

Ein schweizerischer Stadtschulpräsident müßte nun allerdings an solcher Vergeudung der Jugendjahre schweren Anstoß nehmen und dürfte vom pädagogischen, wie auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus gewichtige und unwiderlegbare Einwendungen gegen dieses Spatzenleben der römischen Jugend ins Feld führen. Wir würden auch nicht versuchen, ihn mit Gründen zu bestreiten. Aber es ist doch jedenfalls ein angenehmerer Auftritt, wenn einem bei der Einfahrt in Rom von zehn- bis zwölfjährigen Mädchen im reizenden Kostüm albanesischer Bäuerinnen duftende Blumensträuße in den Wagen geworfen werden, während die schwarzäugigen Dirnchen lachend dem Wagen nachspringen, um die Gegengabe aufzufangen, als wenn man dazu kommt, — wie uns dies gelegentlich in Bern begegnete — daß ein armes Mädchen

im schulpflichtigen Alter, das am Marktdienstag in einem Laden einen Alpenrosenstrauß feilgeboten und denselben zwar nicht verkauft, aber von dem mitleidigen Konditor ein Stück Brot erhalten hatte, unmittelbar nach dem Heraustreten aus dem Laden von einem städtischen Polizeidiener abgefaßt wurde. Das unglückliche Geschöpf, vor Schrecken außer sich, stieß gellende Schreie aus, die um so mehr Mitleid erregten, als das in dürftigster Kleidung dahergehende Kind auch kränklich aussah. Unwillkürlich drängte sich da der Vergleich mit den so höchst zufriedenen, übermütig heiteren Straßenkindern Roms auf, und nicht als Phrase erschienen einem die Worte Schillers:

„Glücklicher als wir in unserm Norden
Lebt der Bettler an der Engelspforten."

Nicht nur an der „Engelspforte" lebt er übrigens, dieser glückliche Bettler, auch an der spanischen Treppe, wo noch immer das Stelldichein der Maler ist, welche die Modelle besehen, die sich zu diesem Zwecke dort einfinden. Wie überall, wo der äußerliche Apparat der Kunst sichtbar wird, für mich wenigstens die Wirkung eine komische ist, so war es auch hier der Fall. Da saß eine junge Mutter mit dem Säugling an der Brust: „Madonna con bambino"; dort lag lang ausgestreckt ein greiser Hirt aus der Campagna, der auf der Leinwand vermutlich einen Hirten der heiligen Nacht, vielleicht aber auch, in theatralische Gewänder gehüllt, einen König Nebukadnezar, einen Hannibal oder einen sterbenden Cato vorstellen muß. Da waren auch die „Morraspielenden Knaben", die „Nymphen" mythologischer Bilder, kurz, was das Auge des Malers begehrt, damit seine Zeichnung „dal vero" (nach der Natur) sei.

Trotz der unwillkürlichen kleinen Satire auf den Malerstand, die mir nun einmal am Fuß der spanischen Treppe zu sitzen scheint, ist diese Gegend der Stadt doch eine gerade

dem deutschen Besucher Roms besonders liebe. Gern erinnert er sich der trefflichen deutschen Künstler, die hier seit Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Studien gemacht oder in die nahe, nachts so träumerisch rauschende Fontana Trevi, den die Rückkehr nach Rom verbürgenden Obolos geworfen haben. In einer der nächsten Gassen liegt auch die von Brahms in pietätvoller Erinnerung an seinen Freund, den Maler Anselm Feuerbach, besuchte alte Künstlerkneipe „Genio“, jetzt freilich nur noch ein bescheidenes Kaffeelokal, wo eine junge Frau von holdester Mädchenhaftigkeit in den feinen Zügen als reizende Wirtin waltet. Sodann geht es, gleich über der spanischen Treppe, hinauf zum Monte Pincio, der abends, zur Zeit der Korsofahrt, die ganze römische Gesellschaft in den wundervollen Anlagen seines ausgedehnten, aussichtsreichen Parkes vereinigt. Die Lust des Südländers, seinen Reichtum demonstrativ an den Tag zu legen, verschafft den bescheidenen Spaziergängern den Genuß des Anblickes der prächtigsten Equipagen, die, mit Pferden edler Rasse bespannt, ihre vornehmen oder reichen Insassen windschnell nach allen Richtungen davontragen. Die Damen, in elegantester Kleidung, haben häufig frische Blumen im Schoße. Daneben liegen Fächer und Handschuhe, da in Italien auch Damen der vornehmen Welt nicht so peinlich wie bei uns gezwungen sind, die Hände mit dem glänzenden Leder zu verhüllen. Sie haben aber auch — nach dem Ausspruche Feuerbachs — die schönsten Hände, die sich ein Künstler für seine Bilder wünschen kann, und wissen durch Haltung des Sonnenschirms oder des Fächers, am meisten aber wohl dadurch, daß sie erst nach Sonnenuntergang ausfahren, die Hände vor dem Braunwerden wohl zu bewahren.

Auf einer Terrasse des Monte Pincio steht im Halbkreis eine Reihe von — künstlerisch nicht eben wertvollen

— Marmorbüsten berühmter Männer. Eine davon, wie wir schon von weitem sahen, trug einen mächtigen Kranz. Als wir uns näherten, sahen wir, daß es die Büste Giordano Brunos war, und auf der seidenen Schleife des Kranzes stand in silbernen Lettern zu lesen, die Studentenschaft Roms habe diesen Kranz gestiftet. Denn eben in diesen Tagen war nicht bloß Rom, nein! ganz Italien erregt von der Weigerung einer kleinen konservativen Mehrheit des römischen Gemeinderates, die Errichtung eines Denkmals Giordano Brunos auf dem Campo dei Fiori, der ehemaligen Hinrichtungsstätte des Philosophen, zu gestatten. Campo dei Fiori (Blumenfeld) ist jetzt ein in den Morgenstunden sehr belebter Marktplatz für Gemüse, Obst und Blumen; sechs Straßen münden in denselben. Den klerikalen Gemeinderäten lag es unbequem, daß die ungeheure Freveltat, welche die römische Klerisei im Jahre 1600 an dem edeln Denker beging, fortan allem Volke tagtäglich im Monument vor Augen stehen solle. Der freisinnige Minister Crispi hingegen und überhaupt die Regierungspartei begünstigten das Zustandekommen des Denkmals und die Aufstellung an diesem belebten Platze. Denn im Quirinal weiß man sehr gut, daß drüben im Vatikan ein unversöhnlicher Feind sitzt und daß eben jetzt in neuester Zeit Papst Leo XIII. alle Hebel in Bewegung setzt, um der italienischen Regierung und der Königsfamilie den Aufenthalt in der ehemaligen päpstlichen Stadt so ungemütlich als möglich zu machen. Dort — im Vatikan — lauert man nur auf ein Unglück Italiens und auf die hiedurch mögliche Intervention einer auswärtigen Macht, um auf irgend eine Weise wieder in den Besitz Roms zu gelangen. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es vor St. Peter von aus- und einziehenden Schwärmen schwarzer, roter und violetter Pfaffen aus allen Ländern der Welt. Seit dem neulich gefeierten

Priesterjubiläum ist dem Papste der Kamm mächtig geschwollen. Die ihm dargebrachten Geschenke — runde Goldstücke waren doch am willkommensten — repräsentieren viele Millionen. „Papa amat Francos“, dieses vom Papste mit Beziehung auf die Franzosen gesprochene Wort ist von der witzigen Zeitung „Don Quisciotte“ auf die entsprechende Münze bezogen worden, wie wir ja auch im Deutschen doppelsinnig sagen können: „Der Papst liebt die Franken.“ Wie Zola in seinem Roman „Rome“ die päpstlichen Geldgeschäfte sehr genau schildert und zugleich erbarmungslos verhöhnt, ist allgemein bekannt. Im Vatikan liegen die Gaben in natura gehäuft, wie auf einer großen internationalen Industrieausstellung die Produkte der ganzen Erde. „Ein bißchen zu viel Meßgewänder!“ soll der Papst heimlich geklagt haben; die von schweizerischen Frauenhänden gewirkten sind auch dabei und lange nicht die schönsten, aber immerhin eine passendere Gabe für S. Heiligkeit als eine Anzahl Velocipede, die ein Industrieller ihm sandte. Ja, wenn er mit seinen Kardinälen auf dem modernen Reitrad aus Rom in die weite Welt hinausfahren wollte! Aber damit, wie gesagt, hat es gute oder vielmehr böse Wege. Seine letzten Allokutionen haben sich durch besondere Schärfe gegen Italien ausgezeichnet.

Da ist es denn begreiflich, daß das freisinnige Italien, dem ewig die Worte Garibaldis: „Roma o la morte!“ im Ohre klingen, seinerseits auch alles tut, um den Papst zu ärgern, was in der Tat nicht besser geschehen kann, als indem man einem in Rom verbrannten „Ketzer“ ein ehrenvolles, großartiges Monument setzt. Diese Angelegenheit gab in allen Städten der Halbinsel Gelegenheit zu Demonstrationen in freiheitlichem Sinne. In Padua, in Bologna, in Turin, in Genua, kurz überall hielten Professoren oder sonst durch Bildung und Geist hervorragende Männer Vor-

lesungen über Giordano Brunos pantheistische Philosophie und über das Leben und martervolle Sterben des edeln Weisen. Diesen Vorlesungen wohnten auch Damen in großer Zahl bei, was als besonders erfreulich bezeichnet werden muß, da im allgemeinen natürlich das Pfaffentum sich immer noch an die Unterröcke anklammert und im Beichtstuhl durch das Weib auch auf den meist indifferenten Mann und die Kinder Einfluß zu erlangen sucht. Und ebenso ist es erfreulich, daß die Studentenschaft in Rom wie in andern Städten so lebhaft für die gute Sache des geistigen Fortschrittes einsteht. Die italienischen Studenten verwässern aber auch ihr Blut nicht mit Biergeschlapp, wie es auf deutschen und schweizerischen Universitäten geschieht; sie wissen nichts von Paukwichs noch von Couleur, aber Farbe bekennen sie in jeder ihr Vaterland bewegenden Angelegenheit mit jugendlichem Ungestüm und schönem Feuer. Übrigens hat die Giordano-Bruno-Bewegung auch die kleinen Landstädte ergriffen und in ihnen den einfachsten Mann aus dem Volke. So war in Spoleto ein Aufruf an den Straßenecken angeschlagen, der in flammenden Worten zum nationalen Protest aufforderte gegen die „brutali vendette della Romana inquisizione“ und die diesen Protest lesenden Haufen von Handwerkern billigten ihn. Wahrhaftig! in diesen Tagen mag schon mancher römische Priester gewünscht haben, daß man im Jahre 1600 doch sanfter mit dem pantheistischen Philosophen verfahren wäre. Ein Feuer, das einen stillen Denker verbrennt, ist leichter anzuzünden, als nach Jahrhunderten zu löschen, wenn dann die Flamme als Lohe heiligen Manneszornes in allen Herzen lodert. Verblendete Kirche, die selbst es lehrte, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche sei und trotz solcher Erfahrung und Einsicht ihren Gegnern ebenfalls solch gefährlich fruchtbares Märtyrerblut beschert hat!

Drei Ausflüge waren es besonders, die wir von Rom aus unternahmen: nach Frascati, nach Tivoli und nach Porto d'Anzio am Meer. Die beiden erstgenannten kleinen Städte, mit ihren herrlichen Villen der beliebteste Landaufenthalt der Römer, sind ebenso oft wie Rom selbst in Reisebeschreibungen geschildert worden. Nur möchte ich, was zunächst Frascati anbetrifft, nicht verschweigen, daß die vornehme Schönheit dieser wunderbaren Landschaft sich dem Reisenden doch erst dann recht erschließt, wenn es ihm vergönnt ist, in einer dieser Villen gastliche Aufnahme und in den Bewohnern diejenigen Führer zu finden, die ihn an die schönsten Punkte hinleiten. Uns war dies beschieden und zwar in jener herrlichen Villa Falconieri, die auch in Deutschland seit kurzem allgemein bekannt geworden ist. Denn „Villa Falconieri" ist der Titel einer der neueren Novellen Paul Heyses, und der mit feinem Natursinn und künstlerischer Anlage begabte Dichter hat sich diesmal nicht begnügt, nur in Worten die Schönheiten dieser Villa zu schildern, sondern er hat an Ort und Stelle Skizzen aufgenommen, nach denen seine in der Zeitschrift „Über Land und Meer" zuerst erschienene Erzählung mit reizenden Holzschnitten geschmückt wurde. Wo nun selbst Heyse das Bedürfnis fühlte, das beschreibende Wort durch Zeichnungen zu ergänzen, kann es mir nicht in den Sinn kommen, meinen Lesern von der unsagbar schönen Mischung rein landschaftlicher und architektonischer Schönheiten, aus denen sich der Hauptreiz dieser großartigen Villa ergibt, durch Schilderung einen Begriff geben zu wollen. Nur einige Elemente nenne ich, aus denen der wonnesame Gesamteindruck sich ergibt: ein Teich, rings eingefaßt mit hohen schwarzen Cypressen, gleich jenen des Gartens Giusti in Verona; die Villa selbst ein Palast von edeln Formen auf einem ungeheuern Plateau,

das Bäume aller Arten in künstlerisch gedachten Gruppen vereinigt; der Park in eine üppige Vegetationswildnis verlaufend, in einen Urwald von Lorbeer, Eichen und duftigen Sträuchern jeder Art; auf den nächsten Hügeln ringsum ähnliche Villen, alle in sanftem Halbkreis über der weiten römischen Campagna, die im roten Abendschein daliegt, während fern an den Bergen der Herniker und am aufblitzenden See Regillus ein Gewitterregen niedergeht; die Kuppel von St. Peter sichtbar; links das Meer in der Gegend des Vorgebirges der Circe; auf dem Berge hinter der Villa das uralte sogenannte griechische Theater und die Trümmer einer Villa des Tiberius; von hier aus der Blick nach der hohen Rocca di Papa und dem ganzen Höhenzuge, auf welchem Orte wie Nemi, Genzano, Albano liegen, während in südlicher Richtung die ernsten Volsker-Berge düster aufsteigen. Und nun, so weit man schauen mag, kein Fuß breit Landes, der nicht seine Erinnerungen hätte an die alte Geschichte Roms, von der Gründung Alba Longas angefangen bis auf Cicero und in die späten üppigen Kaiserzeiten hinein! Mit jedem Schritt stößt man auf wunderbare Ruinen. In einem schlichten, kleinen Hause, das auf der grasigen, blumenreichen Hochebene des Hügels etwa Hirten zum Unterschlupf dienen mag, sind in die gemeinen Außenwände marmorne Bruchstücke antiker Statuen eingemauert, hier ein Rumpf, dort Hände, Füße, auch der Kopf einer Gottheit. „Zieh deine Schuhe aus; denn der Boden, auf dem du wandelst, ist heiliges Land“; wahrhaftig, dieses Wort hat vollen Sinn an dieser Stelle!

Tivoli besuchten wir am Pfingstsonntage dieses Jahres, wodurch uns reichlich Gelegenheit gegeben wurde, mit einfachen Bürgersleuten aus Rom, die gleich uns dritte Klasse fuhren, bekannt zu werden. Der durch die heuduftende Cam-

pagna langsam dahinfahrende Dampftram wimmelte von Sonntagsausflüglern, deren schlichte Herzlichkeit und gute Laune mich sehr an Eindrücke erinnerte, die ich im Verkehr mit unsern französischen Eidgenossen im Waadtland und im Neuenburgischen zuweilen gewonnen habe. Viele hatten ein Jagdgewehr oder Fischrute und Fischkorb bei sich; die stiegen dann unterwegs aus und verloren sich in der ungeheuren Wildnis der Campagna, um ihrem Sport nachzugehen. Am Abend kamen sie unbeschreiblich beschmiert zurück, indem sie wohl durch Sümpfe gewatet waren, um ihre Jagdbeute zu erlangen. Wie das bei Städtern so begreiflich ist, waren sie alle sehr naturhungrig, aber dermalen auch — weindurstig, mehr als letzteres sonst bei den äußerst mäßigen Italienern vorkommt. Doch soll diese Bemerkung nicht etwa bedeuten, daß auch nur der geringste Exzeß sich ereignet hätte. Jene Störung der Mitreisenden durch lautes Gebrüll, wie sie an Sonntagen auf unsern Eisenbahnen leider allgemein ist, wird man in Italien kaum jemals erleben. Diese braven Römer tranken ihre Feldflaschen leer, oder sie ließen sich und ihren Familien in Tivoli einen mächtigen Fiasco mit gutem Velletri vorsetzen und rühmten wohl nachher schmunzelnd, wie vortrefflich der Wein gewesen sei; aber ihre Höflichkeit gegenüber den Mitreisenden blieb auf der Heimfahrt wie auf der Ausfahrt dieselbe.

Der mit uralten Oliven besäete Abhang von Tivoli, das auf Fels gebaute Städtchen selbst und vor allem der antike Sibyllatempel über den Wasserfällen — das alles ist tausendmal beschrieben worden. In der Osteria des Sibyllatempels schaltet ein reizendes Wirtstöchterchen, aber durch den Besuch zahlloser Fremder, unter denen auch, wie die Inschriften im Hausflur bezeugen, Könige und Fürsten Europas keine Seltenheit sind, hat die Osteria einen so internationalen

Hotelcharakter angenommen, daß uns weder das verführerische Lächeln der jungen Sibylle, noch ein Blick auf das weißlockige Haupt des großen Geschichtsforschers Mommsen, der hier soeben seinen Risotto aß, zum Bleiben veranlassen konnte. In einem andern Albergo teilten wir das Mahl mit einem gemütlichen, auf der Hochzeitsreise befindlichen Ehepaar aus Lecco. Als wir später unsern Kaffee in der schattigen, engen Straße einnahmen, stürmte in früher Nachmittagsstunde der eben erwähnte greise Gelehrte an uns vorüber und gab uns durch seine fast geizige Ausnützung der Zeit ein erbauliches Beispiel deutschen Fleißes. Er hatte eine Ledertasche umgehängt, in welcher einige Bücher steckten, von denen er ab und zu das eine oder andere hervorlangte. Einen Augenblick setzte er sich am Kaffeehause nieder und verschlang eine Portion Zitroneneis, um alsobald wieder seine Wanderung, deren Ziel die am Fuße des Berges liegende Villa Hadriana war, eilig fortzusetzen. Als auch wir später diesem nächst Pompeji vielleicht gewaltigsten Denkmal der spätrömischen Vergangenheit einen ganz flüchtigen Erinnerungsbesuch abstatteten — ich war schon im Jahre 1879 hier gewesen — kam der fleißige Mann uns schon wieder mit langen Schritten entgegen, da eine vom Meer her aufsteigende dunkle Wolkenwand ihm rätlich erscheinen ließ, die Abgangsstation des Zuges baldigst zu erreichen. Man mag über Mommsen und die Art seiner Geschichtschreibung denken wie man will, so viel ist gewiß, daß eine derartige rührige Ausnützung der letzten Lebensjahre seitens eines greisen Forschers Achtung, ja Bewunderung verdient. In der etwas schlottrigen Gestalt, die mehr den Habitus des gealterten deutschen Gymnasiallehrers, als den des behäbigen, vornehmen Hochschulprofessors weist, gibt sich als physiognomischer Grundzug jene unaufhaltsam vorwärtsdrängende Tatenlust zu erkennen,

die nie zum Augenblicke sagen wird: „Verweile doch, du bist so schön!“ Wir haben Faust im letzten Akt vor uns (wenn auch äußerlich mit den Zügen Wagners). Unendliches gibt's noch zu schaffen, und je sicherer das nahe Ende ist, desto mächtiger der Arbeitsdrang.

Ein hübsches Beispiel, wie der Ruf dieses Gelehrten auch bei den Römern weit verbreitet ist und zugleich ein Beispiel des Bildungsinteresses bei einfachen römischen Leuten erlebte ich auf der Station in der Nähe der Villa Hadriana. Ein Verkäufer alter Münzen und Marmorbruchstücke, wie sie sich hier überall im Boden finden, legte vor Mommsen seine Ware aus. Der Gelehrte kaufte ihm zwar nichts ab, gab ihm jedoch unaufgefordert Auskunft über das Alter und den Wert einzelner Münzen. Bald bildete sich ein kleiner Kreis von Zuhörern um den fremden Gelehrten, der sich so gut auf diese Dinge zu verstehen schien, und ein junger Mann benützte die Gelegenheit, den greisen Forscher auch über andere Dinge, über die Lage gewisser untergegangener Städte zu befragen. Hiebei ließ er einfließen, in Rom weile gegenwärtig ein deutscher Gelehrter „l'illustrissimo Mommsen“, der alle diese Dinge aufs beste kenne. „Son' io“, sagte, ohne Emphase, Mommsen ruhig lächelnd. Da war nun die Ehrfurcht dieser einfachen Leute eine unbegrenzte, und der junge Mann wurde nicht müde, neu Hinzutretenden vertraulich zuzuwispern: „Das ist der große Mommsen, der deutsche Gelehrte.“ Wo in Deutschland würde unter Leuten von nicht akademischer Bildung jemand von Mommsen auch nur die geringste Notiz nehmen?

Porto d' Anzio besuchten wir am Pfingstmontag. Es ist nicht mehr Hafenstadt, wie in alten Zeiten, da es Antium hieß und ein Lieblingsaufenthalt berühmter Römer war. Hier hatte Cicero ein Haus in der Stadt und eine Villa am

Strand, wo er die frische Seeluft atmete, „die Wellen zählte und an den Büchern sich ergötzte.“ Kaiser Nero namentlich liebte Antium, baute mit großen Kosten den längst versandeten Hafen, über den jetzt nur leichte Barken hinschweben, und legte eine großartige Villa an, deren Trümmer teilweise noch gespenstisch über den Wasserspiegel ragen, teilweise von der Salzflut bedeckt sind. Auch Domitian, Hadrian und Antoninus Pius suchten an diesem Strande in der Frühlings- oder Herbstzeit Kühlung, während im Hochsommer diese Küste von Malaria heimgesucht und daher wenigstens heutzutage von den Römern gemieden wird. Im Mittelalter haben hier die Sarazenen eine Zeitlang gehaust, und jenseits der Meeresbucht, in der Richtung des gleich einer Insel sich vorlagernden schönen Vorgebirges der Circe, gewahrt man am Strande einen dunkeln einsamen Turm, Torre d' Astura, den die düstere Erinnerung an das Schicksal des Hohenstaufenjünglings umschwebt. Denn als Konradin nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo sich hier bereits eingeschifft hatte und nach Sizilien zu entkommen versuchen wollte, sandte Johannes Frangipani, der Herr des Turmes, der damals ein großes Kastell war, dem Flüchtling Barken mit Kriegern nach, den Kaiserssohn zur Umkehr zu bewegen und zur Annahme des Schutzes, den Frangipani in seiner Burg zu gewähren versprach. Konradin faßte Zutrauen, und der Antrag war wohl auch ehrlich gemeint, da Friedrich II. einst keine Familie so geehrt und belohnt hatte, wie diese. Als jedoch die Flotte König Karls vor Astura erschien und zugleich vom Lande her päpstliche Truppen das Kastell berannten, da übergab Frangipani seine Schützlinge bedingungslos ihren grimmigen Feinden. Sein Verrat wurde achtzehn Jahre später gerächt, indem die Sizilianer Astura erstürmten und teilweise zerstörten. Erinnert man sich, daß an dieser

Küste einst auch Cicero ratlos umherirrte, bevor die ausgesandten Mörder ihn erreichten und töteten, und daß hier Octavian seine Todeskrankheit sich holte, so wird man selbst am Tage und beim hellsten Sonnenschein im Wellenschlag des Meeres ein melancholisches Lied zu vernehmen glauben. Auch landschaftlich hat der Strand, der gegen das Städtchen Nettuno zu sich malerisch erhebt und eine hie und da von Landhäusern unterbrochene Wildnis von Baum und Strauchwerk zeigt, bei allem Reizvollen, das keiner Gegend am mittelländischen Meere fehlt, doch etwas ungemein Ernsthaftes, so daß man es gar wohl begreift, wenn Anselm Feuerbach, der große deutsche Meister, an diesem Strande die landschaftliche Szenerie für seine Gemälde „Medea" und „Iphigenie" gefunden hat.

Man kann nun bekanntlich die Melancholie einer Gegend empfinden und dennoch individuell sich sehr wohl fühlen, ungefähr so, wie ein tragischer Dichter durchaus kein tragischer Mensch zu sein braucht. Und das darf ich, nachdem ich es erprobt, versichern, daß die bedenklichste historische Stimmung nicht Stich hält, wenn man sich hier auf dem Wege zwischen Porto d'Anzio auszieht und frisch ins Meer stürzt. Der ganz allmählich in größere Tiefen auslaufende Strand ist auch für einen bescheidenen Schwimmer bei ruhiger See gefahrlos. Wohl rollt ab und zu eine Welle daher, die einen wo anders hin trägt, als man es beabsichtigt; aber das äußerst salzhaltige Wasser dieser Küste erfordert kaum eine Bewegung seitens des Schwimmers, und da das Meer schon sehr warm war, hatte ich während des Bades die Empfindung, stundenlang es aushalten zu können in dem wogenden Element.

Unser Besuch in dem mittelalterlichen Seestädtchen Nettuno war nur kurz; wir eilten zurück nach Porto d'Anzio, wo

wir in einer Trattoria dicht am Meer auf neapolitanische Weise lebten, d. h. eine stark gepfefferte Fischsuppe, in welcher Sepien und Muscheln, kurz „frutta di mare“, in wunderbarem Gemengsel den Gaumen reizten, zur Hauptschüssel des Mittagsmahles machten. Ich glaube aber doch nicht verschweigen zu sollen, daß dieses höchst schmackhafte Gericht nicht für jede Konstitution taugt und ich später den Genuß zu bereuen hatte.

Nach dem Mahl bis zum Abgang des Zuges, der uns wieder nach Rom führen sollte, hatten wir noch reichlich Zeit, das blaue, mit schaumgekrönten Wogen rollende Meer zu genießen und zwar in Gesellschaft eines ganzen Rudels kleiner Fischerknaben, die schon, während wir im Freien den schwarzen Kaffee tranken, sich an uns herandrängten. Gern ließen wir uns mit ihnen in eine Unterhaltung ein; denn diese Bürschchen, bei allem Mutwillen, der ihnen aus den schwarzen Augen leuchtet, werden doch niemals unverschämt, wenn man mit ihnen Spaß treibt; vielmehr hat man immer Gelegenheit, sich über den natürlichen Takt zu freuen und über die gute Begabung, die sich in jedem ihrer Worte kund gibt. Ich fragte sie unter anderm, wie es mit ihren Kenntnissen stehe. Da stellte sich dann freilich heraus, daß unter ihnen manche Analphabeten waren. Das italienische Schulgesetz hat zwar ebenfalls den Schulzwang wie unser schweizerisches; aber er wird namentlich in den südlicheren Landesteilen noch nicht mit aller Strenge gehandhabt. Auf etwa neun oder zehn Bürschchen, die meinen Stuhl umgaben, machte ich vier ausfindig, darunter einen dreizehnjährigen, die von Lesen und Schreiben keine Ahnung hatten und mir auch freimütig eingestanden, daß sie noch niemals die Schule besucht hätten; sie seien zu arm, sagten sie; sie müßten dem Vater helfen. Um so stolzer waren diejenigen, welche jetzt

Gelegenheit hatten, ihre Kenntnisse darzulegen. Einer besonders, ein gewisser Felippo Treglia, schrieb seinen Namen mit fester, sicherer Hand und in schönen Zügen in mein ihm dargereichtes Taschenbuch und nahm den Soldo für diese Leistung mit vor Freude hochgeröteten Wangen in Empfang. Auch andere wollten sich nun einschreiben, und ich sehe jetzt noch in dem Taschenbuche, das vor mir liegt, einen Antonio Martini und einen Giovanni Capolei eingetragen. Vor achtzehn Jahren, als Rom noch päpstlich, hätte man in Porto d'Anzio nicht einen einzigen des Schreibens kundigen zehnjährigen Fischerknaben entdecken können.

Über solchen wissenschaftlichen Bestrebungen haben übrigens die Bürschchen ihre sonstigen natürlichen Geschicklichkeiten keineswegs verlernt, wie sie uns alsobald bewiesen. Denn als wir sie fragten, ob sie imstande wären, eine ins Meer geworfene Geldmünze tauchend aufzufangen, begrüßten sie den Vorschlag mit Jubel, und nun ging's zu einer geeigneten Stelle am Strand, wo die jungen Wilden ihrer Höschen sich rasch entledigten und gleich Jagdhunden den Augenblick abpaßten, da der Wurf geschehe, um alsobald sich kopfüber in die Flut zu werfen. Der erste Soldo ging verloren; denn durch den Wellenschlag war das Wasser zu trüb, als daß auch die scharfen Augen dieser Fischerbuben die braune Münze im Sinken hätten erspähen können. Sie baten mich, ein Papierchen darum zu wickeln. Von da an gelangte kein Soldo mehr auf den Grund, sondern, sobald er auf der Oberfläche verschwunden war und in seiner weißlich schimmernden Hülle in die Tiefe sank, schossen sie gleich Hechten auf ihn los. Wer ihn zuerst faßte, dem suchte keiner der andern ihn zu entreißen, so daß z. B. das kleinste Bürschchen, ein munteres Kerlchen von kaum sieben Jahren, dem die Stärkeren gar leicht den Fund hätten wegnehmen können, gleich die erste

Münze triumphierend heraufbrachte. Zwischen den Zähnen hielt sie der kleine Junge und lachte dazu mit dem ganzen Gesicht. Das Spiel dauerte so lange, als die Tasche Soldi hielt, und keiner von allen ging leer aus. Dafür gaben uns dann die Bürschchen noch bis zum Bahnhofe das Geleite, und namentlich der Kalligraph Felippo Treglia konnte sich, wie ein treues Hündlein, kaum von uns trennen; selbst als der Zug sich schon in Bewegung setzte, sah er uns noch mit seinen großen, dunkeln Augen nach und winkte Abschiedsgrüße.

7.

Die Heimkehr durch Piemont.

Ein Cirkularbillet dürfte einem Professor der Philosophie als passendes Gleichnis für die Lehre vom freien Willen des Menschen dienen. Bekanntlich ist diese Freiheit des Willens Illusion. Was wir auch tun, alles geschieht infolge eines seltsamen Kompromisses zwischen unsern Neigungen und einer verborgenen Notwendigkeit, die auch selbst diese Neigungen mit geheimen Lenkfäden umgarnt hält. Das Merkwürdige ist nur, daß wir uns dabei in der Regel wohl fühlen und als rechte Freiherren unseres Tuns und Lassens.

So war auch mein Cirkularbillet Nr. 23 ein Kompromiß unserer Wünsche und einer ungewünschten, unabweisbaren Lenkung. Nach Rimini und Ancona hatten wir gewollt, und ebenso war die Fahrt über Spoleto nach Rom unserm Reiseplan gemäß; aber über Turin zurückzukehren, wäre uns ohne den Zwang dieses meines Billets nicht von fern eingefallen. Und nun hat gerade dieser Heimweg durch Piemont mir das größte Vergnügen gemacht und gewährt mir in der Erinnerung die Illusion eines freien Entschlusses, auf den ich mir nächstens etwas zu gute tun werde.

Daß wir nun freilich von Rom nach Turin nicht nach Art der Casa Santa durch die Luft flogen, sondern unterwegs — in Florenz — ausruhten von der nächtlichen Eisenbahnfahrt, die dann wieder über Pisa und Genua weiter ging, ist selbstverständlich. Doch habe ich der hier genannten Städte in früheren Schilderungen, zum Teil schon öfter gedacht, und namentlich Florenz ist zu schön, als daß man nur so im Vorbeigehen von seinen Reizen sprechen dürfte.

Ein ganzer Sommertag in einer am mittelländischen Meere hineilenden Eisenbahn zugebracht, mag manchem schrecklich erscheinen. Ich darf aber nicht nur von mir, der ich überhaupt ein großer Freund des Eisenbahnfahrens bin, sondern auch in Berücksichtigung meines lieben Reisegefährten behaupten, daß wir an jenem Tage, wiewohl er sonnenhell war, uns doch keineswegs von der Fahrt belästigt fühlten. Während den drei Wochen, die wir in Italien zubrachten, hatten wir andauernd schönes Wetter, ohne doch eigentlich Hitze erleiden zu müssen, da immer erfrischende, kühle Winde wehten. Von Regen sahen wir nichts als einen herunterrieselnden Nebel in San Marino und einen Hagelschauer, der während einer halben Stunde das römische Pflaster kühlte. Wie es unter solchen Umständen möglich war, daß bei fortwährendem Sonnenschein die Hitze niemals einen übermäßigen Grad erreichte, und daß wir namentlich auch weder von Moskitos, noch von Bremsen oder anderm Ungeziefer auch nur das mindeste zu verspüren hatten, ist mir trotz jener kühlenden Winde kaum begreiflich. Es war ein Glücksfall, den wir ohne tieferes Nachdenken dankbar uns gefallen ließen. Die Insektenwelt hat sich uns ein einziges Mal aufgedrängt und da mit einem wahrhaft entzückenden Schauspiel. Es war bei der nächtlichen Fahrt von Turin nach Mailand. Milliarden von leuchtenden Johanniskäferchen

lagen und schwirrten als ein unabsehbares Heer glühender Lichtlein zu beiden Seiten der Bahn in den endlosen Gefilden der lombardischen Ebene. Man freut sich bei uns schon, wenn man auf nächtlichem Spaziergang von Zeit zu Zeit im Gebüsch das elektrische Leuchten eines einzigen dieser Tierchen bemerkt. Hier nun waren die Wiesen dicht besäet, so weit nur das Auge reichte. Die ganze nächtliche Landschaft flimmerte, als ob der Erdboden ein zweiter, aber tausendmal reicherer Sternenhimmel geworden wäre. Ich bin erstaunt, dieses Schauspiel noch nirgends in Schilderungen Italiens beschrieben gefunden zu haben, während in allen Büchern vom phosphoreszierenden Meerleuchten viel Aufhebens gemacht wird. Ich kenne auch dieses; aber dieser Anblick war unsagbar schöner, da jede Veränderung der Bodenerhebung, das Emporragen kleiner dunkler Waldinseln aus den lichtsprühenden Wiesen, der Lauf eines durch seine diamantenbesäeten Ufer sich schlängelnden Baches immer neue Abwechslung in diese nächtliche Symphonie von Licht brachte. Erst, wo gegen Mailand hin die bewässerten Reisfelder beginnen, hörte dieses prächtige Schauspiel auf, indem die Tierchen natürlich die unter Wasser stehenden Felder meiden. Dagegen kann man es auch in einigen Teilen des Kantons Tessin beobachten, z. B. in den großen Gartenanlagen des „Hotel de l'Europe“ in Paradiso-Lugano. Wie stark der Glanz ihres Glühens ist, mag auch aus dem Umstande geschlossen werden, daß wir auf dieser Eisenbahnfahrt des herrlichen Anblickes in einer Vollmondnacht uns erfreuen durften; wie mag er erst zauberhaft sein in völlig dunkler Nacht!

Doch nun zurück zur Ankunft in Turin. Dieselbe war etwas verspätet durch einen ungefährlichen Eisenbahnunfall, den wir, nur wenige Meilen von Turin entfernt, zum Glück

in der angenehmsten Gegend erlebten. Die Lokomotive hatte schon eine Weile eigentümlich asthmatisch gekeucht; plötzlich ließ sie drei gellende Notpfiffe erschallen. Ein resoluter Italiener, der sich mit uns im Waggon befand, sprang ohne Besinnen sofort aus dem in seiner Fahrgeschwindigkeit gemäßigten Zuge und konnte sich, obgleich taumelnd, doch auf den Füßen halten. Im nächsten Augenblick spürten wir einen Ruck und Stoß, und der Zug stand still. Alles stieg aus. Die gras- und blumenreiche Böschung zu beiden Seiten der Bahn wurde bald von herbeilaufenden Landleuten aus dem nahen Dorfe Villanova besetzt. Ihnen bot der kleine Unfall ein sichtlich angenehmes Schauspiel. Denn nun konnten sie sich einmal das Volk der Fremden, namentlich die Damen in ihrer städtischen Tracht, so recht nach Herzenslust beschauen. Ein moderner realistischer Maler hätte hier zu einem figurenreichen Genrebilde ergiebigen Stoff gefunden. Um die gebrochene Lokomotive standen, verlegen in den Haaren krauend, die Bahnbeamten. Eine junge Engländerin benützte die Gelegenheit, sofort von der Wiesenböschung einen Feldblumenstrauß zu pflücken. Mit wichtiger Miene erteilte ein zufällig in der ersten Klasse fahrender höherer Ingenieur den Beamten gute Ratschläge. Hiezu nun die hübschen Bauernmädchen, die sich heimlich kichernd die Tournüren der eleganten Damen betrachteten, und die Bauernjungen, die mit einer gewissen Andacht an den zigarettenrauchenden Herren emporsahen, wirklich, das Ganze war eine Art Eisenbahnidyll, bei dem kein Verdruß über die verspätete Ankunft in Turin aufkommen konnte. Übrigens dauerte es nicht viel mehr als eine halbe Stunde, bis eine Hilfsmaschine anlangte, die, hinten angekoppelt, unsern Zug durch Schieben an den Ort seiner Bestimmung brachte.

Turin gefiel uns außerordentlich gut. Es ist ja keines-

wegs jenen alten Städten Mittelitaliens zu vergleichen, einem Perugia, einem Siena oder Orvieto, wo auf Schritt und Tritt mittelalterliche Kunst und Geschichte dem Besucher so zahlreiche Eindrücke verschaffen, daß er kaum Augen genug hat, all die Schönheiten in sich aufzunehmen. Es ist vielmehr eine Stadt von ganz modernem Zuschnitt. Indessen sind doch die Häuserfronten in den großen, breiten Straßen im guten italienischen Geschmack angelegt und präsentieren sich sehr stattlich. Auch die Regelmäßigkeit der geraden Straßenzüge hat nicht das Langweilige, das in ähnlich gebauten deutschen Städten, wir denken an Karlsruhe, selbst auch an Berlin! — so bald ermüdet. Denn hier verbindet sich mit dieser Regelmäßigkeit der Sinn fürs Großartige, der sich besonders durch die riesenhaften Dimensionen vieler öffentlicher Plätze mit zahllosen stolzen Denkmälern zu erkennen gibt. Nicht alle diese Monumente sind gelungene Werke; doch haben sie alle etwas ungemein Phantastisches und hiedurch Unterhaltliches, so z. B. der aus Tuffsteinen gebaute Berg, der mit den an ihn hingelagerten reckenhaften Gestalten nackter Titanen eine Allegorie auf den Durchstich des Mont Cenis vorstellen soll, oder das Bronze-Denkmal Ferdinands von Savoyen, der in dem Augenblicke aufgefaßt ist, als, in der Schlacht von Novara, das tödlich getroffene Pferd unter ihm zusammenbricht, ganz zu schweigen von den unzähligen Standbildern, welche andere Herrscher des savoyischen Hauses, oder die großen Männer neuerer Zeit, wie Cavour, Garibaldi, den Philosophen Gioberti u. s. w., verherrlichen.

Auch fehlt es der Stadt keineswegs an sehr schönen alten Palästen, unter denen der neben dem königlichen Schlosse mit vier mächtigen Ecktürmen emporragende Palazzo Madama durch die Pracht seiner Marmorfassade wohl der bedeutendste ist. Und welch ein fabelhaft erdachtes Mausoleum für Viktor

Emanuel ist soeben noch im Bau begriffen, doch seiner Vollendung schon nächstens entgegensehend. Es erhebt sich an Stelle der bisherigen Synagoge als ein riesenhafter quadratischer Bau, an dessen übereinandergetürmten Stockwerken die Grundform des Erdgeschosses mit ihren zahllosen roten Säulen immer wieder in verjüngten Maßen sich wiederholt, bis endlich das Ganze in eine Turmspitze ausläuft, die alle andern Türme der Stadt an Höhe übertrifft.

Nun nehme man zu so vielen Reizen einer originellen Architektur die Schönheit der Gegend. Überall blicken die nächsten grünen Höhen in die breiten Straßen herein, durch die der angenehme freie Luftzug eines Berglandes streicht. Die vom Mont=Cenis herströmende Dora Riparia vereinigt bei der Stadt ihr frisches Alpenwasser mit dem ebenfalls noch jugendlichen Po. Prächtige Brücken führen hinüber nach aussichtsreichen Hügeln, auf deren einem das Kapuzinerkloster liegt, von wo aus der Blick die Alpenkette erreicht, während von der stolzesten dieser Höhen die berühmte Superga, die Grabkirche der Könige des Hauses Savoyen, als stattlicher Kuppelbau ins Land hinausleuchtet.

So ist die helle und saubere Stadt beschaffen, von der dem übrigen Italien das Heil gekommen ist. Und wenn man ihre Bewohner wohl schon „die Preußen Italiens“ genannt hat, so mag dieser Vergleich bestehen bleiben hinsichtlich der politischen Kraft, die, wie in Deutschland von Preußen, so in Italien von Piemont aus in die Adern des ganzen Volkes hinübergeströmt ist; aber das mögen mir preußische Leser nicht übel nehmen, wenn ich in gesellschaftlicher Beziehung den Vergleich nicht als zutreffend anerkenne, indem das liebenswürdig natürliche und ungezwungene Wesen der Turiner sich doch sehr unterscheidet von der die Regel bildenden Zugeknöpftheit der im übrigen so hochachtbaren,

voll verborgener trefflicher Eigenschaften steckenden Norddeutschen. Wir sind doch auch hier noch unterm Himmel des Südens, wie wir dies so angenehm erfuhren, als wir auf einem der großen Plätze einen Teil der wundervollen Mainacht zubrachten und zugleich einer Operettenvorstellung „Notte e giorno“ beiwohnten, die unter dem freien Sternenzelte auf offenem Markte stattfand. Da gab es keinen Billetcerberus; „libero ingresso“ war die Losung, d. h. wer sich hinsetzte, der gab damit zu erkennen, daß er auch eine Kleinigkeit genießen werde, eine Tasse Kaffee oder Gefrorenes. Und dies berechtigte, der Vorstellung beizuwohnen, die einen glänzenden Verlauf nahm, indem die Sänger und Sängerinnen, bei elektrischer Beleuchtung spielend, über so kräftige Stimmmittel verfügten, daß sie über den ganzen Platz hin gut gehört wurden. Auch wurden die recht hübschen Melodien der Operette von einem ausgiebigen, künstlerisch spielenden Orchester begleitet. So etwas nenne ich ein Sommertheater, nicht den Widersinn, daß man sich im Sommer abends in einen Saal hineinpfercht. Dafür zählten aber auch die Zuhörer in Turin nach Tausenden, und der Kaffeewirt, vor dessen Hause die Vorstellung stattfand, machte glänzende Geschäfte.

Von den an Kunstschätzen überreichen Städten Mittelitaliens herkommend, hat man nicht viel Zutrauen zu den Museen Turins. Ohne hier mehr auf Einzelheiten ausführlich eintreten zu wollen, möchte ich doch jedem, der nach Turin kommt, raten, den Besuch sowohl der Gemäldesammlung (herrlichste Meisterwerke von Paul Veronese und Van Dyck), als auch besonders den des Museo Civico nicht zu unterlassen. Welche Sammlung wunderbarer Malereien auf Glas vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, welche Holzskulpturen und Kunststickereien hat dieses Museum und

dann wieder welche mit rührender Pietät gesammelten Erinnerungen an das Wirken großer Bürger, so z. B. in einem besondern Saale alle die Ölbilder, Aquarelle und Handzeichnungen, zu denen Massimo d'Azeglio in einem allerdings langen Leben neben seiner so wichtigen Tätigkeit als Staatsmann, publizistischer Schriftsteller und Gelehrter noch Zeit fand. Hier liegen auch unter Glas berühmte Handschriften, z. B. Silvio Pellicos Manuskript der „Francesca von Rimini" und der Memoiren „Le mie prigioni." Wir verließen das Museum mit dem Bewußtsein, hier unter Umständen den Stoff zu tagelangem erfreulichstem Studium zu finden, und ich füge nur noch bei, daß die ehemalige Residenz- und Universitätsstadt Turin noch andere wichtige Sammlungen besitzt, wie z. B. jene 20 000 Handzeichnungen der Privatbibliothek Viktor Emanuels, unter welchen man auch Blätter von Mantegna und von Lionardo da Vinci bemerkt.

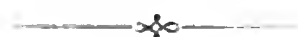
So ist Turin, das man gewöhnlich nur „eine nun verlassene Residenz" und zuweilen sogar „eine bloß für Handlungsreisende interessante, ganz moderne Stadt" nennen hört. Ich meinesteils wünsche mir von Herzen, diese frohmütige und schöne Stadt noch einmal zu betreten.

Den schönen Abschluß unserer Reise in Italien bildete auf der Heimfahrt ein Spaziergang, den wir von Göschenen aus durchs Urnerloch nach Andermatt unternahmen, und an den sich andern Tages — es war der letzte Sonntag im Mai und das schönste Wetter — ein müheloses und vergnügtes Niedersteigen von Andermatt bis Station Erstfeld schloß. Auch Brahms fand, ein solches Naturbad sei nach einer Reise durch die Städte und Kunststätten Italiens doch

ein gut Ding, besonders wenn, wie in diesem Falle, der „Alpensport" kein Bergan-schreiten verlangte, sondern nur ein behagliches „sich zu Tal rollen lassen," auf das er sich bei seiner Korpulenz meisterhaft verstand. Wie sprangen, uns zu gutem Beispiel, so frisch von all den Bergen die rieselnden Bächlein, die den weißen Sprudelschaum ihres klaren Wassers den Wellen der grünschimmernden, in der Tiefe tosenden Reuß vermischten! Wie sang das ganze Tal im Sonnenschein und Maienschmuck einen großen sonntäglichen Hymnus, in den auch mein Herz einstimmte mit freudigem Heimatsgefühl! Denn auch diese glücklich beendigte Fahrt hat, wie noch jede frühere, schließlich nur dazu beigetragen, mir die unvergleichlich schöne Natur unseres Alpenlandes noch lieber als bisher zu machen und mich bei aller Bewunderung Italiens mit innigem Glückesbewußtsein zu erfüllen über mein schweizerisches Heimatrecht.



Rösselsprünge in Ober-Italien.





„Falls Sie früher als ich nach Riva kommen, so bestellen Sie mir wohl ein Zimmerchen, und ich finde Sie hoffentlich noch höchst vergnügt bei einem Glas Wein, wenn ich spätestens mit dem letzten Zug über Mori komme.“

Diese Zeilen einer Postkarte, die mir Brahms im Frühling 1890 aus Wien schickte, wurden das Signal zu behaglichen Kreuz- und Querwanderungen, die wir miteinander vom Gardasee aus östlich bis nach Padua, westlich nach Bergamo und zur Villa Carlotta am Comersee, südlich nach Cremona und Parma ausdehnten, wobei es uns nicht darauf ankam, dieselben Orte, z. B. Brescia, Verona, ein paarmal zu berühren, so daß, wenn man auf der Landkarte nachsehen wollte, unsere damaligen Fahrten sich wirklich wie die wunderlichen Züge eines an einer Rösselsprungaufgabe laborierenden Schachspielers ausnehmen würden. Da gab's kein biglietto circolare, keinen geordneten Reiseplan. Die jedesmalige Laune des Tages sollte das Reiseziel bestimmen. Freilich waren es zwei Launen zweier etwas eigenwilliger Köpfe, doch glücklicherweise nie üble Launen, sondern gute, die hübsch ineinanderspielten. Und wenn wir auf dieser Reise auch manche weltbekannten Orte berührten, über die sich nicht mehr viel Neues sagen läßt, so führten uns einzelne Ausflüge doch auch häufig seitab von den meistbegangenen Touristenpfaden zu allerlei Schönem in Natur und Kunst, wovon zu sprechen der Mühe lohnt.

Von hiebei empfangenen Eindrücken nun handeln die folgenden Skizzen, von denen ich die paar ersten unterwegs fixierte, als ich allein dem Stelldichein in Riva entgegenreiste.

1.

Brissago.

Es gibt eine spanische Romanze, — sie dürfte in der Havanna gedichtet worden sein — nach welcher Adam, als er aus dem Paradiese getrieben wurde, noch dicht an der Pforte, wo der Cherub mit dem Flammenschwerte stand, sich nach einem Kraute gebückt und ein Pflänzchen als Andenken an den Garten Eden mitgenommen habe in das arbeits- und drangvolle heiße Leben, das ihm draußen bevorstand. Die Tabakpflanze sei es gewesen. In Brissago nun, wo aus dieser Pflanze die bekannten dünnnen, langen, schwarzen Glimmstengel mit dem Strohhalm in der Mitte, diese stärksten schweizerischen Virginiazigarren, bereitet werden, scheint der Tabak wieder in seine mythische Heimat zurückgekehrt zu sein. Denn Brissago — es liegt keine Übertreibung in diesem Vergleiche — ist ein irdisches Paradies. Ich habe doch die schönsten Gegenden der Toscana und Umbriens gesehen und die Küste von Neapel abwärts nach Amalfi und Salerno; Brissago, das reizvolle Nest am Lago Maggiore, braucht sich nicht zu verstecken vor dem Blicke des Reisenden, der aus den genannten berühmtesten Landschaften des Südens zurückkehrt.

Ein Nest nenne ich es nur, weil dort der Wandervogel gern nisten möchte. Eigentlich ist es längst nicht mehr das einfache Fischerdorf, das es gewesen sein mag, bevor die beiden großen Fabriken, welche viele hundert Zigarrenarbeiterinnen beschäftigen, dort angelegt wurden. Dies Gewerbe brachte Wohlstand in die terrassenförmig bergan gelagerte

Ortschaft, einen Wohlstand, der nicht etwa bloß den großen Fabrikanten, sondern der ganzen Bevölkerung zu gute kam. Daher sind dort nicht nur die herrlichen Villen der reichen Leute mit den Gärten voll Kamelien- und Magnolienbäume dem Auge erfreulich; auch die Wohnungen des einfacheren Volkes deuten auf Behagen. Und schlendert man an einem Sonntag Nachmittag, wie ich es tat, auf der Mittelstraße durch den weitläufigen Flecken, so wird solches Behagen nicht bloß dem Auge, auch dem Ohre bemerkbar. In den Gärtchen unten am See, auf den flachen Terrassen oder auf Loggien und Balkonen der Häuser jubelt Lebensfreude; von überall her singt es und klingt es. Dort unter dem duftenden Myrtengebüsch drehen sich vier oder fünf Mädchen im improvisierten Tanz zur Musik einer zufällig vorüberziehenden Handharmonika oder eines Leierkastens. Wie flattern ihre roten und gelben seidenen Kopf- und Brusttücher, wie blinken die schweren silbernen Nadeln im Geflecht der dunkeln aufgesteckten Zöpfe! Oder plaudernd und lachend kommen sie einem in Scharen entgegengezogen, diese festtäglich geputzten und auch festtäglich gestimmten, bis zum Übermut lustigen Zigarrenarbeiterinnen, so daß man dem Chor aus Bizets „Carmen" zu begegnen glaubt. Und zu alledem rauscht unten aus der Tiefe der herrliche See, und die auf dem jenseitigen Ufer sich erhebenden hohen, steilen Gebirge zeigen ihren höchsten Kamm noch beschneit, während um so blauer der Himmel darüber sich wölbt, uns aber die laue Luft des Frühlings, des italienischen Frühlings, umfächelt. Brissago selbst liegt am Nachmittag im Schatten des gewaltigen Gebirgsstockes, der sich gegen das eigentliche, d. h. das politische Italien hinabsenkt; eigentlicheres Italien aber als in diesem Grenzdorfe kann es nicht geben. Man stelle sich nur vor die stattliche Kirche, zu deren Portal eine Allee uralter

mächtiger Cypressen mit dunkelsten Wipfeln führt; steile, gepflasterte enge Dorfwege gehen von dort hinunter an den Strand, wo die Schiffe liegen und die Netze trocknen. Eben hat ein von Locarno kommender Dampfer angelegt und unter andern einen jungen schweizerischen Wehrmann nach beendigter kurzer Dienstzeit in Bellinzona heimgebracht. Ein Mädchen, schlank wie eine Gazelle, hat ihn erwartet, den Glücklichen! Jetzt nimmt sie ihm sein Gewehr ab. In der Linken trägt sie es, während sie ihren rechten Arm in den seinen legt und nun, leichten zierlichen Ganges, wie ihn nur diese Zoccoli tragenden Italienerinnen zeigen, geht sie mit ihm wie im Triumph zum freundlichen Hause. Wir bemerken, daß es eine Osteria ist und können der Versuchung nicht widerstehen, dort auf der Terrasse uns bewirten zu lassen.

Wir fragen scherzend die Schöne nach dem jungen Krieger, der wohl ihr Mann oder ihr Bräutigam sei. „È il mio fratello“, antwortet sie munter. Und so kindisch sind wir, uns zu freuen, daß es nur der Bruder war, als ob uns das was helfen könnte!

Ein wunderschöner Weg führt in ungefähr einer Stunde immer dem See entlang, auf vortrefflicher Straße über die politische Grenze nach Italien. Es war der Mühe wert, ihn zu gehen. Eine alte verlassene, freilich auch verschlossene Kirche liegt unten am See. Rechts in die Felsen sind da und dort Keller mit Weinschenken gebaut, sogenannte Grotti, vor denen lustiges Volk saß. Lustig war auch die Benennung solcher Grotti: Eine dieser Schenken hieß „Zum Berge Tabor!“, eine andere „Carmelo“ und wieder eine „alle delizie“, . . . („Zu den Wonnen“, als ob Armidas Zaubergärten in der Tiefe dieser Grotte verborgen lägen). Das Volk, das sich da herumtrieb, auch wieder vorherrschend Zigarrenarbeiterinnen mit ihren Liebhabern, war fröhlich,

aber niemand betrunken; keine Roheit fiel vor. Dann einsame Strecken, wo da und dort wilde Bergbäche von den dunklen Felsenabhängen herunterrauschten und unter einem gemauerten Bogen der Straße den See erreichten. Drüben glänzten noch Dörfer und Villen bis gegen Luino hinab im hellsten Sonnenschein, während unser Ufer schon eindämmerte. Eben war es sieben Uhr abends, als wir die Grenzbrücke überschritten hatten. Ein hübscher Unteroffizier der Grenzwache machte soeben eine ungeheuer lange Kette los, die zusammengerollt um einen der steinernen Pfosten lag. Was er damit vorhabe, fragten wir ihn. Wir sollten es alsobald sehen. Quer spannte er sie über die Straße, und dann steckte er Signallaternen auf, damit allfällig des Weges kommende Fuhrwerke das eiserne Hindernis rechtzeitig bemerken könnten. Es gruselte uns, wenn wir an einen Velozipedisten dachten, der, vielleicht in rasender Eile daherkommend, an diese Kette schmettern dürfte, bevor er sein Reitrad zum Stillstand gebracht. Jedenfalls aber war es belustigend, einmal dabei zu sein und zuzusehen, wie Italien für die Nacht zugesperrt wird.

Wir kehrten nach Brissago zurück; ein später Dampfer führte uns nach Locarno und Bellinzona, während wir noch immer von den „delizie“ dieses Paradieses träumten, in dem ich einen der harmonischesten Tage aller meiner Reisen in Italien zugebracht habe.

2.

Mit der Straßenbahn von Brescia nach Salo.

Die vielen, oft sehr weite Strecken durcheilenden Straßeneisenbahnen fleißig zu benützen, möchte ich jedem raten, der Ober-Italien bereist. Und — um das gleich zu erwähnen — nehme man doch auf solchen Straßenbahnen ja nicht erste

Klasse; die unnötige Mehrausgabe hat höchstens zur Folge, daß man auf heißen Polstern allein reist, während man in den sehr hübsch (und auch für Gepäckversorgung ausreichend bequem) eingerichteten Wagen zweiter Klasse auf den kühlen und geschickt konstruierten Holzbänken sich immer in der angenehmsten Gesellschaft befindet. Herren der höheren Stände, wenn sie mit Damen reisen, nehmen allerdings erste Klasse; allein reisend, gesellen sie sich dem Mittelstand und dem niederen Volk, und so bildet ein solcher Straßenbahnwagen ein rollendes Konterfei eines Idealzustandes der Menschheit, bei dem die Schranken bürgerlicher Klassenabsperrung gefallen sind. Geistliche, Offiziere und Soldaten, Gutsbesitzer mit ihren Frauen und Töchtern, Pächter und Tagelöhner, Städter, die sich auf dem Lande einen guten Tag machen wollen, Dorfmatadoren aller Art: der Landarzt, der Notar mit seinen Gehilfen, der Aufseher der lokalen Zollbehörde (dazio), der Apotheker, der Schullehrer, wandernde Hausierer — kurz, alle möglichen Berufsarten und Typen des Volkes sind vertreten; hieran mag man ermessen, welche einzige Gelegenheit man auf einer solchen Fahrt erlangt, mit dem Volksleben dieser Leute bekannt zu werden. Und wie gern sie sich mit dem Fremden ins Gespräch einlassen! Wie sicher man ist, niemals der leisesten Unhöflichkeit ausgesetzt zu sein! Wie viel man erfährt über lokale Verhältnisse der Gegend, die man soeben durcheilt! „Nein, das müssen Sie nicht bedauern, daß hier der Zug nicht hält und Sie diese Kirche nicht besuchen können“, sagt z. B. ein junger Arbeiter zu uns; „von außen sieht sie ja ganz ansehnlich aus. Aber sie ist im stilo barocco gebaut und auch die Bilder drin sind ohne Bedeutung.“ Ja, wo der einfache Mann aus dem Volke den Unwert des Barockstils kennt und Gemälde beurteilt, da darf man allerdings getrost mit dem zweiten Platz

(in Straßenbahnen unserer dritten Klasse entsprechend) vorlieb nehmen, denn solche Kultur hält rohere Instinkte in Schranken, gar nicht zu gedenken der sprichwörtlichen Enthaltsamkeit der Italiener von Wein oder Schnaps.

Eine der empfehlenswertesten Straßenbahnen fährt in zwei bis drei Stunden von Brescia durchs Gebirge nach Salò, einem Fischerstädtchen am Gardasee. Ich habe die Fahrt hin und zurück gemacht, beide Male mit dem größten Vergnügen. Das erste Mal setzte sich ein älterer Geistlicher mir gegenüber, einer jener dem bequemen Lebensgenusse nicht abgeneigten gemütlichen Landpfarrer, die niemals in den vorderen Reihen der ecclesia militans fechten. Er hatte seinen Platz gewechselt, damit ihm die Sonne nicht durch ein Wagenfenster in den Nacken scheine, was nach überall in Italien herrschenden Begriffen für sehr schädlich gilt. Die Italiener sind überhaupt merkwürdig reich an diätetischen Verhaltungsmaßregeln, die sie fortwährend im Munde führen und nach denen sie sich richten.

Die kleine Lokomotive brachte unsern Wagenzug mit großer Raschheit vorwärts; zuweilen flogen die Landhäuser und Bäume nur so an uns vorüber. In die Ortschaften kam man mit solcher Eisenbahn doch ordentlich hinein, wie mit einem gewöhnlichen Straßenfuhrwerk. Hielt der Zug, so hatte man also nicht, wie auf der großen Eisenbahn, ein langweiliges Bahnhofgebäude gegenüber mit den bekannten Inschriften und Signalpfählen, sondern man befand sich mitten in der belebten Straße eines Städtchens oder eines Marktfleckens, sah den Leuten in die Fenster, plauderte mit den Handwerkern, die unter dem Porticus ihres Hauses saßen, konnte sich von dem Wirtstöchterchen zum „Agnello“ — sie war selber ein schwarzgelocktes Lamm — ein Gläschen Turiner Wermut in den Wagen reichen lassen und tauschte

endlich bei der Abfahrt mit dem versammelten Publikum das beliebte „Tschau“, dessen Etymologie mir der Pfarrer erklärte als Verstümmelung von „schiavo“; „Tschau“, der allgemein in Italien übliche vertraute Gruß, heißt also: „Ich bin Ihr Sklave“, der „Servus“ der Ungarn. Diese Erklärung wurde mir auch von anderen Personen bestätigt; ob sie die richtige ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Schon gleich hinter Brescia hielt sich die Bahn dem Gebirge so nahe, daß mich der Pfarrer auf die verschiedenen weißen Stellen an den Abhängen aufmerksam machen konnte, wo man mit Erfolg nach Marmor zu suchen begonnen hat. Nach und nach stiegen auch rechts Hügel und Berge empor, und die Bahn, der alten Poststraße folgend, erklomm, durch ein wunderschönes Tal in Windungen sich hinanziehend, die kleine Paßhöhe der Voralpen (monte pennino), welche in ihren letzten Ausläufern die Provinz Brescia vom Gardasee scheiden. Als nun die Höhe erreicht war, welcher zauberhafte Blick tat sich da auf hinunter nach dem Golf von Salo mit der vorgelagerten Insel Garda, eigentlich „Isola dei Frati“, und mit dem vom jenseitigen Ufer herübergrüßenden schneebedeckten Monte Baldo!

Durch Olivenhaine, wie sie selbst bei Tivoli nicht schöner vorkommen, ging nun die Niederfahrt mit fast gefährlicher Schnelligkeit vor sich. Der Pfarrer wenigstens seufzte schwer, als der Zug an schauerlichen Abgründen und über Brücken und Viadukte dahinsauste, und der Umstand, daß der Lokomotivführer und der Heizer in Disput gekommen waren „über eine Kleinigkeit“, wie uns der Schaffner versicherte, trug auch nicht dazu bei, das Sicherheitsgefühl der Passagiere zu erhöhen. Doch hob sich die Stimmung im Waggon bald wieder sogar zu ausgelassener Lustigkeit, als ein junger Bauer, welcher der ganzen Gesellschaft eine sentimentale Geschichte

erzählte, die sich in seiner Heimat sollte zugetragen haben, in seiner Erzählung auch eine arme junge Frau auftreten ließ, welche fünf Kinder habe, von denen das älteste erst vier Jahre alt sei. Namentlich mein Pfarrer verspottete den Erzähler, indem er ihm die physiologische Unmöglichkeit des Falles vorrechnen wollte. Einen Augenblick war der Bauer verdutzt; plötzlich aber erklärte er, der Herr Pfarrer vergesse, daß es auch Zwillinge und Drillinge geben könne, und nun hatte er wieder die Lacher auf seiner Seite, da er diese Ausrede seiner Geistesgegenwart auf besonders drollige Art vorbrachte. Ein anderer Bauer hatte in Brescia neue Schuhe eingekauft für acht Franken und ruhte nicht, bis jedermann im Wagen, auch der forestiere — das war ich — die Schönheit der Schuhe gelobt und den billigen Kauf gutgeheißen hatte. Doch gestehe ich, daß ich den Schuhen nicht die rechte Aufmerksamkeit schenkte, da die Niederfahrt bei jeder neuen Windung der Bahn immer wieder ungeahnte landschaftliche Schönheiten enthüllte, zu denen besonders auch die zahllosen Gehöfte gehören, die alle Hügel und Abhänge und Schluchten dieser malerischen Küste aufs lieblichste beleben.

In Salo wird vor dem Städtchen ein großer Gasthof gebaut, der dazu dienen soll, die Ortschaft zu einer wichtigen Frühlings- und Herbststation für Kurgäste zu machen. Dermalen war sie es noch nicht. In dem Gasthof Gambero („Krebs"), wo ein alter, sehr liebenswürdiger Padrone väterlich für meine leiblichen Bedürfnisse sorgte, war man doch so wenig darauf gefaßt, einen Fremden als Logiergast zu erhalten, daß der Wirt einen Brief, der Tags zuvor für mich angekommen war, nicht angenommen hatte, und die Post, wo ich ihn alsobald reklamieren wollte, ist viele Stunden des Tages geschlossen, so daß ich manchen vergeblichen Gang zu tun hatte, bis ich meinen Brief noch glücklich in dem

Augenblick mir rettete, als er bereits wieder nach der Schweiz zurückkehren sollte, als unbestellbar. Um so mehr hatte ich Gelegenheit, das ziemlich volkreiche Uferstädtchen kennen zu lernen. Am stattlichen Tribunalgebäude brachte mich die Inschrift: „Non nobis, Domine, non nobis!“ auf die nahe liegende Vermutung, die Psalmstelle: „Herr! gehe nicht mit uns ins Gericht!“ sei gemeint, was mir einigermaßen naiv und komisch vorkam, indem hiedurch die Vorstellung erweckt würde, als ob es von einer höheren Macht und nicht vom sittlichen Willen und Wohlverhalten der Bürger abhinge, ob sie mit dem Gericht in unliebsame Berührung kommen. Nachträglich wurde ich belehrt, daß die betreffenden Worte das Bruchstück einer andern Psalmstelle sind (Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam), also eine bloße Lobpreisung Gottes bedeuten. Aber auch wenn meine erste Voraussetzung richtig gewesen wäre, würde sich bei tieferem Nachdenken der erste komische Eindruck des Spruchfragments verlieren. Besonders Anhänger einer Philosophie, welche den freien Willen des Menschen leugnet, werden dieses Stoßgebet sogar tiefsinnig und ganz berechtigt finden. Und wer möchte leugnen, daß namentlich so heißblütige Menschen wie die Italiener nie sicher sind, ihr Lebtag ohne Konflikt mit den Gesetzen durchzukommen?

Für die Aussicht über den Gardasee ist Salo nicht der schönste Punkt; denn, wenn man unten im Städtchen ist, wird einem durch die stark vorgeschobene südliche Landzunge, welche den kleinen Golf bildet, der Blick sehr eingeengt. Aber um der Straßenbahn willen könnte ich Salo als einen herrlichen Aufenthaltsort empfehlen. Als Kurgast würde ich dort alle Tage wenigstens einmal auf die erwähnte Paßhöhe hinter der Stadt — bis Station Tormini — für wenige Soldi hinauffahren. (Die ganze mehrstündige Fahrt bis

Brescia kostet nur 1 Fr. 30 Cts.) Und dann würde ich in jener entzückenden Fernsicht schwelgen und zu Fuß ganz allmählich und bequem, den Windungen der schönen Bergstraße folgend, wieder nach der Stadt hinabgehen (höchstens eine Stunde Wegs). Lohnend ist auch der Ausflug im kleinen Boot nach der nahen Isola dei Frati mit ihrem Garten voll schöner südlicher Bäume und Sträucher. Da der Gardasee ziemlich regelmäßig einsetzende Winde hat, z. B. um elf Uhr vormittags, wähle man ein Segelboot.

3.

Auf dem Gardasee.

Der große, edle Gardasee hat außer seiner geographischen Lage auch eine literarische, oder sagen wir lieber: eine erinnerungsvolle im Land der Poesie und der Träume. Ihn umweben schöne alte Märchen und Sagen mittelalterlicher Dichter, z. B. die Gestalten des mittelhochdeutschen Volksepos von Wolfdietrich und Hugdietrich. Von hier war auch der Recke Hildebrand gebürtig, der Dietrich von Berne Heerfolge leistete. Und wie spielen Dichterträume und geschichtliche Wirklichkeit ineinander über in dem Leben jener Kaisersbraut Adelheid, der Witwe Lothars, die in einem Turm am Gardasee von dem von ihr verschmähten Usurpator Berengar II. von Friaul gefangen gehalten wurde, bis der deutsche Kaiser Otto I. sie befreite und dann freite (951). So war mir dieser See, lange Jahre, bevor ich zum erstenmale ihn in Wirklichkeit schaute, ein liebes Wasser, wie es dem Hindu sein Ganges sein mag, dem Palästinapilger der Jordan oder der See Genezareth.

Der diesmalige Besuch war nun freilich nicht mehr mein erster. Vor Jahren hatte ich das Südende des Sees kennen gelernt, war an der Insel Sermione, Catulls Sirmio, von

Desenzano aus im kleinen Ruderschiff gelandet. Sehnsüchtig hatte ich damals über die weite flimmernde Spiegelfläche gen Norden hingeblickt, wo so schöne Felsenformen die Ufer begrenzen, und eine damals nicht tunliche Fahrt bis nach dem österreichischen Riva hinauf hatte ich mir fest vorgenommen für ein künftiges Jahr.

Nun durfte sich diese Sehnsucht erfüllen, und die Erfüllung blieb hinter der Erwartung nicht zurück.

Ein Dampfer, „Benaco," auf den alten Namen des Sees getauft, führte mich am schönsten Frühlingsmorgen aus der Bucht von Salo hinaus in die dort größte Breite des Sees. Am Bugspriet trug das Schiff, noch vom Palmsonntag her, den Schmuck eines Olivenzweizes; nicht viele Reisende belebten das Verdeck. Um so freier konnte man sich bewegen und nach allen Seiten Ausblick halten. Dort gegenüber, am östlichen Ufer, erhebt der Monte Baldo, schon von antiken Dichtern besungen, seinen bis in den späten Frühling hinein beschneiten Gipfel. Solcher Bergschnee in einem Lande, wo am westlichen Gestade die reichsten Limonengärten voll ihrer soeben reifen gelben Früchte sich hinziehen, wirkt auf die Phantasie nicht erkältend, nur erfrischend. Rein war die Luft und gestattete die weiteste Fernsicht. Ganz deutlich sah ich im Süden in der lombardischen Ebene draußen den Turm von San Martino delle Battaglie, jenes Erinnerungsmonument, in dessen Umgebung die traurigen Hügel der Massengräber gefallener Österreicher, Italiener und Franzosen sich erheben. Gibt es wohl überhaupt einen Fleck Erde in der ganzen Welt, der so oft mit dem Blute kämpfender Völker gedüngt worden wie diese lombardische Ebene?

Dort lag aber auch — eine freundlichere Erinnerung — die erwähnte Insel Sermione mit ihrem Kirchlein über dem uralten Olivenhain und mit jenen Ruinen eines Palastes

aus der römischen Kaiserzeit. Die Bäder Catulls nennt man diese antiken Thermen. Schwerlich hat der lyrische Dichter ein so stolzes Gebäude einst sein eigen genannt. Aber Bäder mit heißer Mineralquelle dürften es gewesen sein. In diesem Winter der bösen Influenza soll die alte Quelle plötzlich wieder zum Vorschein gekommen sein und zwar, dicht bei der Insel, draußen im See. Gelingt es, sie zu fassen, so dürften die „Thermen Catulls" bald aus ihren Ruinen zu einem modernen Badepalast sich erheben, und Dichtern, die dort für Rheumatismus Heilung suchen, steht es alsdann frei, in Sonetten nachzuweisen, daß die heiße Quelle nichts Geringeres sei als der nach bald zwei Jahrtausenden wieder ausbrechende heiße lyrische Quell des antiken Poetenherzens. — Noch schöner als gegen Süden zeigen sich die beiden Ufer nach Norden. Auf der Brescianer Seite hat man in reizvoller Abwechslung bald hohe, wilde Felsen von kühnen edeln Formen vor sich, bald prächtige kleine Städte und Dörfer, die inmitten der reichsten Vegetation liegen, und denen man einen gewissen, von dem schwunghaft betriebenen Zitronenhandel herrührenden Wohlstand anmerkt. Hier liegen auch eine Menge Villen reicher Familien aus Brescia, Verona u. s. w., und ebenso mehrt sich die Zahl der Fremdenpensionen, indem an diesem warmen Ufer namentlich Familien aus Deutschland die Frühlings- oder Herbstsaison mit Vorliebe zubringen.

Auf dem östlichen Ufer ist die Gegend etwas rauher, aber die landschaftliche Schönheit deshalb nicht geringer. Hier erhebt sich vor allem das malerische Malcesine, wo einst Goethe sein erstes italienisches Reiseabenteuer hatte, indem ihn die Bevölkerung für einen Spion hielt und als solchen bedrohte, da er das Kastell von Malcesine abgezeichnet hatte. Dasselbe verdient noch heute, die Hand eines Künstlers in

Bewegung zu setzen, und ich beneidete einen auf dem Verdeck anwesenden Engländer, der dieses wunderschöne romantische Nest durch seinen Photographieapparat aufnahm.

Nähert man sich zuletzt dem österreichischen Städtchen Riva am Nordende des Sees, so sieht man vom Schiffe aus vorher noch den aus dem Ledrotal hervorbrechenden Wasserfall des Ponale und abermals bis nach Riva hin eine prächtige Felspartie, durch die hindurch übrigens eine schöne Alpenstraße angelegt ist.

Als der Dampfer in Riva anlegte, sah ich die breite untersetzte Gestalt und den weißen Bart des Freundes schon von weitem unter den am Strande Harrenden. Doch war auch er eben erst eingetroffen. Fast sein erstes Wort nach der Begrüßung war: „Raten Sie, wie viel Hosen ich anhabe.“ Auf kalter nächtlicher Postfahrt über den Berg von Mori nach Riva hatte Brahms drei Hosen übereinander angezogen und schien sich auf den praktischen Einfall mehr zu gut zu tun als auf seine sämtlichen Kompositionen.

An demselben Abend spazierten wir noch die erwähnte zum Ponale hinführende Alpenstraße hinan; besonders hübsch ist der Blick ins Ledrotal; es erinnert in seiner wilden Einsamkeit schon an gewisse Waldtäler der Abruzzen, namentlich dort, wo über die dunkle Schlucht des Ponale eine nicht ganz fertig gezimmerte Holzbrücke hinüberführt. Wahre Schmugglerpfade führen von dort nach weltverlorenen Bergdörfchen, die, wenn der Winter einigermaßen streng auftritt, manchmal wohl Wochen lang jedem Fuß unzugänglich sein dürften. Bemerkenswert ist auf der Bergstraße ein zur Sperre derselben bei einem Tunnel angebrachtes mächtiges Tor mit Schießscharten, das jedoch nur im Falle eines Krieges geschlossen würde.

Andern Tages machten wir die Rückreise nach Salo

und Brescia teilweise zu Fuß. In dem durch seine zahllosen Limonenpflanzungen ausgezeichneten Städtchen Gargnano verließen wir das Schiff und spazierten über drei und eine halbe Stunde, meist dicht am See, bis nach Salo. Wie lohnend nun auch dieser Weg ist, da er durch eine der schönsten Gegenden Oberitaliens führt, unter anderm an einem prächtigen alten Landhause des Grafen Brettoni vorbei, das man sich gern als die Heimat der Goetheschen Mignon denken möchte, so tut man doch gut, auf die Sonne zu achten, d. h. bei schönem heißem Wetter diesen von den Reisebüchern empfohlenen Weg erst am späten Nachmittag zu machen, wenn dieses Ufer im Schatten liegt. Wir freilich litten nicht von der Sonne, da sich dieselbe hinter einen Charfreitags-Dunstschleier verborgen hatte; und doch selbst so konnten wir ahnen, wie heiß ihre Strahlen hier zu sengen vermögen.

4.

Cremona.

Cremona liegt an keiner der beiden großen Eisenbahnlinien, die von Mailand, die eine durch die Lombardei nach Venedig, die andere durch die Emilia, nach Bologna führen. Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Vergnügungsreisende, welche alle möglichen Städte der Lombardei besucht haben, doch niemals nach Cremona gekommen sind. Und doch lohnt sich der Besuch der einst so berühmten Geigenstadt, was, wie ich hoffe, aus der kurzen Schilderung eines Ostersonntages, den wir dort zubrachten, hervorgehen wird.

Wir nahmen von Brescia aus die schnurgerade, südlich nicht weiter als gerade bis Cremona gehende Zweigbahn. Nur Leute aus der nächsten Umgegend, kein einziger Inglese oder Tourist, waren die Reisegefährten. Der Zug hielt alle

Augenblicke auf kleinen Stationen. Fröhliches Landvolk stieg aus und ein. Lustig sind die Schürzen der Mädchen, auf denen in den hellsten Farben oft ganze bildliche Szenen eingewirkt sind, z. B. eine Menge Engelsköpfchen mit kleinen Fittigen, wie man sie auf Murillo-Bildern oder auch auf Gemälden italienischer Meister sieht. Bei uns würde man etwas so Auffallendes höchstens als Karnevalkostüm tragen. Zu dem munteren Wesen aber dieser unbefangenen und anmutigen Geschöpfe paßt es.

Um 5 Uhr nachmittags (am Charsamstag) trafen wir in Cremona ein. Schon von weitem war uns ein gewaltiger Turm aufgefallen, der die zahlreichen andern Türme der Stadt wie ein düsterer Riese überragte. Es war der Torrazzo, im 13. Jahrhundert erbaut, der höchste Turm Italiens. In einem so flachen Lande, wie die lombardische Ebene, sind Turmgiganten doppelt berechtigt. Als ich andern Tags ihn bestieg — welche unermeßliche Aussicht gewährte er mir! Gen Süden bis nach Parma hinunter und hinüber zum ligurischen Apennin, auf dessen Abhängen Correggios Heimat liegt und das ominöse Canossa ..... gen Norden bis zu den Ausläufern der Voralpen, von denen wir eben herkamen. Und westlich und östlich zahllose kleine Städte und Dörfer in der rötlich dampfenden Ebene. Dabei ist die Besteigung auch dieses Turmes (wie der meisten italienischen Türme) keine sonderlich beschwerliche, da bis in die höchste Höhe gute, hinlänglich breite steinerne Treppen mit nicht zu hohen Stufen führen.

In einem kleinen offenen Wagen vom ziemlich entfernten Bahnhof nach unserm Albergo fahrend hatten wir Gelegenheit, die Stadt als eine schön gebaute, palastreiche zu bewundern. Besonders prächtig nimmt sich ihr großer zentraler Platz, die Piazza Roma, aus, ein in ungeheurem Kreisrund

angelegter, mit Eisengittern eingefaßter öffentlicher Garten und Park. Eine Inschrift besagt, daß hier in früheren, dunklen Zeiten die geistliche Inquisition ihre Opfer habe den Flammentod sterben lassen, und daß die Munizipalität der Stadt gleichsam zur Sühne gerade deshalb an dieser Stelle den Garten für die Belustigungen eines glücklicheren Volkes in einem besseren Zeitalter habe anlegen lassen. Dieser schöne Gedanke der Sühne früherer Greuel und begangenen Unrechts tritt, beiläufig bemerkt, auch bei dem Arnold-Denkmal in Brescia zu tage; dasselbe wird in der Inschrift geradezu als „questo espiatorio bronzo“ bezeichnet, und an Arnolds Märtyrertod erinnert auch, bedeutungsvoll genug, das ringsum gezogene Eisengitter, dessen einzelne Stäbe alle in Flammenzungen auslaufen. So sieht man überall in Italien die fortschrittlich gesinnte Bürgerschaft im offenen Kampfe mit den Traditionen des römischen Stuhls. Das Giordano-Bruno-Denkmal in Rom, das die Klerikalen so über die Maßen in Harnisch brachte, ist bei weitem nicht das einzige seiner Art, freilich insofern das wichtigste, als es dem Vatikan in nächster Nähe Trotz bietet.

Wir stiegen in einem kleinen Wirtshause „Pavone“ (zum Pfauen) ab und unternahmen noch eine Abendwanderung. Wie wir nun durch die Straße des Albergos etwa vierzig Schritte gegangen waren, gemächlich schlendernd, da kam bei einer Biegung der Straße etwas hervor, das unsern Gang rasch in ein schnelles Tempo brachte. Es war die in ganz fabelhaft romantischen Umrissen vortretende Marmorfassade des Doms. Dieser Dom ist es, der vornehmlich den Besuch Cremonas so reichlich lohnt. Er ist einer der originellsten, die ich in Italien gesehen habe. Von dem romanisch-gotisierenden Stil zu sprechen, in welchem dieser gewaltige im Jahre 1107 begonnene, im Cinquecento vollendete Bau

durchgeführt ist — das ist nichts. Eher möchte ich ihn eine wildbewegte Symphonie der Steine nennen. Es ist etwas Leidenschaftliches in diesen gewaltigen Formen kühnster Architektur. Viel trägt dazu der von Säulen gestützte Vorbau bei mit seinem weißmarmornen Balkon, von dem herab wohl oft die Geistlichkeit — es ist Raum für Hunderte — zum Volke gesprochen oder ihre Hymnen hat erschallen lassen. (Man vergesse nicht, daß Claudio Monteverde, nach dem noch heute in Cremona eine Straße benannt ist, der spätere Kapellmeister der Markuskirche in Venedig und der „Vater der Oper", aus Cremona stammt.) Reiche Skulptur belebt die ganze Fassade, am meisten natürlich die Portale, vor deren größtem wieder die alten porphyrenen lombardischen Löwen gelagert sind, die man vor jedem Dome hierzulande antrifft, nirgends jedoch in so riesenhaften Verhältnissen und in so abenteuerlichen Stellungen ausgeführt wie hier (von Sebastiano de Nani 1560). Und nun steigert auch die ganze Umgebung des Doms noch die Wirkung dieses einzigartigen Baues. Der bereits erwähnte ungeheure Torrazzo, hier erhebt er sich dicht neben dem Dom als dessen zugehöriger, obgleich ganz freistehender Campanile. Auf der andern Seite steht das uralte, ernste Baptisterium, in den Bauverhältnissen demjenigen von Florenz ähnlich; dem Dom gegenüber liegt mit seiner weiten, herrlichen Bogenhalle der gotische Palazzo Pubblico (aus dem 13. Jahrhundert). So stört kein unschön modernes Gebäude die mittelalterliche Harmonie dieser majestätischen Bauwerke und des von ihnen eingefriedeten ernsten, stillen Platzes. Und unersättlich kehrt das Auge wieder zurück zu der reichbewegten Domfassade, zu den Vorhallen, Tribünen, zu den Säulenreihen übereinander bis hoch hinauf. Man kann sich nicht trennen von diesem Anblick, und tut man es endlich, so geschieht es mit dem stillen Gelöbnis, am

nächsten Tage wieder hieher zurückzukehren. Wir kehrten aber noch in derselben Nacht hieher zurück, da das geisterhafte Licht des Vollmondes über die Marmorflächen und =Bildnisse dieses Wunderwerkes glitt, der Torrazzo gespensterhafter als je seinen massigen Leib himmelan drängte, unter den Bogenhallen die nächtlichen Schatten mit silberhellen, scharf abgegrenzten Halbkreisflächen wechselten und ein traumhaftes Besinnen auf uralte Zeiten die Statuen des Domes zu beleben schien.

Man muß übrigens nicht denken, außer seiner Kathedrale habe Cremona nicht noch andere sehenswerte Kirchen; es hat deren sogar viele. So besuchten wir das fröhliche Kirchlein S. Pietro al Po (1549), mit Bildern Antonio Campis und Bernardino Gattis geschmückt, und namentlich das schöne, ernste S. Agostino, einen gotischen Bau aus dem 14. Jahrhundert, woselbst ein Ecce-homo-Fresco, angeblich von Correggio, und eine Madonna von Perugino zu bewundern sind, und wo Brahms zu seiner ganz besondern persönlichen Genugtuung eine Statue des heiligen Joachim entdeckte. Seines ältesten Freundes, des Geigerkönigs Joachim, gedenkend sagte er schmunzelnd: „Das ist nicht mehr als recht und billig, daß unser Joachim in der altberühmten Geigenstadt sein Monument hat.“ Auch einer ländlichen Kirche sei gedacht, die wir am Ostersonntag früh besuchten. Die Ostersonne hatte uns nämlich sehr früh aus den Federn getrieben, und nichts Schöneres gab es in so zeitiger Morgenstunde zu unternehmen, als einen tüchtigen Spaziergang vor die Stadt hinaus. Dort liegt, ungefähr dreiviertel Stunden südöstlich von Cremona, mitten in den weiten, wohlbebauten Gefilden die alte Kirche San Sigismondo, in welcher Bianca Visconti dem gewalttätigen, aber auch gewaltigen Sforza sich vermählte; die Kirche selbst, eine der schönsten Früh-

renaissancekirchen Italiens, ist eine Stiftung der Visconti. Ein Kloster, dessen Kreuzgang noch wohlerhalten ist, war mit ihr verbunden; der erste Napoleon hat das Kloster aufgehoben.

Die Frühmesse, von zahlreichem Landvolk besucht, ging eben ihrem Ende zu, als wir eintraten; wir konnten einstweilen in den Seitenkapellen des Schiffes die von den besten Meistern der Cremoneser Schule gemalten Altar- und Deckengemälde bewundern, also Werke von Boccaccio Boccaccino, Bernardino Giulio und Antonio Campi, Gatti u. a. Unter marmornen Reliefffiguren, welche einzelne Pfeiler schmücken, fiel uns eine an solchem Ort doppelt überraschende Gruppe der drei völlig nackten Grazien auf, etwa einen Fuß hohe, überaus zierlich und fein gearbeitete Gestalten, die man für ein antikes Werk halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß die spätere Renaissance eben solche antike Skulpturen wundervoll nachgeahmt hat. In keinem Reisehandbuch habe ich dieses etwas verborgene kleine Meisterwerk erwähnt gefunden; es wäre wert, daß ein kunstverständiger Forscher ihm einmal einen Besuch abstattete.

Inzwischen ging die Messe mit einem Schlußgalopp zu Ende. Der Ausdruck ist nicht zu stark, vielmehr der einzige bezeichnende für das Orgelstück, das seine jubilierenden, kurz abgezwackten Fanfaren in die Kirche hinausschmetterte.

Da selbst im edeln Dom zu Parma das Orgelwerk durch einen Registerzug türkische Trommel, Zimbeln und Glockenspiel in Bewegung setzt, darf man über einen Dorforganisten, der am Ostersonntag Tanzmusik spielt, nicht zu streng richten. Aber auffallend bleibt diese Geschmacklosigkeit der modernen italienischen Kirchenmusik im Gegensatz zu dem wunderbaren Bilderschmuck der Kirchen, welchen doch auch der gemeine Mann in Italien sehr zu schätzen weiß.

Wir konnten nun freier die ganze Kirche besichtigen und namentlich auch dem großen Gemälde hinterm Hochaltar, welches Bianca Visconti und ihren Gatten Sforza darstellt, unsere Aufwartung machen. Die beiden Gatten, er ein korpulenter, beschwerlicher Mann, sie jugendlich und von rührendem Ausdruck der Ergebenheit in ein nicht sonderlich beneidenswertes Los, werden von zwei Heiligen dem Schutz der Madonna empfohlen. Das von Giulio Campi um 1540 gemalte Bild hat insbesondere in der oberen Hälfte mit der in Himmelsklarheit schwebenden Jungfrau etwas Tizianisches, und wie wohl erhalten ist es! — die beiden historischen Porträte scheinen gestern gemalt zu sein.

Um nun doch etwas bessere Ostermusik zu hören, wohnten wir um zehn Uhr, nach der Rückkehr nach Cremona, der großen musikalischen Messe im Dome bei, welche der Erzbischof selbst zelebrierte. Das säulenreiche, mit herrlichen Fresken geschmückte Innere der Kathedrale war von dicht gedrängtem Menschengewimmel erfüllt, und die im Chor versammelte zahlreiche Geistlichkeit in Gewändern von allen Farben entfaltete bei dieser Gelegenheit den vollen Pomp der römischen Kirche. Unter den Orchestergeigern auf der Orgelbalustrade befand sich auch unser Wirt „zum Pfauen", dem die Führung seines kleinen Gasthofes noch Zeit läßt, nicht bloß ein sehr tätiges Mitglied der Kirchenkapelle zu sein, sondern auch in einigen Erziehungsanstalten der Stadt Unterricht im edlen Geigenspiel zu erteilen. Von ihm erfuhren wir auch, daß die nur für Männerstimmen komponierte Messe einen in Cremona lebenden Musiker Namens Andreotti zum Komponisten hatte. Dieser Maestro ist so klein von Gestalt, daß er stehend kaum auf einen gewöhnlichen Tisch hinaufsieht, auch sonst verwachsen. Für einen so beschaffenen Mann war seine Musik mit ihren zuckersüßen Melodien er-

staunlich frohmütigen Charakters, im ganzen aber doch, wie Brahms vor sich hin knurrte, ein Wollen ohne entsprechendes Können, ein schwächliches Schuldigbleiben gerade an denjenigen Stellen, wo man endlich hoffen konnte, daß der Tondichter etwas Bemerkenswertes sagen werde. Das Beste war ein Tenorsolo, welches ein beliebter Tenor der Oper, Celeste Borrini, mit so großem Feuer vortrug, daß, als er geendet hatte, eine Menge Leute in meiner Nähe ein mehr als halblautes „Bravo!" nicht unterdrücken konnten. Vor der Predigt des Erzbischofs nahmen wir Reißaus und saßen bald im kleinen, kühlen Hofe unsres Albergos, ein Stückchen blauen Frühlingshimmels als Dach, vor einer Schüssel trefflich bereiteten Risottos mit leckerer Zutat von Hühnerleber und geschmorten Pilzen. Nachher führte mich noch ein zufälliger Auftrag in das Collegio Vida, ein von Priestern geleitetes großes Knabenerziehungsinstitut, welchem die Söhne strengkatholischer Familien aus allen Teilen Italiens, auch aus der Schweiz, anvertraut werden, und wo es, wie ich mich bei anderer Gelegenheit überzeugen konnte, vorkommt, daß man ihnen den Rat gibt, sich zwar der kopernikanischen Weltanschauung, weil sie nun einmal die allgemein geltende geworden, ohne unnützen Widerspruch anzuschließen, aber im innersten Herzen doch die Möglichkeit, daß dieselbe ein Irrtum sei und daß also die Sonne und alle Sterne um die feststehende Erde sich drehten, als den allein echten Glauben der Bibel und der Kirche festzuhalten und die astronomischen Beweise gegen diesen Glauben für nicht unfehlbare anzusehen.

Am späten Nachmittag verließen wir Cremona, um in dem mir längst bekannten, aber immer wieder lieben Piacenza die Nacht zuzubringen. Die Fahrt dorthin war ein Vergnügen und zunächst dadurch interessant, daß wir, um zum Dampftramway zu gelangen, in einem großen Pferdebahn-

wagen die nicht enden wollende Schiffbrücke über den Po zu passieren hatten. Wie der mächtigste Fluß der lombardischen Ebene sich hier ausbreitet, davon macht man sich kaum einen Begriff, wenn man nicht wohl eine Viertelstunde zugebracht hat, ihn zu überschreiten. Und wie einsam seine flachen Ufer sind! man glaubt eine Nilgegend zu sehen. Nirgends eine Spur menschlichen Lebens außer unserem vorsichtig über die hölzerne Brücke fahrenden Wagen. Aber Reiher stehen dort auf den weißen Kieseln an einem träge fließenden Seitenarm, dessen Wasser im Hochsommer wohl gänzlich versiegt. Da und dort liegen auf dem Sande Knochen ertrunkener Tiere. Die Flußniederung wird von den Menschen möglichst gemieden; einerseits der Überschwemmungsgefahr wegen, und dann, weil dort abends die Dunstschleier der Malaria dem Boden entlang streichen. Eine seither vollendete, hohe, gewaltig lange Eisenbahnbrücke über den Po war jetzt noch im Bau und machte, aus der Niederung der von den Wellen des Stromes getragenen Schiffbrücke gesehen, einen gespenstisch riesenhaften Eindruck. Am jenseitigen Ufer bestiegen wir den Dampfwagen, der uns durch hübsche Dörfer und große Flecken mit sonntäglich geputzten fröhlichen Leuten in etwas weniger als zwei Stunden mit sausender Eile und in geradester Richtung nach dem „gefälligen" Piacenza brachte, mitten in das bewegte, bis nach Mitternacht dauernde Korsoleben der schönen Piazza Cavalli.

5.

Aus dem oberitalienischen Volksleben.

Es gibt sehr viele Reisende in Italien, welche im Verkehr mit der Bevölkerung das größte Mißtrauen an den Tag legen, immer übervorteilt zu werden fürchten, und,

wenn sie etwa im Waggon mit Landsleuten zusammentreffen, nicht genug sich beklagen können über den spitzbübischen Charakter der Italiener.

Ich will nun allerdings zugeben, daß in einem so aufgeweckten Volke, wie es die Italiener durchweg sind, viele Individuen häufiger, als es gut ist, der Versuchung unterliegen, ihre Geschicklichkeit am „forestiere" zu erproben, und namentlich in Unter-Italien kann es auch dem nachsichtigsten und sanftmütigsten Reisenden ausnahmsweise passieren, daß er zum Stock greifen muß, um die Leute Mores zu lehren; um Neapel und Pompeji herum (Vesuv!) ist es in dieser Beziehung am schlimmsten.

In Ober-Italien indessen kann man im allgemeinen nicht klagen. Und namentlich ist nicht zu vergessen, daß der Reisende ja am Ende überall ein wenig übernommen wird von Gastwirten, Droschkenkutschern u. s. w., in der Schweiz so gut wie am Rhein und allerwärts, nur daß die Italiener, wenn sie ihr Schäfchen scheren, dies wenigstens mit zarter Hand tun, mit verbindlichen liebenswürdigen Manieren, für die man sich schon einen kleinen Zoll darf auferlegen lassen.

Außerdem erlebt man auch Beispiele großer Ehrlichkeit. Hier nur eines aus dem Bahnhofe in Mailand. Vom Gotthardzuge nach dem schon bereitstehenden Zuge nach Padua trug mir ein facchino (Dienstmann) mein Gepäck. Eile war nötig. Er brachte mich auch glücklich in ein nicht übervolles Rauchcoupé zweiter Klasse. Als ich ihn aber bezahlen will — ei, wie ungeschickt! — da habe ich nicht einen Soldo kleiner Münze. Das kleinste Stück war ein Zweifrankenstück. Ob er mir herausgeben könne, fragte ich ihn, indem ich ihm das Zweilirestück hinreichte. Er verneinte, nahm aber das Geld, versicherte, es sei noch Zeit, es schnell beim Restaurationskellner zu wechseln und, ehe ich noch etwas darauf sagen

konnte, rannte er spornstreichs davon. „Na! von diesem Geld werden Sie auch keinen Centime mehr zu sehen bekommen“, meinte ein deutsch sprechender Herr im Waggon, und ein anderer fügte bei: „Haben Sie sich denn wenigstens die Nummer des Dienstmanns gemerkt?“ Das hatte ich nicht. Also war der ganze Wagen darin einig, daß ich um meine zwei Franken gekommen sei und das umso sicherer, als der Dienstmann ja unter allen Umständen die Ausrede haben würde, er habe das Geldstück nicht so schnell wechseln können, der Zug sei vorher abgegangen. Ich glaubte den Herren nicht, da ich namentlich im niederen Volk in Italien schon mehr als einen galantuomo angetroffen hatte. Aber es schien doch so zu kommen, wie sie sagten. Die Wagentüren wurden geschlossen, die Abfahrtssignale ertönten, der Zug begann sich langsam in Bewegung zu setzen. Da, im letzten Augenblick, keuchend, rot im Gesicht, Schweiß triefend, langte mein guter Facchino an, und in den bereits im Gang befindlichen Wagen reichte er mir mein Geld hinein und hatte nicht etwa seinen Lohn vorher schon davon genommen. Nun, der ehrliche Bursche konnte mit dem zufrieden sein, was ich ihm dann hinausreichte; noch zufriedener aber war ich selbst, nicht um des elenden Geldes willen, sondern weil etwas wie die Ehre eines Mitmenschen, ja einigermaßen auch die Ehre eines ganzen Standes und Volkes auf dem Spiel gestanden hatte.

Jedenfalls ist so viel gewiß, daß es sich in Italien mit Leuten aller Stände, die man zufällig kennen gelernt, angenehm leben läßt, und daß man täglich zwanzigmal Anlaß hat, auszurufen: „Was für ein reizender Kerl!“ Da sind die Kustoden in den Galerien, die Sacristani in den Kirchen, denen es nicht einfällt, etwa eine eingelernte Beschreibung der unter ihrer Obhut stehenden Kunstschätze abzuleiern, sondern die vielmehr, sobald sie bemerken, daß der Fremde

wirkliches Interesse zeigt, selbst ganz Feuer und Flamme werden und einem in wohlgesetzter Rede, wie sie gerade der Moment eingibt, alles mögliche erzählen, was sie von der Herkunft dieses oder jenes schönen Kunstwerkes wissen. Der alte Kustode im einstigen Heraklestempel zu Brescia („museo patrio“ genannt) mußte uns ausführlich berichten, wie er als Knabe jenen großen Augenblick im Jahre 1820 erlebt habe, da in diesem Garten, in dem wir nun standen, bei zufälligen Erdarbeiten die korinthischen Säulen aus weißem Marmor entdeckt wurden. Und dann sechs Jahre später, da war er auch wieder dabei, nun schon als ein verständiger reifer Jüngling, wie die herrliche antike eherne Statue der Viktoria (Nike) aufgefunden wurde, der höchste Stolz Brescias. Von diesem Augenblick an habe es ihm keine Ruhe gelassen, bis er selbst einmal Hüter dieser Schätze werden dürfe, was er doch erst im späteren Mannesalter erreichte.

So wie dieser nun bereits ehrwürdige Greis sind sie aber beinahe alle, diese Kustoden, und aus dem eigenen Munde Ernst v. Wildenbruchs habe ich die Mitteilung, daß die feurige Beredsamkeit eines gewöhnlichen Lohndieners, welcher dem Dichter in Verona die Skaliger-Denkmäler zeigte, die Konzeption seines Dramas „Der Fürst von Verona“ hervorrief. Selbst die Straßenjungen sehen es als Ehrensache an, den Fremden auf interessante Dinge aufmerksam zu machen, von denen in seinem Reisehandbuch vielleicht kein Sterbenswörtchen steht. Uns führte solch ein Paar reizender Schlingel in Padua nach dem Palaste Papafava, wo ein höchst kurioses Elfenbeinschnitzwerk aufbewahrt wird, eine Auferstehungsszene zum jüngsten Gericht mit Engeln und Teufeln, Seligen und Verdammten in den abenteuerlichsten Verschlingungen der Gliedmaßen.

Da ich eben Padua erwähne, sei auch unserer Wirtin

Caterina Bianchi in der „Croce di Malta“ gedacht. Gewiß liegt es ja im Interesse aller Wirte, mit dem Gast fröhlich und freundlich zu sein. Was uns aber in diesem gesegneten Albergo geboten wurde, ging denn doch weit hinaus über die nur interessierte Gasthofhöflichkeit. Die prächtige, nicht mehr ganz junge Padrona, mit ihrem rabenschwarzen Haar, in ihrer gemütlichen Korpulenz und mit ihren schweren goldenen Ohrgehängen und sonstigem reichem Schmuck der Typus einer behäbigen italienischen Wirtin, freute sich offenbar, daß in ihrem Gasthof, wo sonst mehr nur die Gutsbesitzer vom Lande einkehren und um die Mittagszeit Offiziere und Studenten ihren Pensionstisch haben, ausnahmsweise auch Fremde vorsprachen. Sie setzte sich daher abends beim Pranzo immer gern in unsre Nähe, um uns durch Mitteilungen über paduanische Verhältnisse dienen zu können und zugleich für unsre leibliche Verpflegung ein wachsames Auge zu haben. Ihren schönen papagallo (Papagei), den sie, wie sie uns erzählte, vor einem Jahr erst auf dem großen Platze in einem „seraglio delle bestie“ (d. h. in einer Menagerie) gekauft hatte, nahm sie neben sich, gab ihm Bissen von ihren Lippen zu naschen und verbreitete durch ihr ganzes Wesen einen Zauber von Behaglichkeit um sich, daß wir uns bei ihr wie zu Hause fühlten. Ihre Nichte, ein hübsches, blondes Mädchen von etwa siebzehn Jahren, ging ab und zu und half uns bedienen. Als wir dann am dritten Tage uns verabschiedeten, geschah auf einen Wink der Padrona etwas so Unerwartetes, daß es uns beinahe aus der Fassung brachte. Auf einmal nämlich trat das Mädchen mit einer anmutigen Bewegung zuerst auf meinen würdigen Reisegefährten zu, schlang zierlich den Arm ihm um den Nacken und drückte dem diese liebliche Prozedur mit jünglingshaftem Erröten, aber gern sich gefallen lassenden

Meister einen richtigen Abschiedskuß in optima forma auf den Mund. Ich hatte natürlich auch die Lippen gespitzt und bekam gleichfalls den bacio d' addio. Da außer der Padrona auch der alte Oberkellner dabei stand, hatte der ganze Auftritt nicht etwa den Charakter eines zärtlichen Einverständnisses, sondern einer liebenswürdigen Zeremonie, einer in naiver Herzlichkeit dargebrachten „gentilezza.“ Ich muß nun freilich hinzusetzen, daß mir auf allen meinen zahlreichen Streifereien durch Italien eine so artige Entlassung aus dem Gasthofe sonst niemals vorgekommen ist; auch weiß ich nicht zu sagen, ob dieses Abschiedsküßchen, das wie ein symbolischer Rest altbabylonischer Gastfreundschaft aussieht, allen zu teil wird, die in der „Croce di Malta“ einkehren, ja ich glaube vielmehr, daß diese ungewöhnliche schöne Abschiedsszene auf den Eindruck zurückzuführen ist, den die Persönlichkeit von Brahms, in dem die Wirtin instinktiv einen „uomo di genio“ erkannt hatte, auf sie und ihre Nichte machte.

Vielleicht liegt das, was mich an den Italienern immer wieder so besonders anzieht, in ihrer naiven Art, sich ganz und voll auszuleben, ihr Temperament unbedenklich walten zu lassen. Man erhält so noch die Menschennatur aus erster Hand. Manchmal wirkt dies allerdings auch komisch, besonders wenn der Höhergebildete oder jemand in wichtiger Amtsstellung sich gewisse Naivetäten zu Schulden kommen läßt. So hielt ein Schwurgerichtspräsident in einem großen Mordprozesse, dem Liebe und Eifersucht zu Grunde lagen, vor kurzem — laut „Secolo“ — eine Schlußrede an die (römischen) Geschwornen, in welcher er wörtlich sagte, sie sollten doch bedenken, daß die Liebe eine Gewalt sei, der noch niemand widerstanden habe. Nein, er habe zuviel gesagt! Die heilige Geschichte kenne zwei Beispiele, wonach Männer der Liebeslockung Meister geworden seien. Das eine Beispiel sei die

Geschichte des keuschen Joseph in Ägypten; dann seien aber bis zum anderen Beispiele — dem heiligen Antonius — inzwischen Jahrtausende vergangen; und so scheine ihm, daß gerade diese beiden Ausnahmen in ihrer Seltenheit die Regel beweisen, nämlich die Lehre von der unwiderstehlichen Allgewalt der Liebe.

Im niedern Volk verschuldet diese Naivetät, dieses unbesorgte Ausleben des eigenen Ich mit allen seinen Wünschen, unter anderem die den Italienern so häufig vorgeworfene Grausamkeit gegen Tiere. Wir müssen, um hierüber ein gerechtes Urteil zu gewinnen, nicht vergessen, daß das Mitleid überhaupt nicht eine Natureigenschaft des Menschen, sondern ein Produkt der Erziehung und Bildung ist. Es hat die Voraussetzung, daß man sich in die Zustände und Empfindungen eines andern Wesens hineinfühle und hineindenke. Auch kann nicht geleugnet werden, daß im Mitleid ein eigentlicher Konflikt vorliegt zwischen der verfeinerten Sittlichkeit des Kulturmenschen und der sogenannten „Mutter“ Natur, die in Wirklichkeit die unbarmherzigste Stiefmutter ist und sich um die moralischen Postulate einer zartbesaiteten Menschenseele keinen Pfifferling kümmert. Der Italiener nun — ich rede vom gemeinen Mann — ist in dieser Beziehung ganz ein Sohn der Natur, wie es auch die Völker der antiken Welt waren, mochten sie in Poesie und Kunst noch so Schönes leisten. So gut wie die Katze Vögel würgt, ebenso gut, d. h. ebenso unbekümmert und ohne den leisesten Anflug von Sentimentalität, nur auf sein Vergnügen, auf seinen Vorteil bedacht würgt er in Massen die Zugvögel hin, die jährlich zweimal über das mörderische Land hinstreichen. Andere, die besonders schön singen, setzt er unbedenklich in die engsten Holzkäfige, in denen sie sich kaum rühren können, und sticht ihnen die Augen aus, weil ge-

blendete Vögel, alter Überlieferung nach, im Kerker schöner singen als sehende. Überall an Hausmauern vor den Türen der Handwerker hängen solche Gefängnisse, in denen so ein armes Tier sitzt und bald an der Sonne bratet, bald im Schatten friert; eines Morgens ist es draufgegangen. Der Eigentümer bedauert nur den Verlust, aber mit keinem Gedanken die Qual, die er dem Tierchen angetan. Mit ihm darüber zu philosophieren, ist ganz unnütz. Er versteht uns nicht. Er ist der Stärkere, der Schlauere gegenüber dem Vogel, der Herr der Schöpfung, der die Natur ausbeutet, so weit seine Macht reicht. Warum sollte die Schwalbe, die Amsel, der kleine Zaunkönig mehr Rücksicht verdienen, als der Krammetsvogel und der Spatz? Sind doch diese „Inglesi“ verrückte Menschen mit ihrem Vogelschutz!

So sieht man also auch heutzutage noch immer jenen jungen Bauern Renzo, den uns Manzoni in seinen „Promessi Sposi“ geschildert hat, die lebendigen Hühner mit dem Kopf nach unten hängend zu Markte bringen, ebenso die lebendigen jungen Ziegen, deren die Straßen erfüllendes Geschrei eine aufregende Ähnlichkeit mit dem Schreien kleiner Kinder hat. Dem Menschen germanischer Rasse tut dergleichen weh. Der Italiener denkt nur an den leckeren Caprettobraten, der besonders im Frühling auf allen Speisezetteln der Trattorien prangt und auch in den Familien des mittleren Bürgerstandes die hauptsächliche Fleischspeise liefert.

Indessen braucht man nur Bücher wie die von Mantegazza und von Edmondo de Amicis zu lesen, — ich meine die für die Jugend bestimmten Schriften dieser Männer — um zu bemerken, daß auch in Italien die Denker und feineren Leute über jene mitleidslose Naivetät hinausgewachsen sind und sich Mühe geben, ihr Volk in dieser Beziehung auf eine höhere Stufe zu heben. Auch haben sich zuerst in

Florenz und zwar zunächst durch die Anregung der dortigen englischen Kolonie, sodann auch in anderen Städten Italiens Tierschutzvereine gebildet, und es will uns bedünken, als sei ihr Wirken nicht ein ganz erfolgloses geblieben. Dem Vogelmord gegenüber richten sie freilich nichts aus, wie auch im Kanton Tessin das für die ganze Schweiz bindende, sehr vernünftige und humane eidgenösische Jagd- und Vogelschutzgesetz fortwährend ungestraft verhöhnt wird. Dagegen ist die Behandlung der Pferde eine etwas bessere geworden, wenigstens in Ober-Italien. Und die Volksschule, die in Ober-Italien im ganzen recht fleißig besucht wird, wird nach dieser Richtung ihren guten Einfluß immer mehr geltend machen. Ich habe mir zuweilen von Kindern, die aus der Schule kamen, ihre kleinen Lesebücher zeigen lassen. Gerade so wie die deutschen und schweizerischen Elementarbücher enthalten sie kleine moralische Erzählungen, welche bestimmt sind, im Kinde weichere, edlere Gefühle zu pflegen. Es handelt sich wirklich nur um ein Wecken der einstweilen noch von den sinnlichen Instinkten überwucherten sittlichen Anlagen, damit die Liebenswürdigkeit und feine Humanität, welche der Italiener im Verkehr mit den Mitmenschen entwickelt, allmählich auch sein Verhältnis zur Tierwelt zu einem freundlichen gestalte. Daß diese kleinen Aufzeichnungen über den oberitalienischen Volkscharakter ihr Thema nicht erschöpfen, brauche ich zum Schlusse wohl nicht erst zu versichern. Wie vieles bleibt, auch bei oftmaligen Besuchen, dem Reisenden unbekannt, wie manches unverständlich! Was bedeutet es z. B., daß man in Ober-Italien, wenn in einer soeben noch lärmend sich unterhaltenden Gesellschaft plötzlich eine jener Verlegenheitspausen entsteht, die man im Deutschen mit der Redensart: „Es geht ein Engel (oder ein Leutnant) durchs Zimmer“ fortzuscherzen bestrebt ist, sich des geflügelten

Wortes „nasce un prete“ bedient? Will man damit „der Geburt eines Priesters“ als einer heiligen Sache Reverenz erweisen oder im Gegenteil andeuten, sie sei so unersprießlich für die Welt wie das Stocken der Unterhaltung unwillkommen für die Gesellschaft? Ich denke fast, letzteres sei die Meinung, da ich, wenigstens im niedern Volk, öfter bemerken konnte, daß man ausspuckte, wenn ein Schwarzrock vorübergegangen war. Doch überlasse ich die Entscheidung meinen Lesern.



Aus italienischen Städten und Badeorten.





1.

Sanitarische Gesichtspunkte.

Die Versicherung, die Gulliver am Ende jeder seiner Reisen gibt, wie glücklich er sich am heimischen Herde fühle, schließt bekanntlich nicht aus, daß in ihm der Wandertrieb sehr bald wieder erwacht und er neuerdings in See sticht. Ähnlich ergeht es mir mit Italien. Selbst ein erlittener Unfall kann die Reiselust nicht dämpfen; ebenso wenig vermag dies die Überlegung, daß das so oft besuchte Land mir vielleicht mehr nur die Wiederholung früherer Eindrücke als wirklich Neues noch zu bieten habe. Es stellt sich von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht ein, die mit zunehmenden Jahren nicht mehr bloß dem fröhlichen Treiben naturfrischerer Menschen, auch nicht hauptsächlich der Herrlichkeit südlicher Landschaft, sondern insbesondere jenen großartigen Kunstwerken gilt, die in Italien auf Plätze und Straßen frei hinausgestellt sind, — den edeln Bauwerken.

So war auch im Frühling 1895 das Verlangen der Augen nach harmonischen Bauten, vor allem nach den stolzen Linien der Renaissance, ein besonders starkes geworden. Dennoch würde ich versucht haben, es mit der Besichtigung meiner photographischen Mappen zu stillen, wenn jene Sehnsucht nicht in einer hygienischen Verfügung des Arztes Flügel gewonnen hätte. Gegen ein Gehörleiden wurde mir die heiße Grotte von Monsummano (Toscana) angeraten.

Indem ich nun, diesem Rate folgend, einigermaßen als Patient nach Italien reiste, — aus diesem Grunde diesmal nicht in Begleitung des Freundes, der sonst so gern an meinen italienischen Ausflügen teilnahm — gestatte ich mir, hier zunächst einmal ein paar sanitarische Bemerkungen über das Reisen in Italien auszusprechen, die vielleicht einzelnen Lesern gelegentlich dienen können.

Gefährlich ist im Frühling in Italien der Aufenthalt in allen geschlossenen Räumen. Die Schlafzimmer in den Hotels haben vom Winter her eine gewisse feuchte Kälte behalten; geheizt wurden sie niemals — in den wenigsten trifft man auf einen Ofen — gelüftet wohl auch selten genug. Ein muffiger Geruch herrscht in ihnen vor, und wo auf Korridoren der Gasthöfe Teppiche (Kokosläufer) liegen, spürt man förmlich den Wirbeltanz von Bazillen, der aus ihnen fortwährend emporsteigt. Es ist in den Restaurationen nicht besser. Die Bauart solcher Lokale ist ganz auf den heißesten Hochsommer berechnet, d. h. die Fenstermauer reicht über Manneshöhe hinauf, so daß das Fenster wie in einem Gefängnis erst hoch überm Boden beginnt und möglichst wenig Sonnenschein hereinläßt. Aber die Lombardei und auch die Toscana sind doch im Klima nicht so afrikanisch, eine solche Einrichtung in allen Monaten des Jahres zu rechtfertigen. Daß natürlich auch Kirchen und Museen durch die Kälte der Innenräume gefährlich werden können, um so mehr, als es im Mai draußen meistens sehr warm ist, der Besucher daher einem starken Kontrast ausgesetzt wird, ist selbstverständlich.

Man wird im ganzen gut tun, in die Schlafzimmer möglichst viel atmosphärische Luft eindringen zu lassen, bevor man sich niederlegt, auch wird man die Sonne im Mai noch nicht ausschließen. Dagegen hatte ich einen Versuch,

bei offenem Fenster zu schlafen, in Venedig zu bereuen. Die feuchte Luft, die in dem schmalen Seitenkanal aus der Lagune zu meinem Fenster im Albergo Vapore emporstieg, verschlimmerte in einer einzigen Nacht den Zustand meines Gehörs erheblich.

Da man bei körperlichen Beschwerden auch Gemütsverstimmungen etwas mehr als in gesunden Tagen ausgesetzt ist, empfiehlt es sich, auf der Fahrt durch Italien nicht alles sehen und hören zu wollen, was sich um uns her auf der Straße, auf Eisenbahnen zuträgt, nicht jene schönen weißen Ochsen, die auf den Stationen aus den heißen Eisenbahnwagen ihre mit den gewaltigen Hörnern bewehrten Häupter nach Luft schnappend, nach Wasser dürstend hervorstrecken und ein dumpfes Brüllen hören lassen, nicht jene blutenden, gestürzten Pferde auf den glatten Steinfliesen des Straßenpflasters u. dgl. Solche Eindrücke waren es, welche dem weichherzigen Ästhetiker Vischer zuletzt Italien verleideten. Ein philosophisch-statistisches Denken zwar sollte uns gegen sie wappnen. Denn daß jedem Geschöpfe, den Menschen nicht ausgenommen, sein böser Tag kommt, wo das Leben zu bitterem Ende gelangt, ist eine durch ihre Allgemeinheit weniger furchtbar gewordene, längst bekannte Tatsache. Und wenn wir nun zufällig dieser oder jener Kreatur an ihrem bösen Tage ansichtig werden, so wird uns damit eigentlich eine Vermehrung des Bewußtseins der allgemeinen Leiden nicht zugefügt. Ob wir dabei sind oder nicht — jede Sekunde kostet so und so viel Leben, zeugt aber auch neues Leben, und das große Aus- und Einatmen des Weltgeistes läßt sich von uns nicht kontrollieren. Aber solche Erwägungen stehen vor starken Phantasieeindrücken des Augenblicks einem durch körperliches Leiden bereits verstimmten Gemüte nicht immer zu Gebote; darum mache man es in Italien, wie

es schon die homerischen Götter machten, die den Kopf zur Seite wandten, um etwas ihnen Unangenehmes nicht zu sehen.

Oder — noch besser: man schaue sich recht viel Angenehmes an!

2.

Pistoja.

Mein nächstes Ziel, um die Grotte Monsummano zu erreichen, war Pistoja; bis Bologna begleitete mich mein Freund, der Dichter C. Spitteler. Wir fuhren über Piacenza, Parma, Modena. Alle diese Städte, auch Reggio, wo die müßiggängerischen Giovanotti auf den Türmen mitten in der Stadt nach Turmfalken schießen und die Schrotkörner über alle Dächer wegfliegen, hatte ich besucht und gebucht.[1] Das Vorüberfahren war, wie wenn die Hand über ein plastisches Bildnis einst geliebter Züge gleitet. Und doch betraf ich mich auch auf Vergeßlichkeit. Wie hatte mir nur jene oberhalb Bolognas die Landschaft weithin beherrschende Wallfahrtskirche auf dem Berge so völlig aus dem Sinn kommen können, daß ich wie von einem nie gesehenen Eindrucke von ihr überrascht wurde und erst aus dem Reisebuche lernen mußte, es sei die Madonna di S. Luca, die ich vor mir habe? Dagegen grüßten die schiefen Türme wie alte Bekannte herüber, zutraulich, sogar zu traulich, da es mich bedünken wollte, sie sähen mich für ihresgleichen an. „Nur Mut! es wird schon schief gehen!“

Mein Freund kannte in Bologna, wo wir uns nur für wenige Stunden aufhielten, die „tre Rè“ als ein vorzüg-

[1] Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. (Verlag von Huber & Co., Frauenfeld. 3. Auflage 1903.)

liches und billiges Ristorante. Es machte diesem Ruf alle Ehre, und auch ein paar Wochen später auf dem Rückweg habe ich es wieder erprobt und ebenso gut befunden. Der Kellner servierte uns neben den gewünschten Speisen unverlangt auch ein bißchen Politik. Daran anknüpfend, daß ich diesen Abend noch in die Toscana fuhr, begann er diesen Olivengarten Italiens und dann überhaupt den Boden des Landes zu preisen, woran er in höhnischem Ton die Bemerkung knüpfte: „Und nun gehen wir nach Afrika, Land zu erwerben, wir, die ein solches Paradies zu Hause haben!“ Als' ich auf die bekannte radikale Gesinnung der Leute in der Romagna anspielte, meinte er: „buona gente di Romagna, ma sangue bollente“ („gute Leute, aber siedendes Blut“). Auf dieses siedende Blut hatte wohl die internationale europäische Revolutionspartei gerechnet, als sie den schon schwer kranken Michael Bakunin in seinem letzten Lebensjahre von Locarno nach Bologna sandte mit dem Auftrage, dort eine Straßenrevolte zu organisieren und bei derselben den Tod zu suchen, alles dieses nur, damit die Partei wieder einmal vor den Augen Europas manifestiert habe. Der Versuch mißlang, d. h. es kam nicht bis zum Losschlagen; nur wurden so und so viele arme Teufel, meistens der ländlichen Bevölkerung aus der Umgegend Bolognas angehörend, kompromittiert und in die carceri gesteckt. Bakunin kehrte zurück, und das Mißlingen dieser Unternehmung mag wohl seinen bald darnach erfolgten Tod (in Bern) beschleunigt haben. Ich wurde an diese unglückliche Geschichte erinnert, indem wir an den Straßenecken Bolognas als Theatervorstellung dieses Abends: Wjera Sassulitsch angekündigt lasen. Die berühmte Nihilistin, welche 1878 den General Trepow niederschoß, wurde von den Geschwornen bekanntlich freigesprochen. In diesem Drama aber erscheint sie, dem Theaterzettel nach,

der den Inhalt der einzelnen Akte andeutet, nach Sibirien verschickt. Ein anderer Anschlag kündete auf diesen Abend eine Vorlesung freigeistigen, antikatholischen Charakters an und zwar in ungemein aufreizenden Worten, die ich mir leider nicht notiert habe; im wesentlichen war die Lehre der Gottessohnesschaft Christi als „bestemmia“ (Blasphemie, Gotteslästerung) bezeichnet.

Von Bologna reiste ich allein weiter. Es war die Vollmondnacht des 9. Mai, welche für Italien nach einer Reihe unerwünschter naßkalter Tage warmes, sonniges Wetter brachte. Durch die Schluchten des Apennin, über die großartigen Eisenbahnviadukte dieser Bahn, lauter Steinbauten, die sich neben die imposantesten Werke der alten Römer stellen dürfen, fuhr ich nach Pistoja und wurde daselbst vom höflichen Wirt des „Albergo Giapone“ mit der Bemerkung begrüßt, daß ich das Wetter meines Kaisers mitbringe. Um den artigen Toscaner nicht zu kränken durch das Bewußtsein eines mißlungenen Kompliments, ließ ich die Flagge meines schweizerischen Republikanertums unentfaltet. Es machte sich dies um so leichter, als mich kein Mensch aufforderte, meinen Namen und meine Herkunft anzugeben. Dies aus gutem Grunde: ich war zur Zeit der einzige Fremde in der schönen Stadt, wo zwar nicht das Pulver, aber doch die Pistole soll erfunden worden sein. Wenn ich also ein Delikt beging oder das Opfer eines solchen wurde, so war in beiden Fällen nicht schwer zu ermitteln, welchen Fremdling in Pistojas Toren die Sache betraf. Ich fühlte mich auch wirklich sofort unter dem öffentlichen Schutz der ganzen Bevölkerung und ging in diesem Bewußtsein noch bis Mitternacht einsam spazieren. Ohne den Vollmond freilich, der schon auf der Fahrt mir so herrlich geleuchtet, so phantastische Salvator-Rosa-Landschaften im Vorüberfliegen des „lampo“ (Blitzuges) gezeigt hatte, wäre

es mir bald verleidet, diese stillen Straßen zu durchstreifen. Denn Pistoja — eifersüchtig auf seine Pistolenerfindung — verhält sich gegen fremde Erfindungen spröde. Nicht einmal zum Gas ist diese Stadt von 14000 Einwohnern vorgedrungen, geschweige zur luce elettrica; Petrollaternen erhellen notdürftig die Gassen, und in einer kleinen Kneipe zum „Cristoforo Colombo", die in so später Mitternachtstunde allein noch offen war, versicherte mir der Wirt, der mir einen aus dem eigenen Rebberg gewonnenen Wermutwein vorsetzte, die Väter der Stadt dächten ernstlich daran, die Straßenbeleuchtung auf die Hälfte Laternen zu beschränken, da das Petrol plötzlich so aufgeschlagen habe. Als ich daraufhin äußerte, die Stadt sollte, mit Überhupfen der Gasperiode, gleich in die des Edisonschen Lichtes hineinspringen, da der nahe, wasserreiche Apennin gewiß genug motorische Kraft liefere, hielt er mich für einen das Terrain sondierenden fremden Ingenieur und schüttete nun sein Herz aus über den traurigen Stand der städtischen Finanzen, und wie die reichen Leute ihre Börsen so fest zugeschlossen hielten und es gewiß nicht besser komme, bis ... Ich erinnerte mich bei diesen verfänglichen Reden zu rechter Zeit, daß Catilina 62 v. Chr. hier bei Pistoja, dem alten Pistoria, in furchtbarer Schlacht gefallen war, ließ mich vom Schicksal dieses Verschwörers warnen, trank also meinen Wermut rasch aus und stapfte durch die enge, krumme Via Catilina meinem „Hotel Japan" zu. Hier legte ich mich zu Bett mit der Empfindung, Pistoja, — „Klein-Florenz" — das mir doch bei einem früheren Besuche so gut gefallen hatte, sei eigentlich ein arg heruntergekommenes Nest. Aber — man muß die Dinge in der Toscana nicht bloß bei Petrol und Mondschein, man muß sie auch in der toscanischen Sonne sehen.

Und das war mir am folgenden Vormittag aufs schönste

beschieden. Natürlich galt mein erster Ausgang dem großen Platze, wo Dom, Campanile, Baptisterium, Palazzo Pretorio und Palazzo del Commune ein stilles architektonisches Quintett aufführen, das nun schon Jahrhunderte dauert. Hier ist nichts, was einen aus der Illusion der Vergangenheit herausrisse. Schon in den Zeiten Cinos, Fortiguerras und anderer berühmter Pistojesen standen diese Bauten in ernster Harmonie, und dieselbe Sonne erglänzte auf der glatten, schwarz und weiß gestreiften Marmorfassade des Doms, und ebenso stolz und kühn wie heute strebte der Glockenturm, einst torre del Podestà genannt, zum tiefblauen Himmel hinan und grüßte hinüber zu den grünen Bergen, die von drei Seiten so freundlich in die Stadt schauen.

Der Palazzo Pretorio ist noch heute Sitz des Gerichtshofes. Freilich, nicht mehr unten in der malerischen Pfeilerhalle mit den zahllosen gemalten Wappen der einstigen Podestas und der Gemeinden und Zünfte Pistojas versammelt sich das Gericht. Jener steinerne Tisch links vom Eingang des Hofes mit den erhöhten Sitzreihen der Richter dient jetzt Leuten vom Lande, die auf Eröffnung der oben im Saale stattfindenden Gerichtssitzung warten, statt eines Vorzimmers; aber noch entziffert man längs der Mauer eine lateinische Inschrift, die versichert, dieser Ort hasse, liebe, bestrafe, schütze und ehre das Unrecht, die Gesetze, das Verbrechen, das Recht und die Guten. (Hic locus odit, amat, punit, conservat, honorat nequitiam, leges, crimina, jura, probos.) Als ich mir die Inschrift notierte, war sogleich einer der herumlungernden Gaffer neben mir und fühlte sich in seinem patriotischen Stolze verpflichtet, mich darauf aufmerksam zu machen, wie hübsch es sei, daß das Zeitwort und das dazu gehörige Substantiv nicht beisammen ständen, so daß man, wenn man es mit der ordentlichen

Reihenfolge nicht genau nehme, auch zu einem recht satirischen Sinne gelangen könne. Es war ein etwa dreißigjähriges Individuum in schäbigem Kamisol, das diese Bemerkung nicht unterdrücken konnte. Anfangs dachte ich, ich hätte es mit einem Fremdenführer oder einem Bettler, der sich einschmeicheln wollte, zu tun. Auf letztere trifft man allerdings in Pistoja, doch sind sie nicht schlimm. Jener aber wollte nur einem Fremden zeigen, daß er nicht auf den Kopf gefallen sei. Die natürliche Lust des Sprechens ist bei allen Italienern groß, und in der Toscana lohnt sich's, zuzuhören. Gestern im Waggon von Bologna hieher führten drei Herren ein regelrechtes Redeturnier auf über die juristische Frage, ob, wenn einer von ihnen ein in seiner Mechanik verdorbenes, nicht mehr schließendes Waggonfenster bei dem Versuch, es doch zu schließen, zerbrechen würde, ihm rechtlich zugemutet werden dürfe, das Fenster zu bezahlen. Der eine sagte Nein, die zwei andern Ja; aber das war kein eigensinniger Disput, sondern eine in oratorischer Weise geführte glänzende Konversation, welche die Angelegenheit drei Viertelstunden lang von allen Seiten beleuchtete.

Wo das Volk in so reiner Mundart spricht, wie im Toscanischen, läßt man sich übrigens auch einen wortreichen Bettler eher gefallen als sonst. Ich war zu dem Ospedale del Ceppo gelangt mit seinem in der Kunstgeschichte berühmten bemalten Friese von den drei della Robbia (1525 bis 1535). Während ich mir die in buntglasierten Tonreliefs ausgeführten vier Tugenden und sieben Werke der Barmherzigkeit, zum Teil recht realistische Spitalszenen, behaglich anschaute und neuerdings einprägte, fing's plötzlich mir zur Seite zu reden an, nicht zu jammern, auch nicht zu schnattern, sondern in bescheidener Weise zu erzählen. Eine alte dicke Frau hatte sich herangemacht und gab mir

einen gedrängten Abriß ihrer Biographie. Sie sei eigentlich Sorrentinerin, habe hieher geheiratet, besitze nur die fernen Verwandten ihres längst verstorbenen Mannes, und es gehe ihr, namentlich nach dem letzten harten Winter, nicht gut. Das kam alles ohne Übertreibung in gescheiten Worten heraus. Immer wartete ich, die Alte würde etwa auch an mein Beschauen der sieben Werke der Barmherzigkeit anknüpfen und die Anspielung wagen, ein Werk der Barmherzigkeit zu tun, sei immer noch mehr wert, als alle sieben anzustarren; aber die doppelte Achtung, einmal vor dem Fremden und dann besonders vor dem alten Kunstwerk, das man erniedrigen würde, wenn man es zur eigenen Misere in Beziehung setzte, verbietet den taktvollen Italienern dergleichen gar zu anzügliche Winke.

Ich will hier nicht von den interessanten Kirchen S. Andrea, S. Francesco al Prato u. s. w. sprechen, die ich in jenen Vormittagsstunden in guter Muße besah; ihre Kunstschätze sind in jedem Reisehandbuche verzeichnet. Lieber noch ein Wort über die Straßen der Stadt und über das sie belebende Volk.

Wem es Freude macht, mitten in einer italienischen Stadt hübsche Gärtchen, schöne Bäume anzutreffen, die, zusammen mit dem graziösen Loggienstil dortiger Architektur, reizende Bilder abgeben, der gehe in Pistoja durch die Via delle Pappe und die Via del Carmine, auch durch die von den vornehmen Leuten bewohnte Via abbi pazienza („Habe-Geduld“-Straße). Nicht eigentlich Paläste sind es, auch nicht große Gärten, die man dort antrifft; aber so ein hoher Magnolien- oder Kamelienbaum hinter einem stilvollen schmiedeeisernen Hofgitter oder eine Pergola aus Schlingrosen, eine von Weinlaub umrankte freie Bogenreihe als Abschluß einer Balustrade — das trägt viel dazu bei, einer ganzen Straße etwas liebenswürdig Heiteres zu geben.

Liebenswürdige Heiterkeit ist auch ein hervorstechender Charakterzug der Pistojesen selbst. Namentlich bemerkt man ihn, wenn man dem niederen Volke bei der Arbeit zusieht. Hier haben es die Handwerker aber auch besonders gut. Ich kam durch Straßen, wo auf der beschatteten Seite vor jedem Hause Tische und Stühle standen, und Meister und Gesellen in aller Öffentlichkeit ihrer Hantierung oblagen. Auf niederen Stabellen hockten hier ein Schuster und seine Lehrlinge; gleich daneben, beinahe mit dem Arm zu erlangen, saß eine Schneiderin mit ihren Mädchen; dann kam ein Sattler, der soeben große Ochsenhäute zerschnitt; weiter ein Anstreicher, der die frisch bemalten eisernen Bettgestelle und Waschtischchen auf die im Sonnenglanz brütende andere Straßenseite zum Trocknen hinübertrug. Und so ging's weiter durch die ganze lange Straße. Wie in der Schweiz an Schützenfesten die Besucher abends in der großen Festhütte sitzen und wohl auch von Tisch zu Tisch ziehen und einander zurufen, so war hier eine ganze Bevölkerung bei der Arbeit vereint und ebenfalls guter Dinge. Denn bei noch so fleißigem Hämmern und Klopfen und Schneiden und Nähen hatte man doch Zeit, sich über den vorüberstelzenden Forestiere ein Scherzwort oder auch nur einen Blick zuzuwerfen, oder es raste eines jener zweiräderigen Fuhrwerke, mit einem der bekannten kleinen toscanischen Ponnies bespannt, durch die Straße, oder der Limonade- und Sorbettiverkäufer rollte seinen beweglichen Schenktisch vor sich her, und man muß nicht glauben, daß er hier keine Geschäfte machte. Für die begehrte Labung hat sogar ein Schusterjunge seinen Soldo vorrätig. Nun kann man mir freilich einwenden, dieses fast ideal schöne Handwerkerleben im Freien dauere jedenfalls nicht das ganze Jahr, da auch Pistoja seinen Winter und rauhe Regentage habe. Um so

besser — möchte ich darauf antworten; denn um so mehr wird es also genossen, wenn der erste sonnige Maitag gekommen ist und man nun auf eine unabsehbar lange Reihe kommender schöner Sommertage blicken kann.

Bei meinem Umherschlendern gelangte ich auch auf den großen Gemüsemarkt. Schon die dazu führende, durch ständige Buden verengte Straße, über die querhin an einigen Stellen Zelttücher gespannt sind, ist interessant durch das in ihr sich drängende Gewühl des Volkes. Der Markt selbst aber in der reichen Auswahl von Früchten, Gemüsen, Federvieh, Seefischen aus Livorno u. dgl. wäre einer weit größeren Stadt würdig. Und der Sinn für Schmuck und Zier des Lebens hat hierzulande sogar die Buden der Fleischer veredelt. Prächtige blühende Azaleenstöcke verbergen zum Teil die blutigen Fleischstücke, und einem mit geschlossenen Augen dahängenden Kalbskopfe waren weiße Philadelphusblüten zierlich hinter die Ohren gesteckt worden. Daß Semmeln auch im Toscanischen „Semeli“ heißen, erfuhr ich in einem Bäckerladen beiläufig.

Erwähnung verdient das wahrhaft luxuriöse Pflaster dieser Provinzialstadt; es besteht, wie übrigens überall im Toscanischen, aus schönen Fliesen von pietra serena, so daß auch die dünnsten Sohlen einer Dame nirgends durch einen scharfen Stein auf die Probe gestellt werden. Und wie die erwähnten kleinen Kaleschen mit den Liliputanerpferdchen auf diesem Pflaster so leicht dahinrollen! Die Zügelführung der kutschierenden Insassen ist freilich eine ganz unsinnige, indem das Pferdchen von Sekunde zu Sekunde zu kleineren oder größeren Schwenkungen veranlaßt wird je nach der augenblicklich wechselnden Laune des nervösen Wagenlenkers. Wer kleine Fische beobachtet hat, wie sie von Moment zu Moment durch einen Schlag der Schwanzflosse den

Kurs ändern und mit unheimlicher Schnelligkeit aneinander vorüberschießen, der kann sich von diesen auf Renommage abstellenden Zickzackfahrten toscanischer Signori und Kutscher eine Vorstellung machen. Die Pferdchen werden natürlich durch diese unnötige Zügelreißerei ungebührlich hergenommen; anderseits aber kann der Tierfreund auch einen hübschen Brauch notieren. Bei längeren Fahrten und namentlich bei den Lastfuhrwerken sind den Pferden und Eseln meistens Körbe vorgebunden, die entweder mit Heu oder jetzt — im Mai — mit der frischen rotblumigen Lucerna angefüllt sind, so daß das Zugtier nicht bloß, wenn es Rast hat, sondern auch unterwegs immer etwas zwischen die Zähne bekommen kann.

Das kleine Pistoja hat bei der Kirche S. Francesco al Prato einen großartigen Festplatz, eine grasbewachsene Rotonde von so gewaltigem Umfang, daß hier (von alters her am Jakobstage) jährlich große Pferderennen können abgehalten werden. Den Hintergrund des Platzes nehmen drei amphitheatralisch angelegte steinerne Sitzreihen für die Zuschauer ein; in der Mitte der Rotonde springen Wasserkünste. Den Abschluß des Platzes bildet ein kleiner Hügel, den der erste Napoleon — wozu der immer Zeit hatte! — mit Bäumen bepflanzen ließ, die jetzt eine Hauptzierde des Platzes bilden und den kleinen nachgemachten antiken Tempel fast verdecken, den er ebenfalls aufführen ließ. Vor neun Jahren, ebenfalls im Mai, stand ich auf diesem Platze inmitten einer festlich erregten Menge, durch die sich ein feierlicher Zug von Männervereinen mit Bannern in allen Farben und mit mehreren Musikbanden hinbewegte. Diesmal, am gewöhnlichen Werktage, fand ich die Stadt still und alle Welt an der Arbeit. Wie die beiden gut geführten Gasthöfe bei so geringem Fremdenverkehr bestehen können, erscheint rätselhaft; doch sollen im Frühsommer und dann wieder bei der

Rückkehr im Herbst viele italienische Familien, die sich in die Badeorte in der Nähe Pistojas begeben, in dieser Stadt manchmal mehrere Tage zubringen. Jedenfalls hält sich der brave Wirt im „Giapone“ nicht etwa schadlos dadurch, daß er dem seltenen Forestiere ungeheure Preise verrechnete. Ich hatte einen hübschen kleinen Salon im ersten Stock für diese Nacht innegehabt und speiste vor der Weiterfahrt (nach Monsummano) eine Collazione, die aus einer vortrefflichen auf dem Rost gebratenen Cotelette und aus Spargeln bestand, dazu der Fiasco mit Chianti; für alles das zahlte ich nicht ganz fünf Lire. Zieht man noch in Betracht, daß in solchen Gasthöfen kleinerer italienischer Städte kein Portier, kein Zimmermädchen mit Ansprüchen auf Trinkgelder sich blicken lassen, man einzig und allein dem bei Tisch bedienenden Aufwärter eine Kleinigkeit zu geben hat, so wird man gestehen müssen, daß der Aufenthalt in einer so heitern, liebenswürdigen Landstadt auch in ökonomischer Hinsicht seine ganz angenehme Seite hat.

3.

Monsummano. — Toscanisches Badeleben. — Giusti.

Monsummano kann von Pistoja aus auch zu Wagen erreicht werden. Einer der Kurgäste in Monsummano, ein russischer Oberst, ist während meines Aufenthaltes zuweilen mit Bicyclette an einem Vormittag hin- und zurückgefahren. Gewöhnlich aber fährt man mit der Pistoja-Lucca-Pisabahn zwei Stationen weit nach Pieve di Nievole und von dort in einem Extrawagen (eine halbe Stunde) nach der Grotte Giusti bei Monsummano.

Die Eisenbahnfahrt, über Serravalle, war köstlich. Auf den Hügeln rechts von der Bahn reihten sich Villen an Villen,

schöne Gebäude nach Florentiner Art, alle mit Cypressen, die hierzulande auch bäurischen Gehöften ein vornehmes Ansehen geben. Die ganze Gegend war ein reicher Fruchtgarten. Von den Hügeln herab in die Ebene erstreckten sich Olivenpflanzungen und Äcker und Wiesen mit Feigenbäumen und Weinstöcken. Man weiß, daß auf der Nordseite der Alpen Rebberge kein sonderlicher Schmuck einer Gegend sind. In Italien ist das meistens anders. Hier z. B. waren die Reben als natürliche Girlanden von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum gezogen, zahllose grüne Triumphpforten des Bacchus. Auch in anderer Beziehung gewähren Äcker und Felder dort ein gar fröhliches Bild. Denn nicht wie bei uns sind die Kulturen der einzelnen Feldfrüchte streng abgeteilt, vielmehr vereinigt dasselbe Grundstück Reben, Oliven, Feigenbäume und darunter irgend eine Kornfrucht, Gerste, Weizen, Roggen oder die beliebten Fave (Bohnen). Als ich in den ersten Tagen des Juni wieder in Bern eintraf, frappierte mich, daß die ganze Natur in ein zwar vollsaftiges, aber eintöniges Grün gekleidet war, eine wahre Laubfroschlandschaft. So stellte sich die toscanische nicht dar. Da flimmerte und leuchtete es vielmehr in allen Farbenabstufungen. Auf den Wiesen glühten mit intensivem Purpur die Blütendolden der Lucerna, die in Italien daumengroße Köpfchen zeigen und im Mai ein besonderer Schmuck der Felder sind. Ich sah ein barfüßiges braunes Bübchen, das ein Bündel solchen Klees auf Rücken und Schultern trug, so daß die roten Dolden um den schwarzen Krauskopf des kleinen Burschen wie ein Kranz herumlagen; jeder Maler hätte sich glücklich preisen dürfen, diese Erscheinung auf die Leinwand zu bannen.

Des weitern war eine Rosenfülle in der toscanischen Landschaft. Nicht nur in den Gärten blühten die Rosen, sondern überall in den Hecken am Wege; jedes Straßenbord

war von Rosen eingefaßt, und ihr Duft schwebte durch die ganze Gegend. Daneben belebten Mohnblumen, Cyanen, Winden in allen Farben und die weißen Blüten der erwähnten Fave die Äcker und Gefilde. Und die Oliven, die als einzelner Baum sich im Laub nicht sonderlich gut ausnehmen, bringen da, wo ihrer eine große Menge dicht beisammen steht, wo weite Hügel und Flächen von ihnen wie mit Wald bedeckt erscheinen, mit ihren grauen Wipfeln einen flimmernden Silberton in die Landschaft, der, zumal bei blauem Himmel und Sonnenschein, Auge und Herz entzückt.

Schon auf der kurzen Eisenbahnfahrt konnte ich alle diese Eindrücke in mich aufnehmen, die sich dann, während dem längern Aufenthalt in der Toscana und speziell in Monsummano, noch sehr verstärkten. Man muß aber nicht glauben, die Natur schenke den Bewohnern der Toscana diesen paradiesischen Lustgarten ohne deren eigenes Zutun. Vielmehr wird der Boden von der bäurischen Bevölkerung mit großem Fleiß bearbeitet. Ich sah öfter zu, wie ein Acker umgestochen wurde. Die Arbeiter standen, ihrer etwa zehn, in einer Reihe wie Soldaten und handhabten ihre Spaten im Takt wie beim Dreschen, aber in einem so furiosen Tempo, daß ich nicht begriff, wie sie eine solche anstrengende Arbeit nur fünf Minuten lang ohne äußerste Erschöpfung aushielten. Denn sie stachen tief hinein und brachen die Scholle mit gewaltiger Vehemenz um. Wenn man bei uns von verweichlichten Italienern spricht, so mag man an die Leute in den Städten denken, aber jedenfalls nicht an diese bäurische Bevölkerung, die im Gegenteil viel abgehärteter ist als durchschnittlich unser schweizerischer Bauernstand. Es sind auch große, starkknochige Männer mit gewaltigen Händen, richtiger mit Arbeitstatzen von erstaunlicher Breite und Stärke.

Noch besser als von der Eisenbahn aus konnte ich im kleinen offenen Wagen, der mich von der Station nach dem Badehotel brachte, die Gegend betrachten. Sie ist nicht nur durch ihre Vegetation, sondern hauptsächlich durch die schwellenden Formen der Berge, die sich nach der florentinischen Ebene abdachen, und durch die vielen Städtchen und Burgen und Kirchen, die auf den grünen Bergrücken liegen, überaus reizvoll. Der Flecken Monsummano selbst, durch den die rasche Fahrt ging, stellte sich mir als eine stattliche große Ortschaft mit riesigem Marktplatze dar, die jetzt verschlafen im Glanz der Mittagssonne brütete. Von hier bog der Wagen links seitwärts, dem Fuße eines kahlen Kalksteinberges zu, in dessen Innern die berühmte heiße Grotte liegt. Und von der Grotte, mit ihr durch Gänge verbunden, erstreckt sich in stattlicher Länge das Badeetablissement von Monsummano.

Die Grotte, die ihren Weltruf gewann, als Garibaldi nach Aspromonte hier Heilung seiner Wunde fand, wird am meisten für Heilung von Gicht, Rheumatismen und Lähmungserscheinungen aller Art in Anspruch genommen und hat tatsächlich schon „Wunderkuren" aufzuweisen.

Sie wurde 1849 von Steinbrucharbeitern entdeckt. Die Arbeiter hatten einen mächtigen Block herausgehebelt; Steine, die in die entstandene Öffnung zurückrollten, schienen in einer gewissen Tiefe in Wasser zu fallen. Die Neugier war geweckt; ein beherzter Mann ließ sich in die Tiefe hinab. Als er, mit Schweiß bedeckt, zurückkehrte, konnte er sich nicht genug tun im Preisen der Naturwunder, die er gesehen hatte. Der ganze Berg da drinnen scheine hohl zu sein; wenigstens erstrecke sich ein Höhlengang tiefer, als es rätlich sei, ihm zu folgen. Denn eine furchtbare Hitze herrsche da drin und ein See heißen Wassers liege seitwärts zur Linken.

Dieser erste Bericht stellte sich als nicht zu überschwänglich heraus. Andere Besucher, die, mit Fackeln reichlich ausgerüstet, in den Berg eindrangen, bestätigten, daß sie eine Höhle von herrlichster Stalaktitenbildung angetroffen und das Ende des Höhlenganges nicht erreicht hätten. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß auch bis heute die Höhle nicht vollständig erforscht ist. Es besteht z. B. kein Zweifel, daß sie eine gewisse Ventilation besitzt, eine stetige Lufterneuerung, indem trotz den heißen Dämpfen, welche den beiden großen und tiefen Teichen entsteigen, man auch bei stundenlangem Aufenthalt im Innern keine Atmungsbelästigung empfindet und die Lichter, mit denen die Höhle und ihre Gänge beleuchtet sind, hell brennen; wo aber die Kamine, welche diese angenehme Lufterneuerung bewirken, sich durch das Gestein ziehen, vermag niemand genau zu sagen.

Die Regierung — damals noch Leopold II. — nahm Kenntnis von der Entdeckung und der Großherzog selbst besuchte den Ort. Als nun um dieselbe Zeit ein armer Bursche aus dem nahen Montecatini, ein gewisser Giovanni Benedetti, der schon seit Jahren von furchtbaren Schulter- und Armrheumatismen gequält und hiedurch arbeitsunfähig war, aus Neugier eines Tages die Grotte betreten und, von ihrer Großartigkeit überwältigt, eine Stunde darin verweilt hatte, fand sich, daß beim Austritt alle seine Schmerzen in Arm und Schulter verschwunden waren. Dieser schier wunderbaren Heilung folgten sofort ein paar andere. Der intelligente Arzt der Gemeinde begann zu merken, welche Schatzkammer der Natur sich hier erschlossen hatte; zum Glück lag sie auf dem Gebiet der ausgezeichneten Familie Giusti; — derselben, welcher der 1850 verstorbene Dichter Giuseppe Giusti angehörte — es hatte keine Schwierigkeit, Personen von solcher Bildung und Aufgeklärtheit zu überzeugen, daß sie

gewissermaßen verpflichtet seien, hier eine Heilanstalt zu errichten. So wurde denn 1852 die Höhle im Innern auf geeignete Weise zugänglicher gemacht und neben ihrem Eingang ein Badehotel erstellt, das mit der Zeit eine Vergrößerung erfuhr, immerhin aber auch jetzt mehr als 50 bis 60 Badegäste nicht wohl beherbergen könnte. Die jetzigen Eigentümer, drei junge Herren Babbini, mütterlicherseits von der Familie Giusti stammend, leiten das Etablissement mit Umsicht und Takt; doch kann man sich dem Eindruck nicht ganz verschließen, daß ein schweizerischer Besitzer aus einem so einzigartigen Naturwunder von solcher Heilkraft bei gehörigem Unternehmungsgeist viel mehr machen würde. Dieser Berg voll heißer Dämpfe, ein Tepidarium, das seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat, könnte z. B. auch ein Wintersanatorium ersten Ranges abgeben, wenn die nötigen Bauten hiefür hergestellt würden. Auch fällt auf, daß England von der Grotte Monsummano bis jetzt wenig Notiz genommen hat. Als echte Nobili tun die Eigentümer offenbar so viel wie nichts für Reklame. Deutsche, Schweizer, hie und da ein Russe sind außer den Italienern, die aber erst in den Monaten Juni bis September die Bäder besuchen, die einzigen Badegäste.

Der Verlauf eines normalen Badetages ist ungefähr folgender: Etwas nach sieben Uhr morgens erscheint der stattliche Oberkellner Giuseppe mit dem Frühstück, das man, als Kurpatient, am besten im Bette einnimmt. Bei der gewaltigen Breite des Bettes hat es keine Schwierigkeit, einen Teil des nächtlichen Lagers als flachen Tisch zu benützen. Das Frühstück darf jedoch kein kopioses sein, eine Tasse Kaffee oder Tee mit ein paar englischen Zwiebacks (die in Florenz gebacken sind und Savoia heißen) ist alles. Denn man soll die Grotte zwar nicht nüchtern, aber noch

weniger satt betreten. Gegen acht Uhr ist es Zeit, sich auf den Weg zu machen. Wir beschuhen also den Fuß mit Ledersandalen und schlüpfen in das weiße Leinengewand, das jeden Morgen vor unserer Tür bereit liegt. Als ich es zum ersten Male anlegte, erinnerte ich mich, daß früher unter den Bourbonen in Neapel die zum Tode Verurteilten in eine ähnliche Tracht, die denkbar einfachste, gesteckt wurden, und mußte mir gestehen, wie furchtbar raffiniert dergleichen ausgedacht ist, um die letzte Energie eines solchen Unglücklichen zu brechen. Das bißchen nackte Menschlichkeit in einem leinenen Kittel und in schlurfenden Sandalen — man kommt sich merkwürdig reduziert vor, während man in diesem Aufzug die Korridore durchwandert, wo, aus anderen Türen tretend, ähnliche Gestalten sich anschließen. Die Geräumigkeit der aus drei Abteilungen bestehenden Grotte, ihre relative Dunkelheit, — von ungefähr sechzig Stearinlichtern erhellt — endlich die Art der Verhüllung der Badenden gestattet, daß Herren und Damen gleichzeitig in der Grotte sich aufhalten können, ohne einander im mindesten zu genieren.

Wir gelangen nun über eine Stiege zu dem durch doppelte Türen gegen die äußere Luft wohlverwahrten Grotteneingang. Hier nimmt uns ein alter Badewärter in Empfang, der in seinem weißen Gewande jeden Augenblick im Priesterchor der „Aida“ auftreten könnte. Unter seiner Führung betreten wir den heißen, engen, dunkeln Gang. Uns zu Häupten phantastische Stalaktitenbildungen, rötlichbraune Trauben, eigentümliche Zapfen des von Wasser leise übersickerten Kalkgesteins; zu Füßen die dunkle heiße Flut, aus welcher die nicht sichtbar werdenden Dämpfe emporsteigen. So oft ich diese 247 Meter lange Höhlenwanderung zurücklegte, — jedesmal war ich neuerdings gefangen von dem Zauber, den sie auf mich ausübte. Dieses verborgene stygische Gewässer,

das vor Jahren eine Barke verschlang, die nie mehr zum Vorschein kam, diese bergwerkartigen Höhlengänge, die schwarzen Schatten hinter den vorspringenden, abenteuerlichen Formen der Steinbildungen, die Lichtreflexe an den feuchten Wänden, die hohen Bogen an den Orten, wo die Grotte sich erweitert, die Kammern von ungleicher Temperatur, die sie darbietet, und nun, durch alles dies, in erstaunlicher Hitze das stumme Wandern der weißen Gestalten, die wie Schatten der Unterwelt dahinziehen, — das waren Eindrücke, die auch durch häufige Wiederholung sich nicht abschwächten.

Was die Kammern von ungleicher Temperatur betrifft, so sind es ihrer drei, und es versteht sich von selbst, daß zu ihren Namen Dantes Gedicht herhalten mußte. Nur liegt hier das Paradiso — der verhältnismäßig kühlste Ort — im Anfang der Wanderung mit 27,5 Centigraden; dann folgt das Purgatorio mit etwas höherer Temperatur, endlich, als hinterste Höhlenkammer, das Inferno mit 35 Centigraden.

Hier, im Inferno, brachte ich jeden Morgen ungefähr ein Stündchen zu; schon nach zehn Minuten perlte der Schweiß. Aber es war damit keine unangenehme Empfindung verbunden. In römisch-irischen Bädern, wo man nur Hitzestrahlen ausgesetzt ist, werden einem die Augen leicht trocken und brennend. Hier, wo der Hitze natürlicher Wasserdunst sich verbindet, den man übrigens nicht als eigentlichen Dampf zu sehen bekommt, fehlt jene Empfindung des Ausgetrocknetwerdens. Und doch wird man tatsächlich ausgetrocknet. Fünf Bäder genügen, im Körpergewicht eine Abnahme um drei Kilo herbeizuführen. Damit ist nun freilich auch gesagt, daß nur robuste Naturen dieser Bäder sich wochenlang ohne Unterbrechung bedienen dürfen, schwächere müssen nach je vier bis fünf Tagen einen Tag pausieren.

Meistens saß ich allein in der durch einen hölzernen Kronleuchter matt erhellten Höhle, manchmal gesellte sich der alte Badewärter zu mir und ließ sich gern allerlei erzählen von fremden Ländern, ob wirklich in der Schweiz ewiger Winter herrsche und die Leute es ohne König und Nobili auszuhalten wüßten und ob die Engländer Christen seien. Er machte zu allem hübsche, gescheite Anmerkungen; es war mir ein neuer Beweis für die Tatsache, daß es hierzulande den einfachsten Leuten im Volke wohl an Schulbildung, gewiß aber nicht an Geist und Urteil gebricht.

War nun meine Schwitzzeit abgelaufen, was sich an einer großen Uhr im Inferno ablesen ließ, so wurde ich bis in die Gegend des Paradiso zurückgeführt, dort meiner leichten Hülle entledigt, abgerieben, in ein mächtiges Leintuch eingewickelt, das auch den Kopf verhüllte, und hierauf noch mit zwei rauhhaarigen, dicken, wollenen Decken umwunden. In diesem Aufzug, als ein bärtiger, unbehilflicher Bambino, verließ ich die Grotte und wurde von einem andern Badediener in mein Zimmer geleitet, dort ins Bett gelegt, zugedeckt und einem fernern halbstündigen Schwitzen überlassen. Dann erst durfte ich definitiv aufstehen und mich anziehen. Darüber war es meistens zehn Uhr vormittags geworden. Um diese Zeit wurde das zweite Frühstück eingenommen, eine angenehme, aus drei Gängen bestehende Mahlzeit mit Wein. Das Pranzo, die Hauptmahlzeit, erfolgte um 5½ Uhr abends. Der Koch machte seine Sache immer vortrefflich, indem er auf geschickte Weise gewisse Speisen der französisch-internationalen Table d'hote mit jenen feinen Gerichten zu kombinieren wußte, welche der italienischen Küche bei allen Kennern einen so guten Ruf eingetragen haben.

Die Güte dieser Mahlzeiten muß um so mehr hervorgehoben werden, als das Badehotel außer den Tafelfreuden

seinen Gästen nicht sehr viel bietet. Ein Lawn-Tennis z. B. ist nicht vorhanden, dafür aber auch keine englische Gesellschaft, keine englische Kirche mit Harmonium; auch keine deutsche oder sonstige Kegelbahn. Dafür — Ruhe, Ruhe und noch einmal Ruhe und eine freundliche nächste Umgebung, die, wenn man nur ein wenig in die Höhe steigen mag, sofort in eine großartige Landschaft sich umsetzt.

Vor dem langgestreckten Badegebäude ziehen bescheidene Gartenanlagen mit Laubgängen (Pergola) sich hin, in denen es im Mai von allen Arten blühender Rosen duftete. Auch die weißen Blüten eines gewaltigen Akazienbaumes streuten sich und ihren süßen Duft über die Wege. Weiße Schlingrosen — hier spanische genannt — waren bis in die Wipfel der schwarzen Cypressen geklettert, die dem Badehotel den Charakter einer ländlichen Villa geben. In den Feldern herrschte der Ölbaum vor; ganze Hügelabhänge um das einsame Badehotel sind mit seinen silbergrauen Wipfeln bedeckt; dazwischen wird Wein gezogen. Andere Äcker wogten von Korn oder von dem bereits erwähnten Futterkraut Lucerna. Die Landschaft war überhaupt vor Mitte Mai voll Farben, voll Duft und voll Wärme. Wer Naturfreund ist, wird sich daher in diesem toscanischen Badeort gewiß nicht langweilen, da ihm jeder Schritt neue Schönheiten enthüllt. Ich liebte es, in einen Weinberg zu treten, der sich nach Südwesten an den Garten des Hotels schließt. Schon von dort konnte ich die sanften Wellenlinien der Berge erschauen, die sich gegen Lucca hinziehen; sie bilden im Verein mit den Bergen von Montecatini und dem im Norden emporsteigenden Apennin eine Art große Bucht, in welcher die bis Florenz, Pisa, Livorno sich erstreckende Ebene liegt. Diese Ebene nimmt manchmal schon am Tag in der Ferne eine so dunkelblaue Färbung an, daß man glauben könnte, sie selbst sei das Meer,

an das sie im Westen grenzt. Um Mittag durch die von Wärme zitternde Luft ins weite Land zu schauen, war mir ein hoher Genuß. Am Abend ging alles in tiefviolette Färbung über. Nachts aber, da glühte und sprühte die Luft von Myriaden schwebender Phosphorfunken, den leuchtenden Johanniswürmchen, die in Italien sich nicht begnügen, bloß im Grase zu liegen, sondern wirklich schwärmen mit einem blitzartig schießenden Flug in scharfen Ecken. Die Erde schien ein zweiter, tausendmal reicherer Sternenhimmel zu sein, und dieses leuchtende Leben, das aus der schwarzen Finsternis hervordrang zur Freude des Daseins, hatte nicht bloß für die Augen etwas Bezauberndes, sondern auch etwas Rührendes für Herzen, die in den Mitgeschöpfen sich selbst und das Göttliche zu finden wissen.

Wer nun vollends Spaziergänge mit einiger Steigung nicht zu scheuen braucht, dem bieten sich vom Badehotel aus namentlich zwei höchst anziehende Punkte dar, von denen jeder in weniger als einer Stunde sich erreichen läßt. Das eine Ziel ist der Gipfel des Monsummanoberges selbst, in dem die Höhle liegt. Seine dem Tal zugewandte Vorderseite sieht kahl und grau aus, ist aber in der Nähe, wenn man auf ihr emporklimmt, nicht so pflanzenarm, als man von weitem denkt. Außer den Wachholderbüschen, die zu Anfang Mai schon Beeren hatten, gedeihen hier eine Menge starkriechender Kräuter wie Thymian, Artemisia absynthiaca, Anis u. s. w., und strömen in der heißen Abendsonne einen betäubenden Duft aus. Indem nun zahllose Eidechsen zwischen diesen Pflanzenbüscheln und dem Kalkgestein hin und her schlüpfen, zuweilen auch ein paar reife Erdbeeren den Wanderer erquicken, ist man fortwährend von kleinen Eindrücken in Anspruch genommen und sieht sich auf dem Gipfel, ehe man es nur erwartet hatte. Es führt aber auch ein recht bequemer,

durch eine Schlucht zwischen zwei Hügeln gehender Weg nach Monsummano alto. Hier mag wohl in den etruskischen Zeiten das eigentliche Monsummano[1] gestanden haben, da die Etrusker durchaus auf die Berge bauten, indem sie die Fieberluft der damals noch wenig kultivierten Ebene fürchteten. Die Ringmauern jedoch, welche jetzt auf dem Bergesgipfel eine Kirche und ein paar Häuschen einschließen und allerdings einen ganz stattlichen Umfang ausweisen, sind mittelalterlichen Ursprungs. Ich traf es an einem Sonntagabend, daß dort oben ein Fest des örtlichen Kirchenheiligen war abgehalten worden. Noch wimmelte der Berg von frohen Leuten, die sich hier aus allen umliegenden Dörfern zusammengefunden hatten. Wie gewiß schon in den alten heidnischen Zeiten war auch jetzt das religiöse Fest mehr nur der Vorwand zu einem Stelldichein auf dem luftigen Gipfel, der die toscanische Ebene bis ans Meer beherrscht und auf der andern Seite Aussicht gewährt nach den teilweise noch beschneiten Höhen des Apennins und den welligen sanften Berglinien gegen Lucca. Auf allen diesen Bergen und Hügeln liegen Schlösser, mittelalterliche Festungen, oder Kirchen, Klöster, auch ganze Ortschaften, Montecatini alto, Serravalle, Montevettolini und wie sie sonst heißen mögen. Der Blick über alle diese Herrlichkeit, in so viele schattendunkle Täler und Schluchten hinein, zu so manchem weißleuchtenden Kastell hinüber und hinab in die weite, fruchtbare Ebene, in der der Abend seine blauvioletten Schleier spann, läßt sich nicht schildern. Und eben so reizvoll war in diesem Augen-

[1] Monsummano soll der Name einer etruskischen Gottheit gewesen oder nach einem alten Beinamen Jupiters „Summus manium“ entstanden sein. Das Wappen übrigens von Monsummano zeigt drei Bergkegel mit einer Hand darüber, gleichsam: mons (oder montes) sub manu.

blick des zu Ende gehenden Festes unsere eigene Bergeshöh. In der offen stehenden Kirche brannten am Hochaltar noch alle die langen Wachskerzen und strahlten in die dämmrige Luft hinaus. Ein paar Eselskarren, welche Vorräte heraufgebracht hatten, wurden mit den leeren Chiantiflaschen und den Überbleibseln von Käsen und Brotlaiben beladen. Im Gras aber zwischen den Ginsterbüschen saß noch manches junge Pärchen, Hand in Hand geschlungen, während der grauhaarige Padre einem Fiasco auf den Grund zu kommen strebte. Ich war mit einem verwegen blickenden hübschen Burschen aus Montecatini ins Gespräch gekommen und hatte jenes bekannte Sprichwort erwähnt, das als schönstes Italienisch das von römischem Munde gesprochene Toscanisch bezeichnet. Plötzlich zu einem stattlichen Mädchen sich beugend, das an seiner Seite saß, zog er sie an sich, küßte sie heiß auf den Mund und sagte dann: „Ecco! lingua toscana in bocca Romana!“ indem er nachher erklärend beifügte, seine Armida sei eine Römerin und er, natürlich, ein Toscaner. Es war ein bißchen keck, daß sich ein junger Bursche gegenüber einem älteren Forestiere einen solchen Spaß gestattete; aber hier auf der Bergeshöhe und am Schluß eines heißen Festtages durfte man es mit dergleichen nicht so genau nehmen. Sonst sind die Landleute hier voll Respekt vor jedem guten Rock. Man wird nicht bloß als Signore, sondern als „Signoria“ (ungefähr: „Eure Herrlichkeit“) gegrüßt. Die Bauern haben hier übrigens ein weniger niedergedrücktes Aussehen als in manchen anderen Gegenden Italiens. Der gute Ertrag eines so außerordentlich fruchtbaren Landes scheint ihnen selbst doch auch zu gut zu kommen. Der Menschenschlag ist ein schöner. Gerade an jener Prozession auf den Monsummanoberg hatten sich reizende Bauernmädchen beteiligt. Eine Tracht wie im Römischen trugen sie zwar nicht; aber auch in den

ärmlichen Kleidchen, denen nur das meist gelbseidene Schultertuch aufhalf, sahen viele doch ungemein lieblich aus. So begegnete mir, noch bevor ich den Gipfel erreicht hatte, ein vom Fest bereis heimkehrendes Pärchen, der Bursche vielleicht achtzehn, das Mädchen etwa fünfzehn Jahre. Sie kamen, Hand in Hand, bergab gelaufen und überließen sich ganz ihrem jungen Liebesglück und ihrer harmlosen Fröhlichkeit, da sie des Begegnenden noch nicht waren gewahr geworden. Etwas Liebreizenderes als diese halben Kinder konnte man sich nicht denken; sie schienen mir die holde Verkörperung der beiden Liebenden im Hirtengedicht des Longus.

Auf dem links vom Badeorte sich erhebenden Hügel liegt der überaus malerische Burgflecken Montevettolini. Außer der Kirche gibt ihm besonders ein an den steilen Abgrund hinausgebauter stattlicher Palast der Medici — heute eine Besitzung der Borghese in Rom — ein so imposantes Ansehen. Ein junger Waffenschmied — Luca Trinci heißt der Wackere — zeigte mir bei meinem ersten Besuche die kleinen Merkwürdigkeiten des Ortes und zuletzt seine eigene Werkstatt, in welcher vor ihm Vater, Großvater u. s. w. demselben Handwerk obgelegen haben. Außer Waffen schmiedet er namentlich auch jene prächtigen eisernen Verzierungen für die Portale stattlicher Paläste, fabelhafte Greife u. dgl. In einer Zeit der Herrschaft des Gußeisens ist es ein besonderes Vergnügen, solche Gegenstände unter geschickten Händen mit der Feile und dem Hammer entstehen zu sehen, und mit Stolz versicherte mir der in seinem Beruf glückliche junge Meister, daß er aus diesem seinem Bergnest sogar nach Florenz und in die Museen zuweilen Arbeiten liefere. Auf dem Rückwege hörte ich in den Weinbergen von Männerstimmen ein melancholisches Lied. Es war das Lied Caserios. Der Mörder Carnots ist zum Helden eines Volks-

liedes geworden, ohne daß diejenigen, welche es singen, sich schlechthin als Anarchisten bekennen möchten. Aber er war ein Sohn des armen Volkes, in dessen Mitte seine Mutter noch lebte, und seine Tat, die immerhin nicht einem gemeinen egoistischen Beweggrunde, sondern einer — wenn auch irregeleiteten — Idealität entsprang, hat er mit seinem Tode gesühnt. So mag denn wohl das Volk von ihm singen. Das Lied, das den Titel trägt: „Le ultime ore e la decapitazione di Sante Caserio“ ist übrigens poetisch nicht viel höher zu werten als die sogenannten „Moritaten“, die ehemals auf unseren Jahrmärkten abgesungen wurden. Die erste Strophe lautet:

Il sedici d'Agosto
Nel far della mattina
Il boia avea disposto
L' orrenda ghigliottina,
Mentre Caserio dormiva ancor,
Senza pensare al triste orror.

Der ganze Verlauf der Hinrichtung wird in weitern sieben Strophen beschrieben; dann folgt ein heftiger Ausfall gegen die Franzosen („gente tiranna e senza cuor' “), weil sie beim Fallen des Kopfes applaudiert hätten. Die drei letzten Strophen sind der Mutter Caserios gewidmet, die für die Seele ihres geliebten Sohnes betet.

* *
*

Ein zweites Mal besuchte ich Montevettolini in Begleitung einer kleinen Gesellschaft von Badegästen unter Anführung des ältesten der Herren Babbini. Mit erstaunlicher Gastfreundlichkeit wurde unser Trupp, in dem sich allerdings auch ein sehr hübsches russisches Fräulein befand, in die verschiedensten Häuser des Burgfleckens hineingenötigt und

daselbst mit feinen Weinen, Likören u. dgl. bewirtet. Zuerst hatte uns wieder der Waffenschmied abgefaßt, bei dem der russische Oberst einen Dolch nach altflorentinischem Muster bestellte. Nachher ging's zum Arzte, der zwar selbst abwesend war, aber durch seinen Diener uns sein ganzes Haus zur Verfügung gestellt hatte. Während in Italien die Wohnräume sonst etwas kahl sind, waren sie hier im Gegenteil mit Hausrat aller Art, Empire-Stühlen, Teppichen, Nippsachen u. s. w. geradezu überladen. Auch Stühle mit losgehenden Musikdosen, wenn man sich auf sie setzt, waren vorhanden. Der Arzt ist Junggeselle und scheint an einem zierlich und reich eingerichteten Hause seine besondere Freude zu haben. Das dritte Frühstück wurde uns im Hause eines gewichtigen Gemeinderatsmitgliedes, zugleich des Präsidenten der Blechmusikgesellschaft Montevettolini, angeboten und überall hätten wir die guten Leute beleidigt, wenn wir unser Glas nicht wenigstens zweimal leergetrunken hätten. Schweizerische Leser mögen sich die ganze Ortschaft ungefähr wie das Städtchen Greyerz im Freiburgerlande vorstellen, aber freilich mit lauter hohen steinernen Häusern, kleinen Palazzi in der Hauptstraße, während die meisten Häuser im Städtchen Greyerz Bauernhäusern gleichen. Aber wie in Greyerz, so krönt auch in Montevettolini ein Schloß die Höhe des Berges, der bereits erwähnte mittelalterliche Palazzo, dessen Außenmauern auch Spuren erlittener Belagerungen zeigen, und ein jetzt zugemauertes Tor, durch welches, wie die Bewohner des Städtchens nach Tradition erzählen, in alten Zeiten gefangene Feinde in den Abgrund gestürzt wurden. Wir hatten einen Erlaubnisschein (permesso) bei uns, der uns gestattete, den Palast zu durchwandern. Er ist ein gewaltiges Gebäude, eher noch größer als Schloß Greyerz und, wie es das Klima bedingt, mit sehr hohen luftigen

Sälen, in denen alte Familienbilder hängen. Die Marmorböden und manche in Schränken verwahrte Kunstgegenstände, bemalte Fächer aus der besten Zeit der Renaissance, wahrhaft königliche Prunkbetten mit vergoldeten Säulen u. dgl. deuten auf einstigen großen Reichtum der Besitzer; daneben machen sich aber überall auch Spuren des Verfalls und der Vernachlässigung geltend. Da indessen ein Sprosse des Geschlechtes Borghese eine amerikanische Millionendollarsbraut geheiratet hat, so kann es wohl geschehen, daß auch für dieses Schloß in dem abgelegenen Bergstädtchen etwas abfällt von der neuen Vergoldung des alten Wappens der Borghese.

Einmal während meines Aufenthalts fand im Flecken Monsummano eine Theatervorstellung statt. Eine Theatergesellschaft aus Pistoja spielte neben anderen Kleinigkeiten den dramatisch spannenden, leidenschaftlichen Einakter La Vipera von Ferdinando Martini, und auf den Theaterzetteln hieß es: L' autore assisterà alla Rappresentazione. Das war auch wirklich der Fall; denn der Senator Martini, ein sehr geschätzter Dichter des modernen Italiens, hat bei Monsummano seine Villa. Er war auch wieder Wahlkandidat für die Kammerwahlen am 26. Mai. Vielleicht sollte die Ovation, die ihm die Vorstellung seines Dramas bei seinen Mitbürgern eintrug, sie auch für die Wahl günstig beeinflussen. Dreimal wurde Herr Martini, ein schon in den Sechzigen stehender stattlicher Herr, vor den Vorhang herausgejubelt. Dieser Vorhang oder telone ist übrigens reizend bemalt, so daß er einer großen Stadt nicht unwürdig wäre, und das ganze kleine Teatro Giuseppe Giusti — hier heißt alles nach dem berühmtesten Manne des Landes — ist mit seinen beiden Logenreihen ein niedlicher, eleganter Bau, wie man ihn in einem solchen Marktflecken nicht erwarten würde.

In andern Dingen merkt man hingegen sehr, daß man

auf dem Lande ist. Zwischen Monsummano und dem Badehotel gibt es weder Telegraphen noch telephonische Verbindung. Die Briefe werden von einem alten, gemütlich schwatzenden Briefträger zweimal im Tage nach dem Badehotel gebracht. Cigarettentabak war im Flecken nicht aufzutreiben, obwohl ich nur italienischen Regietabak begehrte; man ließ ihn mir dann kommen, was sechs Tage dauerte. Dagegen ist das in der Nähe von Montecatini gebraute Bier gar nicht übel. Es wird in Halbfläschchen zu 25 Cts. verschänkt und findet sich schon wenige Schritte vom Badehotel in einem Albergo „Fortuna.“ Es sind nämlich in der Nähe der Grotte noch mehrere bescheidenere Wirtshäuser entstanden, in denen man auch ganz ordentlich verpflegt sein mag. Von diesen ist die „Fortuna“ das größte und für die Kurgäste anziehend besonders durch die hübsche, feine und kluge Wirtstochter, Signorina Corinna, ein etwa sechzehnjähriges rotblondes Mädchen, das allerliebst zu plaudern weiß; sie war es auch, die mir eine Abschrift des oben erwähnten Caserio-Liedes verschaffte.

Am 18. Mai wurde abends 9 Uhr in der ganzen Toscana und so auch in Monsummano eine heftige Erderschütterung wahrgenommen. Ein junges Ehepaar aus Costaricca, das zur Kur nach Europa gereist ist, fand zwar in diesem Erdstoß nur eine Art Gruß aus der überseeischen Heimat, wir andern hatten an dem terremoto gerade genug. Am leidesten aber tat den Kurgästen, daß er von einem erheblichen Sinken der Temperatur begleitet war. Die heißen Grottebäder verlangen, daß auch die Luft im Freien und in den Zimmern eine völlig sommerwarme sei. Da nun der Mai doch auch in der olivenreichen Toscana keine Garantie gewährt gegen gelegentliche starke Abkühlungen, kann man es eigentlich nur billigen, daß die Italiener ihre Kur erst im Juni beginnen.

Die kleine Zahl der Badegäste im Mai hatte übrigens das Gute, daß sich unter ihnen und im Verkehr mit den Eigentümern der Grotte und dem jungen Badearzte eine Art Familienlebens entwickelte, so daß, wenn wir abends alle vor dem Hause saßen und Konversation machten oder auch nach Belieben der Konversation der andern zuhörten, das Ganze aussah, als ob die Gäste irgend einer privaten Villa sich dem Genusse des schönen Abends hingäben. Hie und da ließ sich in den nahen Rosenhecken eine Nachtigall vernehmen. Nachtigallen waren hier früher noch zahlreicher. Eine Engländerin, die vor einigen Jahren hier wohnte, konnte jedoch den Gesang nicht ertragen und zahlte Prämien für Tötung der kleinen Sänger. An was mochten die Nachtigallen sie erinnern, daß sie so gegen dieselben wütete? Oder war es einfach Hysterie? An Stelle der Herren Babbini hätte ich das verschrobene Frauenzimmer fortgeschickt, da in der Regel zwanzig Engländerinnen noch lange nicht so schön singen wie eine einzige Nachtigall.

Ein angenehmer Gesellschafter war der junge Badearzt Dr. Gino Galeotti, der in der wissenschaftlichen Welt bereits so viel Anklang gefunden hatte, daß einzelne seiner Studien in deutschen Zeitschriften in Übersetzung erschienen waren, z. B. seine Schrift: „Über die Neubildung der nervösen Elemente in dem wiedererzeugten Muskelgewebe.“ Der junge Gelehrte hat sich auch in der schönen Literatur, und nicht nur in der italienischen, umgesehen. Er liest mit Leichtigkeit deutsche Bücher, sprach mit mir über die Romane von Gustav Freytag und war auch über die Entwicklung des modernen deutschen Dramas ganz auf dem Laufenden. Dagegen besaß er keine Instrumente wie Ohren- und Kehlkopfspiegel u. dgl. Es scheint, daß Patienten, die in dieser Beziehung Ansprüche stellen, sich an Professor Mya zu wenden haben, der alle

Sonntage von Florenz in die Grotte kam und mit uns speiste. Während der vollen Saison nimmt dann Professor Mya, eine sehr frische, anregende Persönlichkeit und gewiß ein Arzt von großem Verständnis und von bedeutender Energie bleibenden Aufenthalt im Badehotel.

Bevor ich von Monsummano abreiste, war der älteste der Brüder Babbini, ein studierter Herr und Dr. juris, so freundlich, mir das elterliche Haus, vielmehr den Familienpalast im Flecken Monsummano und darin die Zimmer zu zeigen, in welchen der Dichter Giuseppe Giusti, sein Großoheim mütterlicher Seite, gewohnt hatte. Man kennt bei uns in höher gebildeten Kreisen wohl den Namen dieses feinen satirischen Dichters, dessen Liederbuch („Versi") ihn zum Béranger Italiens stempelt; aber seine Gedichte sind uns nicht geläufig und können es nicht sein, außer wenn wir im stande sind, sie in italienischer Sprache zu genießen. Und auch das hat noch andere als nur sprachliche Schwierigkeiten. Diese Spott-, Zorn- und Strafdichtungen Giustis wenden sich an Zeitgenossen der dreißiger und vierziger Jahre, beziehen sich auf die damalige Politik Italiens und speziell Toscanas und sind, wie das bei einem Satiriker recht und natürlich, voll von Anspielungen und Beziehungen auf naheliegende Zustände, die uns Schweizern jedoch nicht so bekannt und vielleicht auch nicht mehr interessant genug sind. Vollends aber übersetzen lassen sich die Poesien Giustis nicht. Es ist immerhin versucht worden von Paul Heyse und andern. Den „Gingillino" (das Wort bedeutet einen schleichenden, servilen Ämtchenschnapper) hat ein gewisser Krafft übersetzt; man findet diese Meistersatire in Scherrs „Bildersaal der Weltliteratur" abgedruckt und kann sich da überzeugen, wie schwer sie im Deutschen sich liest.

Mir schenkte mein freundlicher Führer ein 1846 in

Florenz gedrucktes unpolitisches Gedicht Giustis: L' amor pacifico. Dieses witzige Poem schildert mit ironischer Verherrlichung die Liebe und Ehe zweier phlegmatischer Fettkolosse, die bei einem Pranzo miteinander bekannt geworden waren und bei gleicher Neigung zu unbegrenzter Bequemlichkeit nun das schönste Leben führten, Signor Taddeo und Signora Veneranda.

„Si vegono la sera e la mattina
Commodamente all'ore stabilite,
Parlan di *consumé*, di gelantina,
Di cose nutrienti e saporite;
Nell' inverno di stufe, e nell' estate
Trattano, per lo più, di gramolate.“

(Sie sehn am Morgen sich und so am Abend
Bequem zu einmal festgesetzten Stunden,
Von Suppe sprechen sie, wie Gallert labend,
Kurz, was nahrhaft und schmackhaft wird befunden.
Im Winter handeln sie von Ofenheizung,
Im Sommer von des Eises Gaumenreizung.)

Quando arriva Taddeo, siede e domanda:
„Cara, che fai? come va l' appetito?“ —
‚Mi contento‘, risponde Veneranda;
‚E tu, anima mia, com' hai dormito?‘
„Undici ore, amor mio, tutte d' un fiato:
A mezzogiorno, o sbaglio, o t' ho sognato.“

(Taddeus kommt, nimmt Platz und stellt die Frage:
„Wie geht's? wie steht's mit deinem Appetite?“
‚Ganz gut!‘ antwortet Veneranda, ‚sage
Nun du, mein Seelchen, wie du schliesst, ich bitte.‘
„Elf Stunden, liebes Herz, in einem Zug,
Und träumt' von dir just, als es Mittag schlug.“)

Das ganze Scherzgedicht hat doch einen wehmütigen persönlichen Grund. Giusti selbst war ein kränklicher Mann und durch kleine körperliche Leiden nicht nur in seinen Studien und in seinem politischen Wirken, sondern auch in seinen gesellschaftlichen Beziehungen zu Freunden und Freundinnen oft gestört. Darum geht er in der ersten Strophe des „amor pacifico“ von dem Gedanken aus, welches Unglück es sei, zu unbeschützte und immer in Kampf begriffene Nerven zu haben, und er preist diejenigen glücklich, die ihre Nerven in Fettpolstern liegen haben wie in „gesteppten Bettdecken“ (in un coltrone di grasso co' fiocchi), so daß ihnen weder winterlicher Nebel noch der Sirocco zusetzt. Die Ausmalung nun des plumpen Liebesglückes zweier solcher Elefanten soll freilich durch den dabei aufgewendeten Spott den Dichter entschädigen für die ihm selbst entgehenden Lebensfreuden; aber durch alle Grazie und Eleganz der lustigen Strophen schimmert doch etwas wie neidisches Bedauern, nicht selbst kräftiger zu sein.

Ich habe mich bei dieser kleinen Dichtung Giustis länger aufgehalten, weil ich meinen Lesern eine lebendigere Reliquie des Dichters weisen wollte, als dies durch die Beschreibung seines Bibliothekzimmers, wo noch viele hundert ungedruckte Briefe Giustis sorgsam aufbewahrt werden, oder des kleinen Saales, in dem sein Sterbebett steht, geschehen könnte. Solche Dinge machen, an Ort und Stelle besichtigt, immer einen gewissen Eindruck, der sich jedoch nicht leicht auf andere durch Bericht darüber übertragen läßt. Das ganze Familienhaus ist ein stattlicher Bau, eines vornehmen Geschlechtes würdig. Aus den Fenstern genießt man reizende Aussichten, und der große Garten, von hohen Mauern eingefaßt, lag mit dem alten Springbrunnenneptun so friedlich und so duftend da in der Mittagsglut, daß ich mir wohl

vorstellen konnte, wie auch heutzutage noch ein Dichter in diesem hohen kühlen Hause und in dieser brütenden Garteneinsamkeit sich glücklich fühlen würde.

Der Erfolg meiner Kur in Monsummano war, so weit ich es beurteilen konnte, ein günstiger, wozu aber nicht allein die heißen Bäder in der Grotte beitrugen, sondern auch die milde Luft überhaupt (denn jenes früher erwähnte Sinken der Temperatur hatte nur zwei Tage lang sich unangenehm bemerkbar gemacht). Im ganzen aber neige ich zu der Ansicht, daß man gut tut, die Kur sehr langsam zu absolvieren, z. B. sechzehn Bäder auf vier Wochen zu verteilen, es sei denn, daß eine ungewöhnlich kräftige Konstitution und Jugendlichkeit einem die tägliche Schwitzkur ohne Unterbrechung gestatte.

4.

Das liebe Lucca.

Bis dahin hatte ich auf meiner Reise — mit Ausnahme des kurzen Vormittags in Pistoja — wenig Gelegenheit gehabt, meine Lust an schönen Bauwerken Italiens zu befriedigen. Jetzt, nach Beendigung der Kur in Monsummano, durfte ich mich diesem Drang nach Herzenslust überlassen. Aber wo? das war die Frage. Das nahe Florenz lockte mächtig, schreckte aber auch ab, weil ich die ohnehin lärmende Stadt um die Mitte Mai von Fremden überfüllt wußte. Nach einer stilleren Stadt, die aber gleichwohl reich wäre an edeln Bauwerken, ging mein Verlangen. Und eine solche war ebenfalls in der Nähe — Lucca. Abseits und unberührt vom großen Fremdenstrome, der alljährlich nach Italien hineinflutet, liegt die einstige herzogliche Residenz Lucca, jetzt eine toscanische Provinzialhauptstadt von ungefähr 20000 Einwohnern, in einer, wie man mir versicherte, wahrhaft para-

diesischen Gegend. Und auch reich an wundervollen Denkmälern der Kunst, herrlichen, reichen alten Kirchen sollte sie sein. Mir war Lucca bis dahin unbekannt geblieben, ein wesentlicher Grund, die Versäumnis jetzt nachzuholen.

Ich fuhr also im gemächlichen Bummelzuge von Monsummano (Linie Pistoja-Pisa) nach Lucca. Zur Rechten der Bahn waren fortwährend malerische Höhenzüge mit vorspringenden, kühnen Bergkegeln, auf denen ganze Ortschaften, wie Montecatini alto, oder alte Schlösser, Kirchen, Klöster und Landhäuser liegen. Die Talmulde ist ein Wald von Oliven, Weingärten und reich bebauten Feldern, alles jetzt in der üppigen Fülle des Frühsommers und freundlich belebt durch die zahllosen Gehöfte und Dörfer. Volle Romantik ist namentlich über die Gegend von Pescia ausgegossen; es beschreiben wollen, wäre vermessen. Man empfindet diese Landschaft, in der die Natur und Kultur des Menschen sich zu schönster Harmonie vereinigt haben, diese dunklen Berge mit ihren Kastellen und diese blühenden Gärten wie eines jener Gedichte Eichendorffs, in denen er den Süden träumte. Selbst die Prosa eines Bahnhofs ist übersponnen mit kletternden Rosen, und die Oleander, die bei uns in Kübeln stehen, sind hier in den Boden gepflanzte, starkstämmige Bäume. Es tat mir leid, daß ein politischer Wühlhuber, ein Student aus Pisa, mich häufig durch seine Reden von der Betrachtung der Landschaft abzog. Schließlich aber interessierte er mich doch, als er mir erzählte, er sei — bei seinen 21 Jahren — schon zweimal im Gefängnis gewesen und eine Zeitlang in Rom interniert und polizeilich überwacht. Unsere Studenten sind manchmal auch „überwacht", aber nur, wenn sie eine Nacht lang gekneipt haben. Dieser junge hübsche Kerl reiste als sozialdemokratischer Oppositionsmann im Lande herum (am 22. Mai, vier Tage vor den Wahlen in die Kammer).

Mit seinen Ansichten ging er mir, dem Unbekannten gegenüber, so frei heraus, weil er sofort den Fremden erkannt hatte und wir allein in unserer Waggonableilung waren; auch hatte ich kein Hehl daraus gemacht, daß mir die untersten Volksklassen in Italien besonders achtenswert sind, während in den oberen Zehntausend — richtiger: in den oberen zehnmal Zehntausend — Italiens Fäulnis steckt. Unser Abschied in Lucca — er fuhr weiter nach Spezzia — war ein recht herzlicher.

Und nun dieses Lucca! Schon vom Bahnhof aus sah ich, da es eben die Zeit des Korso war, die Bevölkerung auf der Stadtwallpromenade sich ergehen. Dieser Spaziergang auf den Wällen ist Luccas besonderer Stolz. Statt wie andere Städte ihre alten Befestigungen zu schleifen, unterhielten die Lucchesen die ihrigen, bepflanzten aber diese unnützen Bastionen, diese „bombenfesten“ Kasematten und Mauern mit den herrlichsten Bäumen, legten breite Fahrwege, besondere Pfade für die Fußgänger, zahllose steinerne Bänke an; prächtige Kaffeehäuser entstanden, Monumente wurden errichtet, und so legte sich um die ganze Stadt herum ein unvergleichlicher Korso. An Sonn- und Festtagen namentlich ist hier das Stelldichein der ganzen Bevölkerung. Das erlebte ich folgenden Tages, am Himmelfahrtsfest. Alt und jung, vornehm und gering genoß hier den Abend des Feiertages. Alleen sind durchweg angelegt, auf einzelnen Bastionen aber eigentliche Parkpartien von gewaltigen Buchen, Eschen, Eichen, Ulmen, Linden und darunter hohes Gras. Nun hat man von dieser hohen Promenade einerseits die Einsicht in die niedriger liegenden Straßen der Stadt mit allen ihren vielen Türmen, anderseits den Blick in die offene reiche Landschaft, um die sich ein Kranz naher Berge und Hügel legt, auf letzteren alte Schlösser einstiger berühmter Stadttyrannen wie Uguccione

und Castruccio Castracani (beide im Anfang des 14. Jahrhunderts). Selbst die antike Römerzeit ist südlich von der Stadt, gleich hinterm Bahnhof, durch einen meilenlangen großartigen Aquädukt vertreten, wie man seinesgleichen sonst nur in der römischen Campagna sieht Dies alles genießt der Spaziergänger auf den Wällen Luccas, auch den Blick auf jene hohen Berge nach Pisa zu, von denen es in Dantes Gedicht heißt, sie seien da, damit die Pisaner Lucca nicht sehen könnten; denn es gab eine Zeit, da der Blick der Pisaner ein gefährlicher war und Eroberung bedeutete.

Ich stieg im Albergo Universo ab, neben der Piazza grande (auch Napoleone geheißen). Es gehörte zu dem gemütlichen Charakter der Stadt, daß ich auch im Wirtshaus alles so fand, wie es einem etwa vor dreißig Jahren in Augsburg geboten wurde, nur natürlich mit Übersetzung ins pompösere Italienisch. Ein hohes, spiegelreiches Rokokozimmer mit dem ganzen Olymp an der Decke und an den Wänden wurde mir angewiesen; das breite Himmelbett mit gelbseidenen gesteppten Prachtdecken und vier vergoldeten Säulen, der Kamin mit den nachgeahmten antiken Vasen, die Lampe, die mir am Abend hereingetragen wurde statt den ungenügenden Stearinlichtern anderer Hotels — alles atmete Behaglichkeit und den etwas verblichenen Abglanz jener kurzen napoleonischen und etwas längern bourbonischen Zeit, in welchen die Bäder von Lucca das Stelldichein der vornehmen Welt ganz Europas waren. Ein Andenken hieran besitzt unsere Literatur in Heines Reisebildern; doch ist es bezeichnend, wie wenig Heine von Lucca selbst Notiz nimmt. Lyriker durch und durch hatte er nur für seine eigensten individuellen Empfindungen Interesse und für seinen damaligen literarischen Streit mit Platen. Jener Kammerdiener des Herrn Gumpelino, der die künstlichen Versmaße

Platens mit Kreide auf dem Fußboden nachrechnet, ist samt seiner Herrschaft in die bagni di Lucca versetzt, die übrigens ein paar Stunden weit aufwärts in den Bergen liegen.

Der noch am ersten Abend unternommene Spaziergang überraschte mich bei jeder Straßenecke mit einer Kirche; ich übertreibe nicht. Lucca besaß einst ungefähr 500 Kirchen, von denen jetzt noch, laut Versicherung meines Wirtes, 250 „in attività" sein sollen. Das Beispiel im Kirchenbauen und zwar zu den herrlichsten, großartigsten Bauwerken haben in uralten Zeiten fürstliche Männer und Frauen deutschen Stammes gegeben. So ist San Michele mit seiner märchenhaften Fassade, in welcher antike heidnische Tempelsäulen eine große Rolle spielen, von Teutprandus und seiner Gemahlin Gumpranda um 764 gegründet worden, die fünfschiffige wundervolle Basilika S. Frediano von den langobardischen Königen Betharic und Gunibert zu Ehren des frommen Irländers Frigidianus, der im sechsten Jahrhundert Bischof von Lucca war. Etwas jünger ist der Dom (San Martino), den Ansaldis Badagis (der spätere Papst Alexander II.) im elften Jahrhundert erbaute. Welchen Genuß diese drei größten kirchlichen Bauwerke gewähren, läßt sich nicht beschreiben. In der Basilika San Frediano sind es namentlich die wohlberechneten, reinen Verhältnisse, die wie eine sanfte Symphonie den Geist in eine ruhige, ausgeglichene Stimmung versetzen. Die äußersten Längeseiten der fünfgliedrigen Säulenhalle sind zwar teilweise in Kapellen verwandelt worden, aber man spürt doch die ursprüngliche Ordnung durch. Und eine dieser Kapellen enthält schöne alte Fresken von Amico Aspertini, einem Schüler Francesco Francias. Außen, an der Fassade, zeigt San Frediano eine Himmelfahrt Christi in uralter Mosaik auf Goldgrund in jenem byzantinischen Stil, den in Italien die Kirchen Ravennas am schönsten repräsentieren.

Ganz in der Nähe dieser Kirche, die ich während den drei Tagen, die ich in Lucca zubrachte, jeden Morgen mit immer erneuter Lust besuchte, besitzt Lucca einen höchst merkwürdigen Überrest aus der römischen Kaiserzeit, ein antikes Amphitheater, in dessen Bogenreihen jedoch Wohnungen hineingebaut wurden, die im Kreise um die alte Arena herumliegen, welche ihrerseits in einen großen Markt verwandelt wurde. Geht man von außen um diesen mächtigen Gebäudekomplex herum, so unterscheidet man noch sehr deutlich die gewaltigen altrömischen Mauern von der modernen Einpflasterung der Häuser. Man hat ein kleineres Kolosseum vor sich, das die festen Fundamente und äußeren Mauern zu Wohnungen nach heutigem Zuschnitt lieferte. Wo einst die Logen und Galerien waren, sind die Stuben der meist ärmlichen Bevölkerung dieses Quartiers, und in der Arena unten, auf die ihre Fenster und ihre Türen gehen, tost das Gewühl des Fleisch- und Gemüsemarktes. Zwei Bogenreihen mit je 54 Arkaden sind noch sichtbar; eine Inschrift auf Marmor dankt dem weisen Herzog, welcher diesen Bau, der dem Amphitheater Veronas wohl am ähnlichsten war, in billige Wohnungen des Volkes verwandelte.

Den Dom besuchte ich am Himmelfahrtsfeste um elf Uhr vormittags, da eine „messa cantata“, dem Festtag zu Ehren, aufgeführt wurde. Ein Violinspieler, dem ich auf dem Weg zum Dom begegnete, versicherte mir enthusiastisch, es werde „un vero concerto matinale“, eine eigentliche Matinee absetzen; man führe die schönsten Partien aus zwei Messen älterer „maëstri“ aus Lucca auf, nämlich von Michele Pucini und von Magi. Das frohe kirchliche Fest verlangte jubelnde, jauchzende Musik. Dieser Art war, was ich zu hören bekam. Dem Stil nach mögen die beiden genannten Komponisten den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahr-

hunderts angehören. Ihre Musik schwelgte in melodischer Schönheit bis zur Weichlichkeit, war aber doch auch feurig und hinreißend. Sopran und Alt wurden natürlich von Knabenstimmen gesungen; einigemale deckte das reich besetzte Orchester den kleinen Chor etwas zu sehr, besonders, wenn in großen Kraftstellen auch das prächtige volle Orgelwerk einsetzte. Aber im ganzen war diese musikalische Messe ein hoher Genuß, den das weihevoll schöne Innere des Domes zu unvergeßlichen Augenblicken seligster Stimmung steigerte. Die ursprünglich romanische Kirche ist nämlich im 14. Jahrhundert im Innern in gotischem Stil erneuert worden und erhielt unter anderm in der Höhe über den rundbogigen Pfeilerarkaden eine spitzbogige Triforiengalerie mit hohen Fenstern und reichem schlankem Stabwerk, was in Verbindung mit den leuchtenden Glasgemälden der Seitenfenster eine bezaubernde Wirkung hervorbringt. Draußen schien die Sonne; so war auch der Dom hell, und an den Pfeilern oder auf dem Fußboden spielte der violette, blaue, rote Abglanz der gemalten Scheiben. Dazu diese frohe, jubilierende Himmelfahrtsmusik und eine heitere Menge, die sich der schönen Messe erfreute, auch des Pomps, den der Erzbischof und sein Generalstab am Altar entfalteten. Wie gemütlich man dergleichen hier auffaßt, zeigt der Umstand, daß mehrere Personen ihre Hündchen mitgebracht hatten. Einem alten Herrn lag sein treues, weißhaariges Wachtelhündchen mit blinzelnden Augen im Schoß, während er selbst ein wenig eingenickt war; ein größerer Jagdhund schien die Kanzeltreppe zu hüten, niemand nahm daran Anstoß. Man hat in solchem Dom anderes zu sehen, überall Kunstschätze oder sonstige Merkwürdigkeiten. So hing über dem Stuhl, wo ich der Musik lauschte, an langem Spieß ein Roßschweif, eine Türkenkriegtrophäe, die ein tapferer Lucchese unter Kaiser

Karl VI. irgendwo in Ungarn erbeutet und hieher gestiftet hatte; nahe dabei steht auch eine kleine achteckige Kapelle, ein Tempelchen im Tempel, 1484 von dem hiesigen Meister Civitali errichtet als Sanktuarium eines vom heiligen Nikodemus in Cedernholz gefertigten treuen Abbildes des Kreuzes Christi. Als im Jahre 1836 die guten Lucchesen, die mit Recht so gerne leben wollen, sich vor der Cholera fürchteten, stifteten sie vor dieses Tempelchen einen Leuchter aus massivem Gold, 24 Pfund schwer. Ob er geholfen hat oder das gute Trinkwasser, das ihnen Marie Louise von Bourbon 1832 bescherte (und das sie mit einer schönen Statue der Stifterin auf Piazza grande verdankt haben), oder ob die auffallende Reinlichkeit der Stadt sie bewahrte, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Übrigens weiß man in Lucca auch dem Tode noch die freundliche Seite abzugewinnen; man sehe sich z. B. im Dom den Sarkophag der Ilaria del Carretto († 1405) an; wie lieblich liegt die jugendliche Dame als schön poliertes Marmorbildnis des Jacopo della Quercia auf dem Deckel, unter dem ihre Asche gesammelt ist. In der Kapelle daneben ist eines der göttlichsten Bilder Fra Bartolomeos: die thronende Madonna mit Heiligen, zu Füßen ein musizierendes Engelsbübchen, das, vermöge der wunderbarien Grazie seiner Haltung, in allen Kunstgeschichten gerühmt wird.

Fra Bartolomeo ist auch der Meister, der in der Pinakothek Luccas die erste Stelle einnimmt, da er mit zweien seiner herrlichsten Werke, der Madonna della Misericordia und einem Gott Vater mit hl. Magdalena und hl. Katharina von Siena, darin vertreten ist. Beinahe wäre ich darum gekommen, diese Bilder und die übrige reiche Gemäldesammlung zu sehen; baulicher Reparaturen wegen war sie nämlich über diese Maitage geschlossen. Es war einer der

Fälle, wo Selbsthilfe am Platze ist. Ich beobachtete einen der aus und ein gehenden Arbeiter, der sich am Türschloß (im einstigen herzoglichen Palaste) eines kleinen Geheimnisses bediente. Als er weg war, probierte ich daran herum, bis die Pforte sich auftat. Und nun gelangte ich bald in die stillen, einsamen Säle, in denen ich nach Herzenslust mich umsehen konnte, da nur einer davon, glücklicherweise nicht der wichtigste, sich in Reparatur befand. Außer Fra Bartolomeo, gegen dessen Farbenglanz und zarte Lasuren (z. B. der duftige Schleier der Magdalena) alle andern Gemälde der Galerie nicht aufkommen, sind Andrea del Sarto, Sodoma, Bronzino, Guido Reni, Botticelli und andere große italienische Meister gut vertreten. Große Freude hatte ich an einem „Triumph Davids“ von Rutilio Manetti, indem der Künstler auf diesem Gemälde offenbar seinem Drange, schöne, fröhliche, blumenbekränzte Mädchen zu malen, so recht von Herzen Genüge tat. Davids Rückkehr mit dem Haupt des erlegten Goliath war ihm nur der erwünschte Anlaß, in denjenigen reizenden Gestalten zu schwelgen, die seine mehr idyllisch als heroisch veranlagte Phantasie erfüllte. Konnte auf diese Weise auch nicht das Höchste erreicht werden, so entstand doch ein entzückendes, farbenreiches Bild voll Lebensfreude. Interessant ist endlich diese Galerie durch die vielen Porträte von Mitgliedern der Familie Medici und zwar in jedem Alter; ein Jünglingsporträt des Giuliano Medici (von Pontormo) zeigt einen besonders feinen Typus, bei dem man an gelehrte Studien, eine zarte Herzensneigung, aber nicht an künftige kriegerische Taten denkt und sich vorstellt, daß ein so beschaffener junger Mann leichter das Opfer als der Held eines geschichtlichen Ereignisses werden konnte.

In den Reisebüchern findet sich keine Andeutung über eine prächtige Privatgalerie, die der Marchese Mansi in

seinem Palast besitzt und vor Fremden keineswegs verschließt. Freilich ist sie am reichsten an denjenigen Werken, die man in Italien am wenigsten sucht, an Gemälden der Niederländer, die italienischer Geschmack vielleicht nur um des Kontrastes willen zur eigenen idealistischen Kunst so hoch schätzt. Indessen dürfen sich die großen Niederländer selbst da, wo sie auf idealistischem Gebiet mit den Italienern in Wettbewerb traten, neben diesen wohl sehen lassen. So hat die Galerie Mansi eine recht holdselige Madonna von Van Dyk; von Rembrandt findet sich ein Bild vor, das der Galeriediener als „Karawane" bezeichnete. Es mag immerhin, nach damaligem Brauch, ein biblisches Motiv zu Grunde liegen, eine erste Ankunft in Kanaan oder dergleichen; Menschen, Tiere, Landschaft, — diese jedoch gemütlich niederdeutsch — alles ist wundervoll. Von andern Niederländern sind die Breughel reich vertreten und C. J. Van der Laenen (1641) mit köstlichen Szenen aus der damaligen vornehmen Welt Hollands, wo unter anderem eine Gruppe Croquet spielender Damen und Herren auffällt. Ein Rubens, ein Velasquez, etwa sechs Poussins vermehren den internationalen Charakter dieser auf vier Säle verteilten Sammlung. Von Italienern sind die wichtigsten Domenichino (hl. Agathe), Francia (Madonna), Guido Reni (S. Andrea) und Zuccheri mit einem sehr lebhaften jüngsten Gericht, auf welchem die aus den Gräbern sich emporarbeitenden Skelette höchst wirksam zwischen die in blühender Fleischlichkeit wiedererstandenen Menschen gemischt sind.

Wie schön und interessant nun alle diese Bilder sein mögen, man freut sich doch auch wieder, aus einem solchen Palast hinaus in die Straße zu treten, wo sich, ebenfalls angesichts oder zu Füßen der herrlichsten Kunstdenkmäler, ein fröhliches Volk lebhaft und doch ohne fiebrige Hast hin-

treibt. Ich denke namentlich an die Piazza San Michele. Den Platz beherrscht natürlich die uralte Kirche dieses Namens, jene überreiche, hoch emporragende Marmorfassade, auf deren Giebel der riesenhafte Erzengel mit ehernen Flügeln thront. Man mag sich ihr gegenüber an ein Tischchen vor dem Kaffeehause setzen. Treibt hoch oben am blauen Himmel ein frischer Seewind — Lucca ist ja nicht mehr weit vom Meer — die weißen Wolkenlämmer über das gewaltige Bauwerk hin, so scheint es vor unserm Blick zu steigen, sich gleichsam in den Himmel empor zu bäumen. Will nun unser Auge ausruhen, so heftet es sich rechts auf eine offene Loggienhalle unterm Palazzo Pretorio; sie erinnert ein wenig an die Loggia dei Lanzi in Florenz. In ihr gewahrt man eine Bronzestatue, die den berühmten Bildhauer Luccas Matteo Civitali (1435 bis 1501) darstellen soll und ein neues Werk (1893) des Bildhauers A. Fazzi ist. Der alte Meister sitzt in edler Haltung, den Hammer in der Rechten, ein Werk gleichsam prüfend. Da ein solches, eine Madonnenstatue, an der Ecke der Fassade von S. Michele prangt, ist dieser Gedanke ein besonders glücklicher. Es ist überhaupt erfreulich, sich immer wieder zu überzeugen, mit welchem Geschmack die Italiener ihre Statuen und Büsten anzubringen und aufzustellen wissen. So steht z. B. auf dem südlichen Teil der erwähnten prächtigen Wallpromenade von Lucca in einem Hain hochstämmiger alter Buchen eine Büste Mazzinis auf ziemlich hoher Säule; es sind hiebei alle Verhältnisse der räumlichen Umgebung, des Sockels zum Säulenschaft, der Säule zur Büste selbst so fein und weise erwogen worden, daß dieses verhältnismäßig sehr einfache Denkmal einen bedeutenden und durchaus harmonischen Eindruck hervorbringt. Auf solche wohltuende Eindrücke trifft man aber überall in der ganzen Stadt. Da ist z. B. beim Domplatz ein gewaltiges marmornes Springbrunnenbecken, das ringsum

mit zahllosen Löwenmasken besetzt ist, von denen jede einen Wasserstrahl in eine zweite ringsum laufende Einschalung abgibt, was überaus graziös aussieht. Freundliche Gärten mit großen, dunkelblättrigen Magnolienbäumen und mit über die Mauerbalustraden hängenden Schlingrosen erhöhen noch die Lieblichkeit der Umgebung des Domplatzes. Dann — wie schon erwähnt — auf Schritt und Tritt immer wieder Kirchen mit teilweise sehr stilvollen Portalen, wie z. B. San Giovanni, San Alessandro und zahllose andere, dazwischen Paläste der Nobili, einige im alten Florentinerstil, auch Gebäude geistlicher Kongregationen, deren monotone Litaneien oft mitten in den Tageslärm der Gasse hinausdringen. Mönche, besonders Franziskaner, gehören zum Straßenbild Luccas; immer tauchen ihre gelben Kutten von Zeit zu Zeit irgendwo auf. Welche Richtung man übrigens einschlagen möge, zuletzt gelangt man immer in die Anlagen der Festungswälle. Zu ihnen leitete mich auch mein letzter Abendspaziergang in Lucca. Es war achtzehn Uhr, d. h. sechs Uhr nachmittags; ein Gewitterregen war kurz vorher niedergegangen, schon aber strahlte wieder die Sonne, so daß man sich gern in den Schutz der Schatten spendenden uralten Ulmen und Silberpappeln begab. Plaudernd, lachend erging sich gemächlich reich und arm. Hier lautet der I-Laut wie E. Nicht mit Sí, mit Sè wird bejaht; es klingt besonders im tiefen Alt der Frauen eigen. Zwischen den Stämmen der Parkbäume glitzerte das weite Land, dieses lachende, mit tausend Häusern, Dörfern, Kirchlein, Türmen, Schlössern besäte Tal, das von den herrlichsten Bergformen eingefaßt ist, aus deren Grün wieder Ortschaften und Villen herausleuchten. Da war auch wieder die alte römische Wasserleitung, die vielleicht schon stand, als hier Julius Cäsar, Pompejus und Crassus im Jahre 60 v. Chr. sich über die Verwaltung des römischen

Reiches auf fernere fünf Jahre einigten. Dann waren die Goten, die Langobarden gekommen, später die Parteikämpfe der Welfen und Ghibellinnen. Dantes Freund Uguccione della Faggiuola herrschte, wie in Pisa, so auch in Lucca, und Dante war sein Gast. Von 1369 an war Lucca eine Republik bis auf Napoleon (1799). In mehr als vierhundert Jahren relativer Ruhe konnte dieses Gemeinwesen emporblühen und jener feine Sinn sich entwickeln, der seine Bürger auszeichnet. Noch heute sind sie von ausgemachter „cortesia“, von einer gewissen vornehmen Dienstbereitschaft gegenüber Fremden, artig auch unter sich selbst, aber mit starkem Hang zur Behaglichkeit. Wer der Ansicht sein sollte, die Italiener verständen sich nicht auf Gemütlichkeit, der bringe ein paar Tage in Lucca zu. Ich habe selten eine Stadt so ungern verlassen wie diese, da ich in ihr, von der ersten Stunde an, etwas wie Heimatsgefühl gewonnen hatte.

5.

Battaglia und Arqua-Petrarca.

Zwei Hauptstationen standen noch auf meinem diesmaligen Reiseprogramm: das Euganeenbad Battaglia und Venedig mit seiner internationalen Kunstausstellung.

So hieß es denn von Lucca scheiden. Wie schön hatten noch am letzten Abend, obwohl die Nacht warmen Regen brachte, die Nachtigallen geschlagen in den Bäumen der großen Piazza bei meinem Gasthof. Es war, als ob sie mich erinnern wollten, daß auch eine menschliche Nachtigall den Namen der Stadt trägt, in der ich diese letzte Nacht schlief. Am andern Morgen hatte ich noch Zeit, einem liebenswürdigen Herrn aus Danzig, einem alten Italienfahrer, der auch in dieses Lucca gelangt war, den Weg zu

den herrlichsten Baudenkmälern, S. Frediano, S. Michele, dem Dom, zu weisen und ihn einzuweihen in das Türschloß-geheimnis der Gemäldegalerie; dann ging's auf den Bahnhof. Noch einen letzten Blick auf die Parkanlagen der Wallpromenade und — durchs andere Waggonfenster — auf die altrömische Wasserleitung, „ein wandernd Gerippe", und dann fuhr ich auf demselben Schienenweg, auf dem ich hergekommen, an Pescia und an Monsummano vorüber, Pistoja zu.

Ich hatte diesmal dritte Klasse genommen, was man auf den großen Hauptlinien vermeidet, weil man sich sonst der direktesten Schnellzüge nicht bedienen kann. Hier aber, im „treno omnibus" durch die lieblichste Gegend und inmitten einer so artigen, das reinste Italienisch sprechenden Bevölkerung war dritte Klasse geradezu ein Vergnügen, und ich hatte an den aus- und einsteigenden Landleuten so viel zu sehen und bisweilen auch so viel mit ihnen zu plaudern, daß ich gar nicht dazu kam, die Zeitung: „Il Figurinaio" („Der Figurenhändler"), die ich in Lucca gekauft hatte, aufmerksam zu studieren. Nur betrachtete ich das gemütliche Titelblatt: der alte Figurenhändler sitzt auf einer Bank am Weg und schmaucht sein Pfeifchen. Neben sich hat er das Brett mit den Figuren abgestellt. Ein Pfäffchen, ein Offizier, eine Dame, eine Katze, der schiefe Turm von Pisa stehen darauf, seitwärts noch ein junges Fräulein im Badekostüm, das sich soeben in die Flut stürzen will; ein paar Kapuziner daneben schauen zu. Man sieht aus dieser Titelvignette, daß das Blatt zum Leben und zur Politik eine objektiv ironische Haltung einnehmen will. Alle Stände und Menschen sind ihm nur Figuren, es betrachtet den Weltlauf wie ein Spiel, wie ein Marionettentheater. Es schien mir bezeichnend für das ruhige, abgelegene und phäakische Lucca, daß eine solche Zeitung gerade hier gedruckt wird.

Blickte ich über den Rand der Zeitung, so trat ein schönes blondes Landmädchen in mein Gesichtsfeld. Um das Haar trug sie den schwarzen Schleier, die Mantille, das einzige gute Geschenk, das einst die Spanier in Italien zurückgelassen haben. Die an leise gebräunten Meerschaum gemahnende Hautfarbe bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu dem hellen Haar, das in freien Spiralen die Stirn umlockte und zu den blauen Augen, die zuweilen einen schwärmerischen Blick annahmen, um den jede deutsche Gretchen-Darstellerin dieses toscanische Mädchen hätte beneiden können. Ich hatte es sehr gern, wenn die Schöne mit ihren Begleiterinnen sprach; denn ihr Gesichtsspiel war dann ein wunderbar ausdruckvolles. Ein fröhlicher Glanz ging über die edeln Züge. Feine, schwärmerische Gesichter neigen sonst eher zu melancholischem Ausdruck. Hier aber leuchtete getroste Lebenszuversicht und Lust am Dasein aus den idealischen Augen; Schopenhauer schien wieder einmal praktisch widerlegt. Der Gedanke, daß man ein so schönes, liebenswürdiges Gesicht nie wieder sehen und daß auch dieses herzgewinnende Lächeln dereinst im Tode erstarren wird, hat etwas Wehmütiges, doch auch etwas tragisch Erhabenes. Die beiden Empfindungen, wie unendlich reich an gutartigen schönen Geschöpfen das Leben ist und wie engelgeweiht die dunkle Pforte, durch die wir dereinst alle hindurch müssen, durchdringen das Herz mit Ahnungen, für die es an Worten fehlt.

In Pistoja kam ich in einen andern Wagen, ebenfalls dritter Klasse. Die Fahrt, die ich neulich bei Mondschein gemacht, durfte ich nun über Tag und fast zu gründlich auskosten. Denn, als wir bereits seit einer Stunde unterwegs waren, konnten wir Pistoja immer noch unten in der Ebene zu unsern Füßen sehen. Nur sehr langsam arbeitet sich der Bahnzug am Südabhang des Apennin empor. Über

vierzig Tunnels folgen sich von Pistoja nach Bologna. Und welche riesenhaften Dämme und Brücken, letztere über tiefe Abgründe und Taleinschnitte. Diese Bahnbauten sind alle aus einer Zeit, in welcher die später bei den Eisenbahnen beliebt gewordene Eisenkonstruktion noch nicht zu solchem Ansehen gelangt war; daher sind sie in massivem Stein ausgeführt, und ich muß schon gestehen, daß namentlich bei der Fahrt über tiefe Schluchten ein solcher steinerner Viadukt mit starker, aus Quadern erstellter Geländereinfassung dem Auge ein größeres Gefühl der Sicherheit gewährt als unsere eisernen Brücken, die oft überhaupt kein Geländer haben. Aber allen Katastrophen scheinen auch diese steinernen Brücken nicht gewachsen zu sein. Wenigstens mußte unser Zug den ansehnlichen Fluß Reno auf einer improvisierten Holzbrücke passieren, an der fortwährend gearbeitet wurde. Die Schienen lagen auf zahllosen, nebeneinander gestellten, riesenhaften Holzblöcken oder Jochen. Natürlich wurde nicht mit vollem Dampf, sondern im Gegenteil sehr behutsam über diese kritische Stelle gefahren. Auf einer Insel dieses Flusses Reno, unweit Bologna, wurde im Jahre 43 v. Chr. das zweite Triumvirat zwischen Octavian, Antonius und Lepidus abgeschlossen; schon damals gingen solche große Herren gern abseits von aller Zeugenschaft, wie Zar Alexander und der erste Napoleon, die den Frieden von Tilsit auf einem im Memelstrom verankerten Floße abschlossen.

Eine freundliche Einrichtung ist es, daß die Bahnzüge im „fetten Bologna“ so hübsch auf die Stunde des Pranzo eintreffen. Ich machte also wieder den „Tre Rè“ meine Aufwartung und fand alles ebenso gut, wie das vorige Mal. Nur daß der republikanische Kellner die Gerichte mit cholerisch patriotischem Schwung auf den Tisch setzte, weil Tags darauf (26. Mai) die großen Kammerwahlen stattfinden sollten.

Am gleichen Abend fuhr ich noch nach Battaglia durch die fruchtbare Tiefebene des Po und auf schier endloser Brücke über diesen breiten Strom. Bei Ferrara ging die Sonne unter, so wie man es nur auf dem Meere oder in so völlig flacher Gegend sieht; die riesengroße glühende Scheibe versank am äußersten Rande des Horizontes, gleichsam sich selbst lebendig begrabend in die dunklen Äcker, die sich allüberall in die grenzenlose Ferne erstrecken.

Als ich auf der kleinen Station Battaglia anlangte, war es halb zehn Uhr nachts. Kein Mondschein und auch keine Luna. Luna nämlich sollte ein Gasthof des Dorfes oder Fleckens Battaglia sein; Bädeker bezeichnet ihn als „einfach.“ Im großen Badehotel an einem Samstag spät abends anzulangen, schien mir untunlich. Ein Facchino stand am Ausgang des Bahnhofs. Ich gab ihm mein Köfferchen mit der Weisung, mich in die Luna zu führen. Auf nächtlicher Straße schritten wir schweigend nebeneinander her. Häuser des Ortes waren noch nicht zu sehen. Da tauchte neben mir ein Individuum auf, das mich fragte, wohin ich ginge. Ich antwortete: „Albergo Luna.“

„Luna non esiste!“ war seine Antwort.

Ich machte Bädekers Notiz geltend.

„Non esiste più!“ („existiert nicht mehr“) tönte es zurück. Dieser bestimmten Versicherung eines hier Wohnenden mußte ich als Fremder doch wohl Glauben schenken.

Es gebe überhaupt nur ein Hotel, in dem ich Unterkunft finden könne, versicherte das Individuum, nämlich das Badehotel, das stabilimento termale.

Nun — schließlich wollte ich doch eben dieses Stabilimento andern Tages einigermaßen kennen lernen und daselbst baden. Da war es wohl das gescheiteste, meinem Führer dorthin zu folgen, obwohl sich nun herausstellte, — was ich mir

gleich hätte denken können — daß er ein Angestellter dieses Hotels war, Oberkellner und Faktotum. Er hat mich schrecklich angelogen. Denn, als ich am Sonntag Nachmittag dem Kanal entlang durch Battaglia spazierte, stand da, unfern der Kirche, in der Reihe anderer Häuser, die nicht mehr existieren sollende „Luna“. Natürlich brachte ich diese Lüge zur Sprache. Nun schwor der Bursche, er sei hier selbst fremd, sei noch gar nie ins Dorf gegangen und habe wirklich nicht gewußt, daß es eine „Luna“ gebe. Das mag ihm glauben, wer will! Indessen konnte ich ihm doch nicht eigentlich zürnen. Denn seine Unwahrheit war mir zum Heil gewesen. Ich betrat die „Luna“ und überzeugte mich, daß sie ein richtiges Bauernwirtshaus und zwar kein emmentalerisches ist. In den Stuben saßen zechende und spielende Landleute; das Haus sah verfallen und keineswegs reinlich aus. Doch hat das Dorf noch einen neuerdings recht gut unterhaltenen Gasthof Albergo d'Italia.

Im Badehotel überraschte mich die prächtige Säulenhalle, die nach dem Park zu gelegen ist und im Hochsommer als große luftige Restauration benützt wird; sie zeigt Dimensionen an Höhe und Länge, wie man sie bei uns höchstens in einem Kurhause findet, zu dessen Erbauung die sämtlichen Hotels eines großen Badeortes mitgewirkt haben. In Italien baut eben auch der Private gern in großem Stil, und vor allem ist man auf hohe, weite Hallen u. dgl. bedacht. Übrigens gehören die heißen Quellen von Battaglia und alle die Badegebäude samt dem Hotel dem österreichischen Grafen Wimpffen, dessen stolzes Schloß mit einer prächtig angelegten Freitreppe auf dem Hügel S. Elena gleich hinterm Hotelpark sich erhebt. Weit umher in der ganzen Gegend besitzt er Grund und Boden, hat jedoch die Bäder auf fünfzig Jahre einem Schweizer, Herrn Wiget aus St. Gallen, vermietet.

Den Hotelbetrieb hat die Familie Visentini aus Padua übernommen, die auch in Padua Gasthöfe besitzt (Stella d'Oro und Croce bianca).

Ich hatte ein kleines, aber hübsches und sauberes Zimmer angewiesen erhalten, dazu die Versicherung, schon morgen werde dieses Zimmer wie das ganze Hotel elektrisch beleuchtet sein; denn die Einrichtung sei sozusagen fertig. Diesmal war ich weniger leichtgläubig, indem ich bedachte, daß am nächsten Tag, als an einem Sonntag und vollends dem großen Wahlsonntag Italiens, gewiß nicht würde gearbeitet werden. Und so war es auch; ich habe das Kurhaus Battaglia nicht mehr elektrisch beleuchtet gesehen.

Der nächste Morgen war ein schöner, sonniger Maitag. Bevor ich ihn aber draußen genoß, wollte ich die Bekanntschaft des hiesigen Badewassers machen und begab mich in eine der Badekabinen des Souterrains. Das warme Bad ist schnell bereit; denn man bedarf keiner Heizung. Fast in Siedhitze quillt dort das Wasser aus der Tiefe der Erde, und eine kalte Zuströmung ist notwendig, um das Bad für den menschlichen Körper erträglich zu machen. Das Marmorbassin war bald gefüllt. Die Seife kann man ebenfalls sparen; denn die heiße Mineralquelle mit ihrem vorherrschenden Kochsalz- und Sodagehalt wirkt von selbst wie Seifenwasser.

Obwohl nun das Baden in diesem Wasser recht angenehm ist, verdankt der Kurort Battaglia seinen großen Ruf in noch höherem Grade dem Schlamm (fango) seiner Teiche. Die aus dem Hügel S. Elena herabsickernden Quellen haben im Parke fünf Teiche gebildet, in welchen das Wasser fortwährend in Gasperlen emporsteigt. Jede solche Wasserblase führt in unendlich kleinen Teilchen einen mineralischen Schlamm mit sich, der auf dem Grunde des Teiches sich allmählich ablagert. Im Frühling wird nun dieser Schlamm

— der sich bis zum Herbst schon wieder erneuert und ersetzt — ausgehoben und in große Behälter gebracht, in denen man ihn unter immerwährendem Zufluß von Mineralwasser aufbewahrt. Die Heilbedürftigen legen ihn — gegen Gicht, Rheumatismen u. dgl. — auf die schmerzenden Stellen, und es scheint, daß die Wirkung in der Tat eine wohltätige ist. Der „Fango" von Battaglia, eigentlich weniger ein Schlamm als vielmehr eine graue, aus feinstem Mineralsand bestehende Masse, wird auch in die Ferne verschickt, z. B. nach Tarasp und in neuerer Zeit sogar nach Ägypten, was die Nilschlammkrokodile sehr verschnupfen muß.

Endlich hat auch Battaglia seine heiße Grotte, die jedoch mit der Grotte Giusti von Monsummano den Vergleich nicht aushält. Denn erstlich ist sie ein verhältnismäßig enger Raum, dem auch die künstliche Erweiterung nur ungefähr die Größe eines Zimmers zu geben vermochte. Sodann ist die Hitze darin eine viel zu große, 47° Celsius. Von einem behaglichen stundenlangen Verweilen — wie in Monsummano — ist hier keine Rede; ich hatte schon nach einer halben Minute genug. Allerdings ist der menschlichen Natur ein so enormes Anpassungsvermögen verliehen, daß es auch in Battaglia Leute geben soll, die den Aufenthalt in diesem furchtbaren Tepidarium bis auf eine Viertelstunde auszudehnen imstande sind. Ja, von einer norddeutschen Baronin erzählte mir Herr Visentini, daß sie es zuletzt gegen fünfzig Minuten in der Grotte ausgehalten habe. Daß nun auch die heißen Dämpfe von Battaglia bei Rheumatismen u. dgl. sehr günstig wirken, ist durch viele Kurberichte verbürgt und scheint ganz glaubhaft. Doch dürften Patienten von etwas nervöser Natur die sanftere Kurmethode der Grotte Giusti angenehmer finden.

Es war am Sonntag Nachmittag, daß ich diese Bade-

studien anstellte. Den Vormittag hatte ich zu einem Ausflug nach Arqua benützt, um das Haus und das Grab Petrarcas zu besuchen und so auch einen Eindruck zu gewinnen von der landschaftlichen Natur der Euganeen, dieser schön begrünten vulkanischen Hügel, welche sich südlich von Padua erstrecken und an deren Fuß Battaglia liegt. Es sind merkwürdige Berge, zum Teil Trachytkegel von kühnen Formen, zum Teil gestreckte Höhenzüge, reich bedeckt mit Reben, Feigenbäumen und andern Kulturanpflanzungen, so daß der Mangel an Wald hier nicht bemerkbar wird. In ihrem Innern kochen allüberall die heißen Wasser. Battaglia ist zwar das eleganteste, bei weitem aber nicht das einzige Euganeenbad; da sind noch Albano (der Geburtsort des Historikers Livius), Montegrotto, Monteortone, San Pietro Montagnone. Und der Reichtum der heißen Quellen ist ein so großer, daß keineswegs alle gefaßt und zu Badezwecken verwendet werden. Man sieht sie draußen auf freiem Felde dampfen. Auch auf kalte Schwefelquellen trifft man; eine solche ist z. B. am Wege nach Arqua, dort wo die Straße sich links wendet und zu steigen beginnt.

Mein Weg führte mich zuerst zwanzig Minuten dem schiffbaren Kanal entlang, der die Brenta mit der Etsch verbindet. Es wäre ein etwas langweiliger Weg, hätte man nicht vor sich das unbeschreiblich malerische Monselice, ein Städtchen, das an einem steilen Trachytfelsen liegt, auf dem man noch die Trümmer eines alten venetianischen Schlosses gewahrt, eine Kirche und Villen. So verführerisch schön lag der Bergkegel vor mir, daß ich beinahe meinem Vorsatze, nach Arqua zu pilgern, untreu geworden wäre. Doch auch in Arqua fand ich eine entzückende Landschaft und die herrlichste Aussicht.

Der Weg bog vom Kanal landeinwärts den grünen Hügeln zu. Rechts und links von der Straße lagen reich-

bebaute Felder; zwischen den Fruchtbäumen und Rebengirlanden ward zuweilen ein Bauerngehöfte sichtbar, auf einem kleinen Hügel zur Rechten eine schloßähnliche Villa mit Cypressen. Landleute in ihrem Sonntagsstaat begegneten mir. Aber im Vergleich zu den feinen Toscanern nahmen sie sich wie Schwarzwälderbauern aus, sprachen einen unschönen Dialekt und verstanden mein Italienisch nicht. Es lag mir daran, von ihnen zu erfahren, ob ich für den Rückweg vielleicht die Richtung zuerst der Hügelkette entlang und dann quer durchs Tal nehmen könne. Aber es war keine Möglichkeit, hierüber eine ordentliche Auskunft zu erhalten, bis endlich zwei junge hübsche Knaben, die auf einem Maulbeerbaum das Futter für die Seidenwürmer brachen, intelligent genug waren, mich zu begreifen, mir jedoch auseinandersetzten, daß ich mich wahrscheinlich verirren würde; auch seien die meisten Wege, die zwischen den Bauerngütern durchführen, mit Verbot belegt, „bandita“, wie es auf italienisch heißt.

Von der oben erwähnten Schwefelquelle weg, über welcher ein kleines, dem österreichischen Erzherzoge Rainer — dem Entdecker der Quelle — geweihtes kapellenartiges Häuschen errichtet ist, wurde die Landschaft immer schöner. Man betritt hier wahrscheinlich die innere Rundung eines einstigen vulkanischen Kraters (wie bei Nemi im Albanergebirge). Auch der hiefür bezeichnende kleine See ist vorhanden und hat salziges Wasser wie die Lagune von Venedig oder das Meer. Aber diese einstige Innenwand des Kraters, dieser weite, in Terrassen sich erhebende amphitheatralische Bogen, auf dessen höchstem Kreise die ältesten Häuser von Arqua liegen, ist nirgends kahl, sondern grünt von der reichsten Kultur. Namentlich sind Feigenbäume hier sehr häufig, dazu die Maulbeerbäume mit den Festons der Reben, dar-

unter der schon hoch im Halm stehende Roggen, die Gerste und andere Feldfrüchte. Wohin das Auge blickt, überall trifft es in dieser reizenden, gebirgigen Gegend auf reiche, überquellende Fruchtbarkeit. Aus den Hecken am Wege aber, wie aus den Gärten leuchten Rosen.

Die Kirche von Arqua mit dem Hauptplatz liegt auf einer tiefern Terrasse dieses natürlichen Cirkus; das Grab Petrarcas steht auf dem Platze vor der Kirche. Daß die Gebeine eines Menschen nicht in der Erde ruhen, sondern in einem auf Säulen lastenden Sarkophag in beträchtlicher Höhe über dem Boden ihre letzte Stätte gefunden haben, wird uns Leuten aus dem Norden immer einen seltsamen Eindruck machen. Eine Erinnerung an das indianische Häuptlingsgrab — ein Holzgerüst draußen in der Prärie, auf dem der Leichnam verwest — geht uns durch den Kopf. Hier freilich ist aus dem Holzgerüst ein imponierender marmorner Bau geworden, der an die Grabmonumente der Fürsten aus dem Hause der Scaliger in Verona gemahnt. Lord Byron, der im Jahre 1817 Arqua besuchte, hat im vierten Gesang seines „Childe Harold“ diesem Monument folgende Strophe gewidmet:

„Zu Arqua ist ein Grab! Dort steht der Sarg,
Gestellt auf Säulen, wo man das Gebein,
Den Staub von dem Geliebten Lauras barg.
Zu seinem Geiste pilgernd, trifft hier ein,
Wem lieb des Sängers schön erklungne Pein.
Er, dem zu schaffen eine Sprache glückte,
Sein Land vom Joch des Feindes zu befrein,
Weint' Tränen an dem Baum, wo ihn entzückte
Des Liebchens Namenszug, der glorreich dann
ihn schmückte.“[1]

---

[1] Anspielung auf Laura und lauro (Lorbeer).

Noch mehr Strophen elegischen Charakters hat Byron dem Grabmal, dem Hause Petrarcas, „dem trauten Dörfchen Arqua, sanft umfühlt“ gewidmet. Und dennoch konnte ich, als mir im Hause Petrarcas später der Kustode erzählte, der rechte Arm fehle dem Skelette, ein Fremder habe einst nächtlicherweile den Marmorsarkophag aufbrechen, einen Knaben hineinschlüpfen und den Arm des Dichters entwenden lassen, einen gegen Byron aufsteigenden Verdacht nicht ganz unterdrücken. Irre ich mich, so brauche ich dem Genius Byrons doch nicht Abbitte zu leisten. Denn daß er in Verona vom (angeblichen) Sarge Julias einige Stücke abbrach und sie für Ada nach England sandte, ist durch seine eigenen Briefe bewiesen und wird auch von Karl Elze in der dritten Auflage der Byron-Biographie (Berlin, Robert Oppenheim, 1886) erzählt.

Übrigens bemerkte ich zuoberst an dem aus rötlichem Veroneser Marmor gefertigten Grabmonument eine ganz frische Entweihung, die auf den heutigen Tag Bezug hatte. Es klebte nämlich dort ein bedruckter Zettel mit den auf die Kammerwahlen bezüglichen Worten:

„In obbedienza alla proibizione espressa dal Santo Padre *I Cattolici non votano.*“

(„Gehorsam dem ausdrücklichen Verbot des heiligen Vaters enthalten sich die Katholiken der Abstimmung.“)

Der Sakristan, der dieses Sakrileg an Petrarcas Grabmal gewiß auf besonderes Geheiß des Ortsgeistlichen hatte vollbringen müssen, konnte jene Stelle nur mittels einer Leiter erreicht haben, so hoch oben — unabreißbar — klebte der Zettel. Im ganzen respektieren sonst die Italiener, mehr als andere Nationen, solche Stätten der Erinnerung an ihre großen Männer der Vorzeit. Aber wovor hätte ein Pfaffe Respekt!

In einer Ecke des Platzes fand ich das Gegenbild zu dieser Aufforderung der Wahlenthaltung. Ein Stadtpolizist gab sich alle erdenkliche Mühe, die Bauern zur Teilnahme an der Abstimmung zu überreden; natürlich sollten sie im gouvernementalen Sinne stimmen. Er hielt ihnen ganze kleine Volksreden, gestikulierte aufs lebhafteste und faßte manchmal den einen oder den andern geradezu am Arm, um ihn ins nahe Wahllokal zu schleppen. Als er bemerkte, daß ein Fremder ihn und sein Tun beobachtete, genierte er sich ein wenig und verzog sich mit einer Gruppe ihm Getreuen in eine Seitengasse.

Ich stieg nun die Dorfstraße hinan und erreichte nach zehn Minuten die Casa Petrarca. Das Haus liegt auf der Wasserscheide des Berges und beherrscht eine wunderbare Rundsicht übers ganze Land, in die Ebene gegen Padua und Venedig wie zu den Höhen des fernen Apennin und den benachbarten euganeischen Hügeln. Diese Aussicht macht es am meisten begreiflich, daß Petrarca hier, in solcher Dorfeinsamkeit, seinen Lebensabend zubringen mochte. Die ganze Welt lag gleichsam zu seinen Füßen. („Die lauten Städte liegen fern im Tale," Byron.) Der Horizont scheint grenzenlos. Eine Sommernacht auf dieser hohen Warte, den von Gestirnen glühenden Himmel über sich, die ganze Ebene leuchtend von den Millionen fliegender Scheinwürmchen, dazu den Duftatem der Rosen des Gartens — fürwahr ein schöneres Dichterasyl läßt sich nicht denken.

Das Haus war zu Petrarcas Zeit gewiß ein für ein Dorf ziemlich stolzer Bau. Uns kommt es, weil einstöckig, eher klein vor; doch ist es zierlich gebaut, mit einer aus dem hübschen Garten emporführenden Freitreppe, die einen zweifenstrigen Loggienüberbau zeigt; auch ein Balkon mit schmiedeisernem Gitter ist vorhanden. Von den Innenräumen

sind zwei Zimmer immerhin so groß, daß man sie Säle nennen darf. Der eine Saal hat noch aus Petrarcas Zeit (über 500 Jahre) die bemalte Holzdecke; in einem andern sieht man an den Wänden alte Fresken, welche allegorische Gestalten aus Petrarcas Dichtungen darstellen sollen. Allerlei Hausrat des Dichters, der Stuhl, auf dem er sitzend starb, wird noch gezeigt. Über dem Eingang zu einem Gemach ist unter Glas die Mumie der Lieblingskatze Petrarcas eingemauert. In Glasschränken werden einem auch alte Fremdenbücher gewiesen mit den Eintragungen berühmter Besucher. Lord Byron schrieb wohl einige Zeilen in das Buch, setzte aber seine Unterschrift nicht dazu. Sehr interessant ist in einem der Gemächer eine Sammlung von Bildnissen berühmter Zeitgenossen Petrarcas, z. B. ein Porträt Boccaccios aus dessen alten Tagen, der Typus eines gemütlichen Klostergeistlichen, sehr fett und nur durch die große Stirn und die klugen Augen den feinen Denker, schalkhaften Dichter und tüchtigen Gelehrten verratend. Auch Köpfe anderer berühmter Männer, zum Teil aus späteren Epochen, finden sich daselbst, z. B. Benvenuto Cellinis (Holzskulptur), des Philosophen Picus von Mirandola u. s. w. Unter diesen Bildnissen sind manche sehr alte, andere aus neuerer Zeit. Natürlich ist Petrarca selbst unzählige Male im Bilde vorhanden. Und nun gar die Phantasieporträte seiner Laura! Unter letztern war doch eines, von dem ich gern eine photographische Reproduktion mitgenommen hätte; ein süßer, Luinihafter Zug war auf diesem Bildnisse um Mund und Kinn. Aber während man z. B. auf der Wartburg oder im Goethehaus zu Frankfurt u. s. w. sich photographische Andenken nach Herzenslust kaufen kann, war hier nichts dergleichen zu haben. Und doch wird der Kustode gewiß hundertmal darum angegangen. In solchen Dingen sind die sonst so sehr auf Gewinn erpichten Italiener

merkwürdig wenig industriell.[1] Petrarcas Haus ist jetzt Regierungsbesitz und wird gut in Stand gehalten. Daß es überhaupt dem Verfall entging, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß Petrarca schon bei Lebzeiten höchsten Ruhm genoß und die Zeitgenossen daher sofort nach seinem Tode sein Andenken in Ehren hielten. Seine näheren Freunde in Padua und die Geistlichkeit daselbst haben durch das ganze Mittelalter hin sein Haus verwaltet; zuletzt war es Eigentum des Erzbistums Padua. Als ich den Garten verließ, reichte mir der Kustode noch eine Rose von so herrlichem Wohlgeruche, daß ein paar Blätter, die ich drei Tage später einem Briefe aus Venedig nach Bern beilegte, noch bei der Ankunft in Bern ihren natürlichen starken Duft behalten hatten.

Die Rückkehr nach dem 7 $^1/_2$ Kilometer entfernten Battaglia war in der Sonnenhitze eines italienischen 26. Mai ein heißes Vergnügen; zum Glück hatte ich meinen Touristenschirm bei mir, und so ging's. Aber die Mittagscollazione war längst vorüber, als ich im Kurhause anlangte, so daß ich die damals nur aus vier Personen bestehende Kurgesellschaft erst beim Pranzo abends halb sieben Uhr kennen lernte. Den Nachmittag benützte ich zur Besichtigung der Badeeinrichtungen, die ich bereits beschrieben habe. Auch dem Schloß und Park des Grafen Wimpffen stattete ich einen Besuch ab, während ich leider nicht dazu gelangte, Schloß Cattajo zu besuchen, das nach dem Plane eines alten Tartarenschlosses (daher der Name: „Katai") gebaut ist, welchen der berühmte Venetianer Marco Polo von seiner letzten asiatischen Reise heimgebracht hatte. Das Schloß, dem Thronfolger in Öster-

[1] Das hat sich, seit dieses Buch zum erstenmal erschien, doch etwas gebessert. Im Sommer 1902 erfreute mich ein in Italien reisender Freund mit einer Ansichtspostkarte aus Arqua Petrarca, die das Haus des Dichters hübsch wiedergibt.

reich durch Erbschaft zugefallen, besitzt auch eine ziemlich berühmte Antikensammlung.

Je nun! man muß sich auch was sparen,
Kommt künftig man desselben Wegs gefahren!

6.

Venetianischer Zauber.

Es war eine angenehme Empfindung, am Montag Morgen auf der kleinen Eisenbahnstation Battaglia zu stehen und zu wissen, daß der Zug, der von Ferrara her erwartet wurde, einen in zwei Stunden nach Venedig bringen werde. In der guten Stimmung, in die mich diese Vorstellung versetzte, fing ich sogar mit zwei Guardie (Gendarmen) ein Gespräch an und zwar über ihre Karabiner, indem diese Waffen, je länger ich sie betrachtete, mir unverfälschte schweizerische Vetterli zu sein schienen. Als ich diese Meinung äußerte und den Namen nannte, nickten die Carabinieri eifrig und bestätigten: „Sì, sì, sono Wetterli." Noch hatte ich das Vergnügen, vor Ankunft meines Zuges den von Padua her eintreffenden Professor Dr. Pezzola zu begrüßen, den vortrefflichen Badearzt von Battaglia, einen liebenswürdigen Herrn, der ein gutes Gedächtnis hat auch für seine Schweizer Kurgäste aus früheren Jahren.

Jetzt fuhr mein Zug ein. „Per Padova Venezia!" schrien die Schaffner. Wie das klingt! In Padua nur so durchzufahren, ist eigentlich eine Art Vergeudung. Ich bin freilich oft dort gewesen. In welcher Straße wohl Herr Battista Minola, der Papa der widerspenstigen Katharina und ihrer koketten Schwester Bianca, wohnen mag? Hoffen wir, daß die ganze Familie einsteigt und auch nach Venedig fährt, um dort dem Kaufmann Antonio oder der schönen

und klugen Porzia (vermählten Bassanio), wenn nicht gar dem immer noch sehr betrübten Schwiegervater des Mohren von Venedig ihren Besuch zu machen; die beiden Edelleute von Verona sind jedenfalls schon mit einem früheren Zuge eingetroffen.

Ich sah also von Padua diesmal nichts als die Kuppel der großen Wallfahrtskirche des heiligen Antonius, der dort einfach der „Santo“ heißt. In diesem Jahre, im August, stand dem „Santo“ ein großes sekulares Jubiläum bevor, zu dem ganze Scharen gläubiger Pilger vor allem aus Italien, aber auch aus andern katholischen Ländern erwartet werden. Denn mit der Dummheit ist es wie mit einer grünen Wiese, die sich alljährlich durch ihren eigenen Samen erneut.

Jetzt roch man das Meer. Die Fenster des Waggons standen offen. Ein kräftiger Südost fegte über die Lagunen hin und brachte den eigentümlichen salzigen Geruch. Und nun, gleich hinter Mestre, gelangten wir ja auch mit der Eisenbahn sozusagen ins Meer hinein. Rechts und links vom langen Bahndamm schäumte das vom Wind gepeitschte grüngelbe Wasser der Lagunen; Segelbarken, die vom Markt heimkehrten, flogen in großer Zahl an unsern Fenstern vorüber. Das war ein lustiger Anblick; denn so nahe, ja so dicht neben uns glitten diese Schiffe dahin, daß selbst die Gesichtszüge der Insassen gut zu erkennen waren. Männer und Weiber, alle zeigten sie sehr zufriedene Mienen, weil der prächtige Segelwind ihnen die Ruderarbeit ersparte. Die Männer lagen ums Steuer und rauchten aus ihren kleinen siegellackroten Pfeifchen, die Frauen und Mädchen saßen bei den leeren Gemüsekörben und guckten aus runden schwarzen Augen neugierig nach dem auf dem Damm dahinsausenden Schnellzuge.

„Venezia!“ — Beim Heraustreten aus der Bahnhof-

halle sah ich sofort die große hübsche Gondel des Gasthofs „Vapore", der unfern der Merceria in einem der Seitenkanäle liegt und von Italienern viel besucht wird. Er führt eine treffliche Restauration; dagegen bekam ich für die erste Nacht ein Zimmer, das überhaupt kein Fenster hatte, sondern nur ein paar Ventilationsöffnungen nach einem engen Korridor; nachher fand sich hoch oben ein kleines Gemach, das von dem an der Bettwand durchgehenden Hauptkamin des Hotels eine in dieser Jahreszeit entbehrliche Heizung empfing. Unter den Fenstern, in schwindelnder Tiefe, lag der enge Kanal, jenseits desselben andere hohe Häuser; aber da lag auch — eine Seltenheit mitten in Venedig — ein hübscher kleiner Garten, in dem zuweilen am Morgen eine ehrwürdige Matrone Rosen abschnitt oder römischen Salat brach. Ich mußte schon zufrieden sein mit dieser Unterkunft, da in diesen Maitagen viele Fremde in Venedig überhaupt gar kein Nachtquartier gefunden hatten, so überfüllt waren die Hotels. Und auch das muß ich dem Albergo Vapore in Ehren nachsagen, daß mir diese mehr als bescheidenen — übrigens ganz ungezieferfreien — Zimmer zu lächerlich billigen Preisen angesetzt wurden.

Zum vierten Mal innerhalb sechzehn Jahren war ich in Venedig. Dennoch überwältigte mich die alte Herrlichkeit wieder wie irgend einen Neuling. Oder — war es mir diesmal in ihr so besonders wohl, gerade weil ich alles schon kannte, keine Sehenswürdigkeitspensen zu absolvieren brauchte? Umherschlendernd mochte ich da und dort lieben Stätten einen Besuch des Wiedererkennens abstatten, am meisten entzückt, wenn ich absichtslos und unvermutet einem schönen Monument, z. B. Colleonis Reiterbilde, gegenüberstand oder bei einer Kirche anlangte, die ein köstliches Gemälde birgt, wie die heilige Barbara, Palma Vecchios schönstes

Werk, in S. Maria Formosa. Und da man Venedig, trotz seinem Kanalnetze, doch auch zu Fuß sehr wohl durchwandern kann, machte es sich von selbst, daß ich schließlich so ziemlich überall gewesen war, wo es etwas Schönes zu sehen gibt, in der Kirche der Frari mit ihren herrlichen Denkmälern und der thronenden Madonna Bellinis, in der Akademie (d. h. der großen Gemäldesammlung), von Markuskirche, Dogenpalast, Rialtobrücke, Riva degli Schiavoni nicht erst zu sprechen.

Ein Freund, mit dem ich mich seither über Venedig unterhielt, sagte mir, er habe es dort nicht länger als einen Tag ausgehalten, weil ihn die „scheußliche Bevölkerung", dieser „Auswurf Europas", der „hündisch kriechende, schmeichlerische und doch freche Ton" im Verkehr mit Fremden so sehr angewidert habe. Sehe ich in meinem Notizbuche nach, so finde ich allerdings auch am ersten Tage die Worte verzeichnet: „Widrige Rasse um den Markusplatz herum, durch die Fremdenindustrie verdorben." Aber diese unverschämten Kaffeehauskellner, die den Soldo, den man über die Bezahlung der Tasse schwarzen Kaffees hinaus für sie liegen läßt, mit verächtlicher Geberde einstecken, weil sie mindestens zwei Soldi Trinkgeld erwarten, diese zudringlichen slavonischen Händler mit Korallen und Gemmen oder mit Stöcken und Pfeifen, diese noch aus der österreichischen Zeit übrig gebliebenen Fremdenführer mit ihrer breiweichen süßlichen Art, sich dem Touristen zu allen möglichen Dienstleistungen anzutragen, endlich auch das seit Einführung der den Canale grande befahrenden Dampfschiffchen begieriger als jemals seine Barken anpreisende Volk der Gondolieri — das sind doch alles nicht die Leute, um einem Venedig zu verleiden. Ich wenigstens nehme so was in Kauf wie die Fliegen am schönen Sommertag.

„Aber die Bettler!“ wendet man vielleicht ein. „In den Reisebüchern wird die jetzige Bevölkerung Venedigs auf 158000 angegeben, mit dem Zusatze: darunter ein Viertel Arme.“

Das ist freilich schrecklich, besonders für den Gemeinderat von Venedig und die Regierung überhaupt. Mich, als Fremden, kann es nicht weiter angehen, als daß ich etwa im einzelnen Fall eine kleine Steuer leiste. So saß ich z. B. eines Mittags auf der Marmorbank vor der Loggetta des Markusturmes, dem Dogenpalast und der Markuskirche gegenüber und freute mich der auf letzterer im Sonnenschein so herrlich glänzenden Gemälde und Goldmosaiken. Auf einmal sitzt ein zehnjähriger, schwarzäugiger Schlingel neben mir und fängt an, behutsam zu heulen, nicht zu stark, um nicht die Aufmerksamkeit der auf dem Platze stolzierenden Polizisten zu erregen, sondern, mit kluger Berechnung, gerade so laut, daß der fremde Signore ihn vernehmen kann und muß. Eine Zeitlang beachte ich ihn nicht, absichtlich, weil ich schon weiß, daß er mit mir Komödie spielt. Nun heult er etwas stärker und artikuliert seinen Schmerz in die Worte: „Oh! dio! che ho fame!“ („Gott! wie hungrig ich bin“). Ich sehe mich vorsichtig nach ihm um; er aber, indem er durch die schmutzigen Finger, die er vors Gesicht hielt, blinzelte, hat meinen Blick schon bemerkt. Sofort schluchzt er stärker und wiederholt seine Beteuerung, diesmal mit der Steigerung, er sterbe vor Hunger. Das ist nun entschieden nicht wahr. Wenigstens sieht er ganz gesund und frisch aus. Aber er spielt seine Rolle gut. Soll ich nun wirklich so ein Philister sein, eine solche Privatvorstellung unbezahlt zu lassen, bloß um mir nachher sagen zu können, ich hätte mich von einem armen Straßenjungen nicht übertölpeln lassen? Auch ist doch das eine gewiß, daß dieses gesunde Bübchen

auch einen gesunden Appetit hat und jedenfalls weniger Geld als ich. Also schiebe ich ihm, ohne ihn anzusehen, auf der glatten Marmorbank gleichsam heimlich ein Zweisoldistück zu. Das ist nach unseren schweizerischen Begriffen ein sehr kleines Almosen. Aber in den Volksküchen Venedigs bekommt so ein Kerlchen dafür schon eine ganze Mahlzeit; ich aß selbst in einer solchen Volksküche spät in der Nacht, nach einer Theatervorstellung. Für fünf Centimes gibt es eine ganze Hand voll gebackener kleiner Fische oder Sepien. Das Bübchen schien denn auch hoch vergnügt und war im nächsten Augenblick verschwunden. Ich blieb noch sitzen; es war so viele goldene Pracht und weiß leuchtender Marmor mir gegenüber, und immer entdeckte das Auge wieder neue herrliche Ornamente am Palast der alten Dogen. Plötzlich — was war das? Wieder ein Schluchzen und Weinen neben mir! Sollte der Gassenbube einem andern mitgeteilt haben, dort, vor der Loggetta des alten Meisters Sansovino (1540), sitze einmal ein ungewöhnlich dummer Fremder, dem man mit Leichtigkeit ein paar Soldi abschwindle? Aber das wäre doch für einen echten venetianischen Straßenjungen ein zu plumper Spaß gewesen. Es verhielt sich auch nicht so. Mein Bürschchen von vorhin saß wieder dort. Was konnte er noch wollen? Ich fragte ihn, ob er sich etwas gekauft habe gegen seinen Hunger. „Oh! miseria!“ rief er aus; „perduto!“ Wie? Er hatte das Geldstück verloren? Diese schwere, dicke Kupfermünze verlieren, noch dazu auf den Steinfliesen des um die Mittagszeit fast menschenleeren Markusplatzes — das war doch geradezu unmöglich. Ich sagte das auch dem kleinen Burschen. „Era un bugio“ . . . („Es war ein Loch!“) erwiderte er. „Wo?“ fragte ich. Er wies auf seine zerfetzte Hose und kehrte den linken Hosensack um; da war das Loch. Aber ich beharrte darauf, daß er die

Münze hätte müssen klingen hören beim Auffallen und daß sie doch nicht in den Erdboden versinken konnte. Und doch sollte eben dies letztere geschehen sein. „Era un altro bugio“ . . . („es war noch ein zweites Loch“) . . . Wie? noch ein zweites Loch? wo denn? Der Kleine bat mich aufzustehen und ihn zwei oder drei Schritte zu begleiten. Er führte mich vor eine kleine Öffnung im Pflaster, die bestimmt ist, den Abfluß des Regenwassers aufzunehmen. Genau da hinein sollte das Geldstück, das er bald als „Palanca“ bald als „Quadrino“ bezeichnete, ihm aus der Hosentasche geglitten sein. Diese zwei Löcher! es war die reinste Schicksalstragödie. Ich sagte dem Bürschchen, daß ich weniger an das zwiefache bugio, als vielmehr an eine bugia (Lüge) glaubte. Da legte er die Hand aufs Herz, verdrehte die Augen und schwor bei der Madonna, so verhalte es sich, wie er es mir gesagt. Es war ja am Ende eine Möglichkeit, daß er nicht log, daß es sich so begeben hatte, eine unwahrscheinliche Möglichkeit wie der Lotteriezufall. Jedenfalls rückte ich mit dem zweiten Zehncentesimistücke heraus. Er ließ es in die rechte Hosentasche gleiten. Da hörte ich — vermöge meiner Monsummano-Kur — ein Klingeln, wie wenn zwei metallene Kameraden einander grüßen. Aha! sagte ich und hob drohend den Finger. Der kleine Proletarier verlor seine Fassung nicht. Er brachte aus seiner Tasche eine Muschel zum Vorschein; an diese habe das Geldstück angeschlagen. Ich stellte mich, als ob ich ihm glaubte, worauf er mit einem vergnügten Gesicht spornstreichs davongaloppierte und sich nicht mehr sehen ließ.

„So zieht man Nichtsnutze groß“ — kann mir ein weiser Leser entgegnen. Gewiß! ich war aber nicht nach Venedig gereist, um den Pädagogen zu spielen. Die kleine Geschichte habe ich nur erzählt als Beleg für die Tatsache,

daß in Venedig auch die Bettelei ihren Humor haben kann und hat. Als ich auf dem Rialto — (der berühmten hohen Marmorbrücke über den Canale grande) — an der Brüstung stand und ins Wasser hinabblickte, waren sofort ein paar Schlingel da, die sich bereit erklärten, für zehn Franken da hinunter zu springen. Für zwanzig wolle ich es auch tun — antwortete ich ihnen und forderte sie auf, das Geld durch Sammlung aufzubringen. Nun hatten sie ihre Freude an dem Spaß, und jede weitere Zudringlichkeit unterblieb.

Auch auf eines möchte ich aufmerksam machen: wie friedlich und artig es unter diesem angeblichen Auswurf aller Nationen speziell dort zugeht, wo den ganzen Tag über die meiste Bewegung ist, auf der schönen Riva degli Schiavoni, an deren Marmorquadern die Lastschiffe aus Dalmatien, Illyrien, Griechenland, Türkei direkt anlegen und wo, etwas weiter vom Ufer entfernt, auch große Dampfer aus England, Amerika, Indien ihre Waren ausschiffen. Ein Seehafen ist sonst voll Lärmens und rücksichtslosen Vorwärtsdrängens hastiger Menschen. Auch hier herrscht ein wimmelndes Durcheinander von Gehenden und Kommenden, aber ohne Püffe, ohne Geschrei und natürlich auch ohne Peitschenknallen und ohne das mühselige Knarren der Lastfuhrwerke; denn die vergoldeten Pferde auf dem Dache der Markuskirche sind die einzigen Pferde Venedigs.

In dem Menschenstrom, der hier die zierlichen und breiten marmornen Brückentreppen hinan- und hinabsteigt, fielen mir immer auch die vielen Madonnen Bellinis auf. Nämlich ganz so, wie der alte Meister seine Madonnen malte, mit einem schwarzen oder braunen oder dunkelgelben Umschlagtuche, das nicht nur die Schultern bedeckt, sondern meistens auch über den Kopf gezogen ist und nur die Stirnhaare und das Antlitz frei läßt, tragen sich noch jetzt die

Mädchen und Frauen des einfachen Volkes in Venedig. In gewissem Sinne war Bellini, der Maler holdseligster Weibesanmut, ein großer Realist. Wohl setzte er ein solches schönes Geschöpf in die Wölbung eines von prächtigen Säulen getragenen Torbogens auf einen Thronsessel, brachte zu Füßen der Jungfrau musizierende Kinderengel an und stellte zu beiden Seiten des Thrones ein paar Heilige hin; aber selbst diese Zutaten waren keine zu weit hergeholten, wenigstens die schöne architektonische Einfassung nicht, wie auch heutzutage noch in Venedig das ärmste Bettelkind zuweilen im Rahmen eines wundervollen Palastportales sitzt.

Ich habe in Bezug auf den Jesusknaben der Bellinischen Madonnenbilder eine Beobachtung gemacht, die vielleicht ein kunstgeschichtliches Interesse hat. Schon lange nämlich war mir aufgefallen, wie wenig diese Jesusbübchen mit dem typischen Ideal übereinstimmen, das wir Nordländer uns von kleinen Kindern machen. Wir verlangen zum ziemlich großen Kopfe weiche, fettgepolsterte Glieder, während Bellini und auch andere italienische Meister verhältnismäßig magere Knaben malen, die in den Gliedmaßen bereits die Proportionen des reiferen Alters zeigen, so daß uns solche Jesusbübchen fast wie kleine Männer vorkommen. Ich habe nun herausgefunden, daß die kleinen ein- und zweijährigen italienischen Kinder wirklich selten fett sind und sehr bald die Proportionen von etwa zehnjährigen Knaben — wenn auch im Diminutiv — annehmen. Bellini und seine Kollegen malten also auch in dieser Beziehung einfach, was sie sahen, während unser Böcklin ebenfalls recht hat, wenn er z. B. auf seinem Bilde von den Menschenaltern (im Basler Museum) die in den Blumen am Wasser spielenden Kinder unserem nordischen Kindertypus gemäß gestaltet hat. Natürlich ist die Sache nicht so zu verstehen, als ob italienische Meister immer

nur magere Bübchen gemalt hätten. Die Putten Correggios im Nonnenkloster zu Parma, die Kinder auf Domenichinos Gemälde „Die drei Lebensalter“ (Galerie Borghese, Rom) und auch die meisten Madonnenbilder Raphaels würden ein solches Urteil sofort widerlegen. Aber speziell in einer Stadt wie Venedig, wo die gesundheitlichen Bedingungen für kleine Kinder jedenfalls nicht die besten sind, mochten schon vor Jahrhunderten wie heute noch solche magere, frühreife Rempelchen mit großen Augen und wenig Muskelfleisch den vorherrschenden Kindertypus bilden, und so kam es, daß der Maler diesen holdseligen jungen Müttern, an deren Lieblichkeit man sich nicht satt sehen kann, solche hasenbeinige Jesuslein in die Arme gab oder auf den Schoß stellte.

Man sieht aus diesen Ausführungen, wie es in Venedig einen Hauptreiz ausmacht, zwischen Kunst und Leben, Gemäldegalerie und Straße eine Einheit und Übereinstimmung zu entdecken, die uns in die vergangenen Jahrhunderte zurückversetzt. Tatsächlich verschwindet an Orten wie Markusplatz, Hof des Dogenpalastes, Riva degli Schiavoni u. s. w. die Zufälligkeit unserer heutigen Kleidertracht vor dem starken unaufhörlichen cantus firmus, der von diesen gewaltigen und herrlichen Bauwerken der Vorzeit ausgeht. Wenn ich im Dogenpalast auf einen der Balkone hinaustrat, so hatte ich in den großen Hauptzügen dasselbe Bild vor mir, wie es im 18., im 17. Jahrhundert und so weiter rückwärts jenen einstigen Fürsten der Republik sich darstellte; statt der paar Dampfer im Hafen sich einige Galeeren zu denken, hält nicht schwer. Nirgends, auch in Rom nicht, noch in Pompeji oder irgendwo in Sizilien ist man so von den wohlerhaltenen Denkmälern der Weltgeschichte umgeben, wie in Venedig. Und da diese Denkmäler zugleich edelste Werke der Baukunst und einer die Nähe des Orients bekundenden,

märchenhaften Phantasie sind, ist man hier von einem Zauber umfangen, daß man manchmal im hellsten Sonnenschein wachend zu träumen glaubt.

7.

Moderne Kunst in Venedig. — Verdis „Falstaff.“ Schlenderndes Genießen.

In Venedig war im April eine internationale Kunstausstellung eröffnet und in Gegenwart des Königs und der Königin unter großen Festlichkeiten eingeweiht worden; jetzt, im Mai, war der Zudrang der Besucher ein außerordentlicher.

Ich bin ein großer Freund moderner Kunst, indem ich es für recht erachte, daß jedes Zeitalter für den neuen Gefühls- und Gedankeninhalt, den es besitzt, auch seine ihm eigene neue Ausdrucksweise suche und sich fern halte von bloßer Nachahmung auch der schönsten Werke früherer Zeiten. Dennoch muß ich gestehen, daß eine moderne Kunstausstellung in einer Stadt wie Venedig gegenüber der dort im Bürgerrecht stehenden alten Kunst einen sehr schweren Stand hat. Eine Gemäldesammlung wie die Akademie in Venedig setzt sich zwar nicht nur aus Meisterwerken eines Tizian, eines Bellini, eines Paolo Veronese u. s. w. zusammen; aber man wird in ihren zahllosen Sälen doch kaum ein Bild finden, das nicht ein Werk redlicher Kunst wäre, mit voller Hingabe des ganzen Menschen gemalt.

In unseren modernen Ausstellungen dagegen wird die Zahl der Künstler, welche bloß auf äußerlichen sensationellen Erfolg abstellen, fortwährend größer. An die Stelle redlicher Kunstausübung ist eine Glücksritterschaft getreten; verzweifelte Spieler suchen einander zu übertrumpfen mit frech hingeworfenen, verblüffenden Effektstücken. Man denkt nicht

mehr: ich will ein gutes Bild malen, vor dem jeder Meister meiner Kunst den Hut abziehen muß; sondern man möchte durch Überrumpelung des dummen Publikums sich einen Tageserfolg erlisten und wäre schon mit einer Talmikrone zufrieden, wenn ihr falscher Glanz nur in den Spiegeln recht vieler Zeitungen immer wieder aufleuchtete.

Das ist der Grund, warum in einer Stadt wie Venedig (oder Florenz, oder Dresden) eine moderne Kunstausstellung leicht schlechte Figur macht. Bei den alten Bildern ist man wie in einem Tempel, bei den neuen wie auf der Börse.

Immerhin habe ich die internationale Kunstausstellung in den Giardini pubblici doch viermal besucht. Schon hinzufahren, auf einem der kleinen Kanaldampfer, war ein Vergnügen, indem die Fahrt an der ganzen marmornen Riva degli Schiavoni hin-, am Arsenal und an einem dort liegenden kleinen Kriegsschiffe vorbeiging, was alles an einem schönen sonnigen Morgen gar fröhliche Bilder gewährt. Dann ist ein Park und Garten in Venedig ein ganz besonders erquickender Anblick. Im Glanz der Maisonne grüßte das Grün seiner Bäume schon von weitem, Flaggen aller Nationen wehten an hohen Masten über der Garteneinfassung; und die Wellen, hier bereits hellblau wie draußen im Meere, plätscherten an den Steinquadern des Quais.

Man langte also in guter Stimmung an und war geneigt, die ausgestellten Werke schön zu finden. Doch wurde diese Stimmung durch die paar im ersten Saale versammelten Skulpturen nicht erhöht. Der Mensch aus der Steinperiode von dem Pariser Bildhauer Fremiet, dem Schöpfer der berühmten Gruppe des ein Weib raubenden Gorilla, ist nicht wie diese Gruppe ein Werk der lebendigen Phantasie, sondern das frostige Erzeugnis gelehrten Studiums und daher langweilig. Ich notierte mir noch einen lebens-

großen Beethoven (von Jerace) und betrat die Gemäldesammlung, die viele Säle füllt.

Am reichsten war, wie natürlich, die italienische Ausstellung. In ihr nahm das farbenleuchtende Prachtstück eines italienischen Makart, das Sensationsgemälde „Il supremo convegno" eine ganze Saalwand ein. Gleich dem österreichischen Maler hat auch Grosso hauptsächlich durch nackte Frauenschönheit zu wirken versucht. Aber Grosso übertrifft Makart durch gedanklich interessanteren Inhalt. Unter dem supremo convegno (dem letzten Stelldichein) ist zu verstehen, daß um einen aufgebahrt liegenden Don Juan alle die Frauen und Mädchen sich versammeln, die er im Leben verführt hatte. Und zwar sind sie hereingestürzt wie wilde Mänaden. Sie haben die Leuchter, die an der Bahre standen, umgestürzt, das Bahrtuch beiseite geworfen, den Blumenschmuck zerstört und, indem einzelne ihre Leiber über den Sarg hinwerfen, starren sie gierigen Blickes in das fahle Antlitz des einst geliebten Toten und scheinen das Rätsel des Zaubers, der sie einst unterwarf, lösen zu wollen. Es ist ein großer Zug echter Leidenschaft in diesem Bilde, wenn auch einzelne Figuren etwas theatralische Pose zeigen, so die nackte Blondine, die mit triumphierendem Lachen die Totenblumen zerreißt und in die Luft streut. Die schönste Gestalt ist die des schwarzhaarigen Weibes, das mit unbekümmerter Zur-Schau-Stellung der mächtigen Lenden über den Sarg ausgestreckt liegt und sich mit den Blicken festzusaugen scheint an den für immer geschlossenen Augen des in der Liebe eben so unersättlichen wie treulosen Mannes. Man übersehe auch nicht die Erscheinung eines erst halbreifen Mädchens, das am Fußende der Bahre kauert und — wie wohl schon früher einmal — nicht recht zu wissen scheint, was eigentlich mit ihm und in ihm vorgeht. Im Hintergrunde

nahen noch andere Frauen, denn Don Juans Register ist ein langes. Dieses Gemälde, das nach Amerika verkauft wurde, ist in rein malerischem Sinne ein sehr gutes Bild und läßt durch vortreffliche Perspektive, interessanten Aufbau, effektvolle Verbindung der Hauptgruppe mit der Architektur und den Gestalten des Hintergrundes auf einen Meister schließen, der die Mittel seiner Kunst kennt und sie weise benützt. Freilich — daß wahre Tragik von dem Gemälde ausginge, wird niemand behaupten wollen; es ist eine kecke Ausstellung meisterlich gemalter, schöner Nacktheiten unter dem Vorwand eines interessanten, leidenschaftlichen Anlasses.[1]

Derselbe Grosso hat in einem anstoßenden Saale eine üppige Frau in seidener Balltoilette ausgestellt und dieses Bild schlechtweg als „La femme“ bezeichnet. Auch diese Arbeit ist mit enormem Können gemalt und kühn dadurch, daß der Künstler dem schönen modernen Weibe die Stellung einer thronenden Madonna gab. In dieser weltlichen Kontrastfigur zur jungfräulichen Himmelskönigin treten die herrschsüchtigen, grausamen und lüsternen Instinkte des Weibes in erschreckender Deutlichkeit zu Tage.

Die italienische Abteilung bot noch viele hübsche und interessante Bilder dar. Durchschnittlich fällt das leuchtende Kolorit auf; die italienischen Maler scheinen die graue Periode überwunden zu haben, und es wäre auch sonderbar gewesen, wenn sie sich lange hätte halten können in einem Lande, wo Landschaft, Häuser, Straßen und Menschen in bunten, satten Farben erglänzen. Von den großen Bildern gefiel mir außerordentlich gut eine geteilte Leinwand (Diptychon), welche die „Parabel des Lebens“ veranschaulichen

[1] Es existiert nicht mehr. Bei einer großen Feuersbrunst in New-York ist es vor einigen Jahren verbrannt.
(Anmerkung des Verfassers zur 2. Auflage.)

soll, wie nämlich die einen fröhliche Feste feiern, während andere trauern. Das von Laurenti gemalte Bild ist ohne soziale Tendenz; er hat nicht etwa prassende Reiche darbender Armut gegenübergestellt. Sondern fröhliche Mädchen aus dem Volke eilen hier die Stiege hinan zum Tanzlokale, aus dem ihnen am Arm der Bursche ihre Freundinnen winken, während man auf einer andern Treppe Leute sieht, die soeben die Kirche verlassen, in welcher sie einem Trauergottesdienst beigewohnt haben; mit wahrer Betrübnis im Antlitz steigen sie still und schwermütig die Stufen nieder. Die fast lebensgroßen Gestalten sind realistisch treue Typen des Volkes; indem aber Laurenti vorzugsweise jugendliche Leute darstellte, hat er auf diese doppelteilige Leinwand einen Reichtum von Schönheit gezaubert, der sein Gemälde, abgesehen von der einfachen ernsten Idee, zu einem hocherfreulichen Kunstwerke macht, das man immer wieder mit Vergnügen betrachten wird. Ich kenne und besitze einen Holzschnitt nach einem andern Gemälde desselben Künstlers: ein junger Bursche, rittlings auf einem Strohsessel sitzend, erzählt einer Schar ländlicher Schönen Liebesgeschichten. Die Szene mag auf einem Landgut im Dienstbotenzimmer sich abspielen, der Erzähler ist vielleicht der Kutscher, die Mädchen sind Zofe, Wäscherin, Glätterin, Viehmagd, Gänsemädchen u. s. w. Auch dieses Bild ist ein reizender Beweis, daß man in einem schönen Volke naturalistisch wahr und dennoch so malen kann, daß es den Augen wohltut. Und vor allem ist es voll köstlichen Humors. In der „Parabel des Lebens“ hat der Künstler sich eine höhere Aufgabe gestellt und sie namentlich dadurch glücklich gelöst, daß er sich auf eine so einfache Gegenüberstellung allgemein menschlicher Zustände beschränkte.

Andere Maler haben sozialistische Ideen auszudrücken gesucht. Italien hat auch in seiner Künstlerwelt ein gewiß

erschreckend großes Proletariat talentvoller Maler und Bildhauer, die kaum genug zum Leben haben. Es ist daher kein Wunder, wenn aus den Dachkammern solcher Künstler Werke hervorgehen, welche eine Anklage der herrschenden Zustände sind. So liest man auf dem Rahmen eines guten Bildes, welches Bäuerinnen vorstellt, die mit bloßen Füßen im Wasser des Reisfeldes stehen und gebückt arbeiten, die Worte: „Um 80 Centimes Taglohn!“ Auf diesem Bilde — auf den Namen des Malers besinne ich mich nicht mehr — fiel mir die merkwürdige Wasserspiegelung der Röcke und Unterröcke der arbeitenden Weiber auf; man glaubt anfangs im Wasser eine ganze Reihe strohumflochtener Chiantiflaschen zu sehen.

Die „Tagelöhner der Feder“, d. h. Bureauarbeiter im Taglohn, hat der Maler Molin auf einem Gemälde dargestellt, das den kummervollen Ausdruck solcher armer Hungerschlucker wunderbar getroffen hat. Aber ich kann hier nicht auf alle diese vielen der Schilderung würdigen Bilder näher eintreten; und noch weniger Sinn hätte es, in einem Buche über Italien der Werke deutscher, englischer, französischer, skandinavischer u. s. w. Maler zu erwähnen, die sich auf dieser internationalen Ausstellung zusammengefunden hatten. Nur eines vortrefflichen Gemäldes der englischen Abteilung, einer „Sommernacht in Venedig“ von Fisher sei hier gedacht, weil dieses Bild uns aus den Regionen der Kunstbetrachtung wieder zum wirklichen Leben der Lagunenstadt zurückleitet; es zeigt die mit Lampions geschmückte Terrasse einer Restauration am Canale grande in Venedig, belebt von fröhlichen Leuten, die den schönen Abend bei Wein, Schmaus, Gesang und Mandolinenmusik zubringen. Der Künstler hat es verstanden, volle Naturwahrheit zu geben, und doch ein liebliches und harmonisches Kunstwerk zu liefern, das denn auch beim venetianischen Publikum viel Anklang fand.

Während meiner Anwesenheit in Venedig wurde im Malibrantheater als Schlußvorstellung der Saison Verdis Oper „Falstaff“ aufgeführt. Das Malibrantheater ist zweiten Ranges; den ersten Rang nimmt „Fenice“ ein. Dafür hat es billige Preise. Das Orchester bestand aus 64 Mitgliedern — oder „professori“, wie es auf dem Theaterzettel hieß. Aber einige dieser „professori“ hatten lange Haare, weiche, bartlose Gesichter, kurz — waren junge Damen, die den Geigenbogen mit recht viel Grazie und, wo's darauf ankam, auch mit resoluter Energie handhabten. In der untersten Logenreihe fiel mir eine mit sehr vergnügt dreinschauenden Proletarierkindern vollgepfropfte Loge auf; wohl dreißig ärmlich gekleidete Bübchen und Mädchen saßen da unter Aufsicht einer weltlichen Lehrerin. Ich vermutete richtig, als ich an letztere die Frage richtete, ob diese Kleinen wohl im dritten Akte als Elfen und Kobolde mitzuwirken hätten.

Die Oper folgt, wie Nicolais „Lustige Weiber“, im Libretto ganz dem Shakespearschen Lustspiele, und in den beiden Schlußakten (zwei und drei) ist außerdem die Ähnlichkeit mit Nicolais Textbuch so groß, daß mir scheinen wollte, Boito, der Verfasser des Opernbuches „Falstaff“, müsse das deutsche Buch gekannt und benützt haben. Im ganzen entspricht die alte deutsche Oper in Text und Musik besser dem Begriff einer komischen Oper als dieses neue italienische Werk; letzteres besitzt auch in der Musik kein so heiteres, herzliches, offenes Lachen, aber dafür stellenweise einen etwas tiefern Humor, z. B. dort, wo Falstaff, der überhaupt hier zu einer durchgeführten Charakterfigur, nicht bloß zu einer Charge geworden ist, über die Ehre seine private Philosophie zum besten gibt. Es scheinen an jenem Abend keine Gegner Crispis dieser Vorstellung beigewohnt zu haben, sonst hätten sie reichlich Gelegenheit gefunden, zu demonstrieren, indem

sogar ich unpolitischer Mann durch einige Falstaff charakterisierende Reden und Handlungen an die Sünden erinnert wurde, die man dem (1895 noch am Ruder stehenden) italienischen Premierminister hauptsächlich vorwirft. Lustig war übrigens, daß Falstaff, obschon ein Engländer mittelalterlichen Datums, in der Maske des für die komische Oper stereotypen old english man gegeben wurde, d. h. zwar im alten Ritterwams, aber mit einem weißen Paviansbackenbart um das volle runde Gesicht herum. Es ist das wohl ein Zugeständnis ans Publikum, das sich in einer Oper, die für Italiener in ihrer Komik nicht sehr verständlich und amüsant ist, wenigstens an der üblichen lustigen Figur des geprellten Engländers schadlos halten will.

Der Engländer — das muß ich hier übrigens einschalten — ist speziell für Venedig keineswegs nur komische Figur. Die britische Nation hat von der Lagunenstadt in ähnlicher Weise Besitz ergriffen wie von den Schweizer Alpen, d. h. durch die tüchtigsten Seiten ihres Volkstums. Englische Forscher haben über venetianische Geschichte und Kunst die hervorragendsten Werke geschrieben; englische Dichter — von Byron ganz abgesehen — fanden hier eine zweite Heimat. So hat die Stadt Venedig am Palazzo Rezzonico eine ehrende Gedächtnisinschrift für den englischen Dichter Robert Browning anbringen lassen, der im Jahre 1889 hier im Alter von 77 Jahren sanft entschlummerte, nachdem er sieben Mal in dieser Stadt längeren Aufenthalt genommen und in seinen Dichtungen sie oft verherrlicht hatte. Unter Brownings Namen liest man auf jener Marmortafel die Worte:

„Open my heart and you will see
Graved inside of it ‚Italy‘.“

Es sind dies Worte aus Robert Brownings Gedicht: „De gustibus“; der Palazzo Rezzonico gehört jetzt dem

Sohne des Dichters, der Maler geworden ist und sich in Venedig verheiratet hat. An englischen Dichtern und Malern ist mir übrigens aufgefallen, daß sie Venedig mit Vorliebe im Rokokokostüm des vorigen Jahrhunderts behandeln, in seiner noch glänzenden, aber längst wurmstichigen Blüte kurz vor dem Untergang der Republik. Diese liederliche Zeit, die auch in den anrüchigen und doch so schätzbaren Memoiren Casanovas sehr gut charakterisiert wird, mag noch eher, finde ich, den Dichter als den Maler reizen. Den gepuderten Perücken, den in Portechaisen getragenen Reifrockdamen und den galanten Abbés, die vor der Markuskirche die schöne Welt umschwänzeln und lorgnettieren, habe ich auf Gemälden nie einen Reiz abgewinnen können; diese verkommene Gesellschaft mit ihren geschmacklosen naturwidrigen Instinkten, die in Haartracht und Kleidung sich ausdrücken, steht in zu grellem Gegensatz zu der herrlichen Architektur des Dogenpalastes und der andern stolzen Bauten einer kraftvollen Zeit, wie sie den Markusplatz einfassen.

Auf dem Heimweg aus dem Theater — es war Mitternacht geworden — trat ich noch in einen jener Volkskeller ein, in denen direkt vom Faß Cyperwein, Brindisi u. dgl. geschänkt wird. Daß man unter „Keller“ in Venedig nicht an einen unterirdischen Raum denken darf, versteht sich in der schönsten Pfahlbautenstadt der Welt von selbst; man tritt ebenen Fußes von der Straße in diese Räume, die oft auch mit einer kleinen Volksküche verbunden sind. Als ich das Lokal gestärkt und erquickt verließ, ging ich — wie man zur Nachtzeit sich leicht irrt — links statt rechts weiter und wunderte mich, zuletzt in eine mir ganz fremde Gegend der Stadt zu gelangen. Ich begann also die Straßennamen an den Ecken der Häuserreihen zu studieren. Das erste, was ich an einer Brücke im Laternenschein herausbuchstabierte,

war „Ponte Widmann“ und gleich darauf „calle larga Widmann.“ „Hm!“ dachte ich, „da müßtest du eigentlich zu Hause sein.“ Mein Berner Hausschlüssel paßte aber zu keinem der dortigen Palazzi, obwohl einer derselben, der sogar Gegenstand einer Ansichtspostkarte ist, ebenfalls meinen Familiennamen trägt.

Ich bezweifle übrigens, daß ich in Venedig bleibend wohnen möchte; aber jedes Jahr ein paar Tage möchte man sich gefallen lassen. Wie ist die Stadt voll berühmter Herrlichkeiten, deren man nicht satt wird, obschon sie hundert- und tausendmal schon beschrieben wurden! Und mag man auch hundert- und tausendmal einen Prachtbau wie den Hof des Dogenpalastes betreten — immer wieder wird man von seiner imponierenden Schönheit übernommen. Unbeschreiblich reich sind z. B. die Ornamente an der berühmten Aufgangstreppe der Scala dei Giganti. Ich war täglich beim Frühstück, zuerst zufällig, später absichtlich, mit zwei liebenswürdigen jungen deutschen Künstlern zusammengetroffen. Der eine, eigentlich Architekt, reiste auf Kosten der deutschen Regierung zu Studienzwecken für volle zwei Jahre in Italien und Griechenland; Venedig war seine Anfangsstation. Der andere war ein junger Landschaftsmaler österreichischer oder bayrischer Herkunft, ein bildsauberer Bursche, dem die Mädchen auf der Straße nachsahen. Auch er war zum erstenmal in Italien. Er besonders genoß die neuen wunderbaren Eindrücke mit heller Freude. Beide waren sehr fleißige Leute. Jeden Morgen beim Frühstück unter dem Zeltdach an der Riva degli Schiavoni wiesen sie mir, was sie den Tag über gearbeitet hatten. Der junge Architekt, obwohl doch architektonische Zeichnungen größte Genauigkeit und saubere Ausführung verlangen, hatte oft fünf, sechs neue Blätter, manchmal mit leicht getuschten Farbentönen, als die Beute eines

einzigen Tages vorzulegen. Ich konnte ihnen dafür mit manchen Angaben dienen, die für sie, als Neulinge in Italien, von Wert waren. In ihrem Entzücken über die Architektur Venedigs genoß ich dieselbe gleichsam doppelt, und mit solchen Begleitern durchwanderte ich gern die früher schon öfter besichtigten Säle des Dogenpalastes zum ich weiß nicht wie vielten Male. Kein Blick, den man an solchem Orte versendet, ist verloren; immer entdeckt man etwas früher nicht Bemerktes; die alte Kunst Italiens war verschwenderisch, wie die Natur es ist in glücklichen Himmelsstrichen.

Und ganz Venedig lag in jenen schönen Tagen gegen Ende Mai mitten in dem Flimmern und dem Glanze des hellblauen adriatischen Meeres wie eine Märchenstadt. Am Morgen wehte meistens ein kräftiger Ostwind, der auch im Hafen und weit in den Canale grande hinein kleine spielende Wellen erregte. Freudig wehten draußen bei den Giardini pubblici die bunten Flaggen, lustig die Wimpel auf den Masten der im Hafen liegenden Lastschiffe. Große Dampfer machten sich fertig zur Reise; wohin immer sie fahren, einen solchen Hafen, wo man dicht neben den herrlichsten Marmorpalästen einer seit Jahrhunderten unverändert gebliebenen Stadt das Schiff anlegt, werden sie in der ganzen Welt nirgends finden.

Zwei meiner Abende brachte ich auf dem Lido zu, jener langgestreckten Sandinsel, deren Ostseite vom freien adriatischen Meere bespült wird. Sonnenuntergänge auf dem Lido sind nicht umsonst von zahllosen Malern gemalt worden. Auf der ins Meer hinausgebauten Terrasse des Badeetablissements blickt man gegen Osten, sieht daher die Sonne selbst nicht, wohl aber die Färbungen, die sie um die Zeit des Untergangs der unbegrenzten Fläche des Meeres gibt. Es ist ein schillerndes Ineinanderspielen von Blau und Grün und Weiß und Violett wie im Glanz einer Perlmutter-

muschel. Allmählich erstirbt dieser Schimmer auf den Wellen, nur weit draußen im Meere haben einige stille Segel noch die Sonne und ebenso glüht noch der Leuchtturm von Murano. Dann verschwimmen am Horizont Meer und Himmel in eine einzige, leicht rosig angehauchte duftige Dämmerung, von der sich noch ein dunkler Gegenstand, ein einsamer Dampfer, der seine Reise in die Nacht fortsetzt, finster abzeichnet.

Besagte Terrasse überm Meer ist zugleich Restauration mit allerdings etwas höhern Preisen als anderwärts, besonders die Weine sind sehr teuer. Aber der Punkt ist in seiner Art gerade so einzig wie Rigikulm oder die Wengernalp, so daß es einem nicht in den Sinn kommen wird, hier zu knausern. Zu Abend zu essen auf freier Terrasse überm wogenrauschenden Meere — das wird uns Binnenlandbewohnern selten im Leben geboten. An andern Tischchen sitzen andere Gäste, nicht viele, meistens verliebte Hochzeitsreisepärchen, bei Einbrechen der Dämmerung zärtlich aneinander geschmiegt. Man hört hinter sich ihr girrendes Flüstern, vor sich hat man den funkelnden Becher, aus dem man manchen tiefen Trunk tut, während das plätschernde Spiel der Wellen an den Pfosten der Terrasse nicht aufhört und nun am Himmel schon Stern an Stern hervordringt.

Aber auch auf der Venedig zugekehrten Seite des Lido muß man ein Abendstündchen zubringen; dort sieht man die Sonne hinter der goldenen Stadt untergehen und den Hafen, die Lagune, die Türme, die Schiffe in die feurigsten Farben kleiden. Purpurne Pracht ist über Himmel und Erde ausgegossen. Wunderbar ist auch die erste Dämmerviertelstunde unmittelbar nach Sonnenuntergang, indem alsdann die Luft eine unbeschreibliche Durchsichtigkeit erreicht hat, in der die Plastik aller Gestalten und Gegenstände eine ganz außerordentliche wird. Man sieht stereoskopischer als gewöhnlich

— nur so kann ich es ausdrücken; zu erklären vermag ich es nicht. Dabei beginnt etwas wie das bräunliche Helldunkel Rembrandtscher Malerei den natürlichen Farben verschmelzende Harmonie zu geben. Später regiert der Mond, und von drüben glänzen mit hundert und hundert Lichtern die Plätze und Straßen der Stadt.

Ich hatte das eine Mal recht Zeit, dies alles zu beobachten und zu genießen, indem der kleine Dampfer, der uns nach Venedig zurückholen sollte, unfern vom Lido auf einer Sandbank auffuhr und an jenem Abend auch nicht mehr loskam, so daß ein anderer für uns aus Venedig mußte herübersignalisiert werden. Während ich wartend umherschlenderte, gelangte ich an die Pforte der kleinen Lidokirche und las daselbst einen Anschlag, der auf deutsch folgenden Sinn ergab:

„Nächsten Samstag Fasten mit Rücksicht auf den Feiertag. Nur in Öl gekochte Speisen sind erlaubt.“

Ein so menschenfreundlich nachsichtiges, ja geradezu nahrhaftes Fastenmandat ist mir noch nie vorgekommen.

Einen eigentümlichen Eindruck empfing ich noch, als ich vor meiner Abreise aus Venedig im Hotel um die Mittagsstunde Collazione aß. Eine etwas stürmisch eintretende Schar wahrer Riesenmänner nahm an einer für sie bereit stehenden Tafel Platz. Das konnten keine Venetianer sein. Diese ungeheuren Leiber, diese dröhnenden Stimmen aus breitem Brustkasten, diese Stierennacken, und auch die Beine gigantische Säulen — von allen Tischen blickte man neugierig hinüber auf die italienisch redenden Ankömmlinge, von denen jeder mich an das Götz von Berlichingsche Wort erinnerte: „Wer kein ungarischer Ochs ist, komme mir nicht zu nahe.“ Ich fragte endlich den Kellner, was das für Leute seien. Es waren Veronesen, allem Anschein nach bäurische Guts-

besitzer, Weinhändler u. dgl. aus Verona; sie hatten ihre Mahlzeit telegraphisch bestellt gehabt. Indem ich ihnen zusah, wie sie um den Tisch saßen und das Essen verschlangen und den Wein in Strömen tranken und laut durcheinander brüllten, sah ich im Geiste ihre Ahnen, nicht italisches Blut, sondern germanisches. Das waren echte Langobardenabkömmlinge; ich mußte an Arnold Otts kraftvolles Drama „Rosamunde“ denken, das jene Völkerwanderungszeiten so packend uns vorführt. Diese gutmütigen, ungeschlachten Veronesen hätten, so wie sie da auf den unter ihnen knacksenden und stöhnenden Stühlen saßen, ohne weiteres in König Alboins Leibwache eintreten können.

Drei Stunden später fuhr ich an ihrer schönen Stadt vorbei und bald nachher am tiefblauen Gardasee, und dann kam Mailand, wo wir Schweizer uns schon zu Hause glauben; so nahe und vertraut ist uns durch die Gotthardbahn die schöne Stadt geworden.



Zu Fuß den Lago Maggiore entlang.





Furchtbar hatte das Wetter in der letzten Augustwoche unsere Alpen abgeräumt. Nicht nur hoch gelegene Bergwirtshäuser wie Grimselhospiz, Furka u. a. wurden eingeschneit, die Winterlandschaft reichte am 28. August bis tief in die Täler hinab, im Urnerland z. B. bis gegen Amsteg (552 m) an der Gotthardbahn. Traurig tönte auf allen Alpenstraßen das Geläute der Herden, denn nicht fröhliche Alpfahrt bedeutete es, sondern ein zu frühes Scheiden von den würzigen Grastriften, nach kurzem, kargem Sommer plötzliche Rückkehr in den engen Stall.

Und da, wie schon im Prediger Salomonis zu lesen, „es dem Menschen wie dem Vieh ergeht“, so verließen nicht nur die Kühe und Schafe, sondern auch die Touristen ihre kalten Standquartiere in den Bergen. In Scharen eilten sie den größeren Mittelpunkten des Saisonlebens zu, viele verließen wohl im ersten Schrecken überhaupt die Schweiz.

Was sollten nun aber Leute beginnen, denen vielleicht ihr Arzt oder ihr eigener Verstand längere Fußtouren verordnet hatte, Männer z. B., die das Jahr hindurch vorzugsweise mit ihren Nerven arbeiten und daher in ihren Ferien einmal auch ihr Muskelsystem gehörig in Anspruch nehmen möchten? Solchen konnte es nicht passen, sich in Pensionen am Genfersee oder sonst irgendwo behaglich niederzulassen; in den kalten, nebligen Bergen zu wandern, war aber ebenfalls weder rätlich noch genußvoll.

Ich befand mich im hochgelegenen Piora (1830 m), als diese Frage durchaus nicht akademisch, sondern rein praktisch an meine eigene Person herantrat. Denn obwohl Hotel Piora (oberhalb Airolo) auf der Südseite der Alpen und an windgeschützter Stelle liegt, hatte es doch ebenfalls Schnee bekommen, und garstige Nebel machten den Ritomsee, der sozusagen den Fuß des Hotels bespült, halbe Tage lang unsichtbar. Zwar auch bei Nebel und Schnee war es nicht uninteressant, in jenem Hochtal spazieren zu gehen und einen Gipfel zu erklettern, wo sich ein Sonnenblick erhaschen ließ. Aber in den Zimmern wurde bei 5—6 Grad über Null der Aufenthalt auf die Dauer ungemütlich. Da erinnerte ich mich eines längst gehegten Lieblingsplanes, einmal den Lago Maggiore entlang zu Fuß zu gehen. Jetzt oder nie mußte hiefür der rechte Zeitpunkt gekommen sein. Was wir in den Bergen in der reinlichen, zierlichen Form des Schnees erhalten hatten, war an den italienischen Seen als Regen niedergegangen; folglich waren die Straßen staubfrei. Und unsicheres Wetter, oft bewölkter Himmel — das schien für die Fußwanderung in einer Gegend, wo man nichts so sehr zu fürchten hat als die Sonnenhitze, eine wahre Begünstigung.

So verließ ich Piora und schlug den Weg gegen Bellinzona und Locarno ein, indem ich, die Gotthardbahn erst unten in der Ebene benützend, das Livinental zu Fuß durchpilgerte. Auch diese Wanderung sollte viel öfter gemacht werden, als es geschieht. Wie herrlich ist an kühlen Spätsommertagen dieses rasche Bergabwärtsschreiten auf der wohl erhaltenen Gotthardstraße zur Seite des grünen, weißschäumenden Tessinflusses! Die Schluchten Stalvedro (gleich hinter Airolo), Biaschina (zwischen Lavorgo und Giornico) — niemand wird sie vergessen, der zu Fuß diese wild-

romantischen Gegenden durchwanderte. Und wie nun unterhalb Faido die Landschaft immer mehr einen südlichen Charakter annimmt, wie die edeln Kastanienbäume, dunkel im Holz, mächtig in ihren eichenähnlichen Laubkronen und jetzt voll der hellgrünen, stachlichten Fruchtkapseln, in Menge auftreten, wie auch der Weinstock nun zum Vorschein kommt, die Reben hier aber als ein dichtes Blätterdach auf hohen Granitsäulen ruhen und die Trauben uns zu Häupten hängen, — das alles ohne Hast und Eile im Vorüberwandern zu betrachten und dabei immer noch einer echten Gebirgslandschaft mit zahllosen Wasserfällen zu beiden Seiten der Straße sich zu erfreuen, das ist ein Genuß, den man wirklich von Zeit zu Zeit ruhig auskosten, nicht immer nur im Vorüberfliegen auf der Gotthardbahn bloß nippend berühren sollte.

Von Locarno, dem schweizerischen Hauptort am Lago Maggiore, bis Pallanza beträgt die Entfernung 40 Kilometer; es würde somit einem rüstigen Fußgänger nicht schwer fallen, diesen Uferspaziergang an einem Tag auszuführen. Aber weit ratsamer ist es, ihn auf zwei Tage zu verteilen; dies nicht nur, damit man die Reize dieser wundervoll anmutigen Gegend gemächlicher kennen lerne, sondern auch um allenfalls für diese Wanderung zwei volle Nachmittage zur Verfügung zu haben. An Nachmittagen nämlich liegt dieses ganze Ufer, die kurze Strecke von Intra nach Pallanza ausgenommen, im Schatten seiner eigenen Berge, so daß man also auch bei größter Hitze im Hochsommer auf dieser Tour von der Sonne nirgends würde belästigt werden. Im Spätherbst oder bei bedecktem Himmel braucht man allerdings den Nachmittagsschatten nicht abzuwarten, aber auch dann tut man wohl daran, sich Zeit zu lassen und in dem alten, interessanten Städtchen Cannobio zu übernachten, wo man unten am Strand einen sehr guten Gasthof, gleichen Namens

mit dem Städtchen, antrifft und abends oder nachts die interessante Unterhaltung hat, zwei italienische Torpedoboote, die auf Schmugglerschiffe Jagd machen, mit ihren Scheinwerfern alle Gegenden des Sees auf- und abwärts taghell beleuchten zu sehen.

Hier befinden wir uns nämlich in einem berühmten Schmuggelbezirk. Das letzte schweizerische Dorf ist das schöne Brissago (das in einem vorangehenden Abschnitte bereits geschildert wurde); die Brissago-Zigarren, die hier in großen Fabriken angefertigt werden, sind der Hauptartikel der hier (übrigens nicht von Schweizern, sondern von Italienern) betriebenen Contrebande. Natürlich bietet der See zum Schmuggel die beste Gelegenheit, das Wasser hinterläßt keine Spur und ein in dunkler Nacht mit Vorsicht gerudertes Boot mag wohl durchzuschlüpfen hoffen. Auch bedienen sich die Schmuggler mancher geschickten Kriegslist. So haben sie in neuerer Zeit gegen die gefährlichen Scheinwerfer der Torpedowachtschiffe Spiegel angewendet, die den allfällig ihre Boote treffenden Schein zurückwerfen und die Wächter glauben lassen, irgend eine Welle habe den Lichtstrahl gebrochen. Und wird so ein Schmugglerschiff dennoch von den Doganieri gestellt, so ist deren ganze Mühe gleichwohl zuweilen vergebens, da sich die verbotene Ladung, wasserdicht verpackt, im Wasser unterm Kiel der Boote befindet; in verzweifelten Fällen genügt ein rascher Messerschnitt, diese Ladung zu versenken und so die Schmuggler, wenn sie auch ihre Fracht nicht durchbringen, wenigstens vor der außerordentlich hohen Strafe sicher zu stellen, der sie, wenn auf frischer Tat ertappt, verfallen würden. Am Lande wird in dieser Gegend weniger Contrebande betrieben; letzteres geschieht hauptsächlich bei Chiasso gegen Como hinüber, wo die italienische Dogana seit einigen Monaten gegen die zum Schmuggel abgerichteten

Hunde höchst geschickt konstruierte Netzapparate in Anwendung gebracht hat, die bei der Berührung eines sie streifenden Hundes elektrische Alarmsignale geben.

Solche Dinge erfährt man, wenn man im Kaffeehaus zu Brissago ein Stündchen der Unterhaltung der jungen Leute zuhört. Und am hohen offenen Portal des auf die Straße hinausgehenden Lokals ziehen unterdessen in Scharen die Zigarrenarbeiterinnen vorüber. Ihre Zoccoli (hölzernen Sandalen) klappern auf dem holperigen Steinpflaster, die Mädchen halten einander unter den Armen angefaßt, und wenn wir diesmal auch keine Carmen unter ihnen entdecken, so fällt uns doch manches ausdrucksvolle, von nachtschwarzen Haaren umrahmte Gesicht auf, manches leuchtende Augenpaar, das Blitzen weißer Zahnreihen, was, in Verbindung mit den hierzulande beliebten grellroten oder grünen und gelben seidenen Busentüchern, einen hübschen Gesamteindruck gewährt.

Welche Strecke des ganzen Weges von Locarno bis Pallanza als die landschaftlich schönste zu bezeichnen ist, läßt sich schwer sagen; jede hat ihren besondern Zauber. Hat man, bald hinter Locarno, das breite Flußbett der wilden Maggia auf eiserner Brücke überschritten, — mit köstlichem Blick in die Berge des schönen Maggiatales — so erreicht man zunächst das villenreiche Dorf Ascona, von dessen Gärten man sich nicht leicht trennt, wenn man für die edeln Pflanzen des Südens, für die stolze Magnolia grandiflora, für seltene Arten prächtiger Koniferen und Palmen, Sinn hat. Überhaupt werden Pflanzen- und Gartenfreunde auf dieser Wanderung von einem Entzücken ins andere geraten; mit jeder halben Stunde weiter südlich gewinnt die Vegetation einen — ich möchte sagen — tropischeren Charakter. In den Villen von Oggebbio und Ghiffa bis nach Intra sind die stattlichsten Eukalyptusbäume mit ihren langen, wohlriechenden, die Mal-

aria vertreibenden Blättern durchaus keine Seltenheit mehr. Auch die Oliven treten auf, hier und da eine einzelne Pinie, bei Cannero ein Citronenhain mit zum Teil noch dunkelgrünen, zum Teil schon gelben Früchten. In wilder Üppigkeit wächst überall Kirschlorbeer, bald als Strauch, bald als Baum; auch wild wachsende Feigenbäume mit Früchten traf ich und an den Felsen oberhalb der Straße Agaven, die mit ihren lanzenartig starrenden Keulenblättern der Landschaft einen beinahe mexikanischen Charakter geben. Und doch ist diese Landschaft zugleich noch alpin, wenigstens zwischen Locarno und Cannobio. Überall rauschen hier die frischesten Wasser zu Tal. Während der Wanderer zu seiner Linken fortwährend den See hat, über dem sich die vortreffliche, staubfreie Straße in mäßiger Höhe hinzieht, hat er zur Rechten reich bewaldete Berge mit tiefen, kühlen Schluchten, aus denen, zum Teil als Wasserfälle, jene frischen Quellen hervorbrechen. Und eingebettet in dieses Waldgebirge liegen malerische Dörfer und Wallfahrtskirchen oder einzelne Villen, so daß das Auge, wohin es blickt, immer von einem anziehenden Gegenstand überrascht wird. Natürlich hat man auch fortwährend die Ansicht des jenseitigen Ufers, da die Breite des Sees selten über vier bis fünf Kilometer, meistens weniger beträgt. Am jenseitigen Ufer wäre eine solche Wanderung nicht tunlich, denn dort gibt es keine fortlaufende Straße; was eine solche zu sein scheint, ist die über Pino, Luino, Laveno laufende Eisenbahnlinie, deren Tunnels und sonstige Kunstbauten sich aus der Entfernung außerordentlich gut ausnehmen. Übrigens ist auch dieses linke Seeufer reich an schönen und großen Ortschaften; ich nenne, außer den oben angeführten, das malerische Maccagno, Cannobio gegenüber. Hier wie bei Luino und Laveno öffnen sich Täler, die den Einblick gestatten in ein mit Hügeln und Bergen sich auftürmendes

Hinterland, durch das, von Luino aus, eine kühn angelegte Bergbahn nach dem Luganersee (Ponte Tresa) hinüberführt.

Kaum ein Stündchen war ich über Brissago hinaus, als ich die italienische Grenze und zugleich das Häuschen der Zollwache erreichte. Meinen kleinen Tornister, der nur die nötigste Wäsche enthielt, mußte ich doch aufschnüren, und noch gründlicher wurden die Tragkörbe einiger Bäuerinnen untersucht, die Obst nach Cannobio zu Markt brachten. Und jetzt erst befand ich mich im eigentlichen Italien, was sich sehr bald durch eine graziöse Überraschung zeigte. Mitten auf der einsamen, zwischen dem See, den Bergen und den Bergschluchten sich entlang ziehenden Straße stand nämlich ein aus leichtem Material gefügtes, aber architektonisch hübsches Stadttor, auf dem zu lesen war, hier beginne die Gemeinde San Bartolomeo. Und als ich eine Viertelstunde weiter gegangen war, ohne inzwischen auf ein einziges Haus zu treffen, stand wieder ein ähnlicher Bogen da, der mich aus dem Weichbild der Commune von San Bartolomeo entließ. Die Ortschaft selbst aber liegt oberhalb der Straße am Berge, verborgen in ihren Kastanienwäldern. Nun frage ich: Wo in der Welt außer Italien würde man auf einen so artigen Einfall treffen, daß eine auf ihre Gemeindewürde offenbar stolze Bürgerschaft ihre Stadttore mitten auf die Landstraße hinabstellt, um dem fremden Wanderer, der sich in das entlegene Bergnest doch schwerlich verirren würde, da zu imponieren, wo er ganz gewiß durchkommen muß?

In Cannobio, wo ich die Nacht zubrachte, hatte ich nicht bloß an den bereits erwähnten Scheinwerfern der Torpedoboote, sondern auch an dem vergnügten abendlichen Strandleben der Bevölkerung meine Freude und fand das winklige Städtchen mit seinen im Verhältnis zur Armut der Leute nur zu vielen und zu stattlichen Kirchen so anziehend, daß

ich später auf der Rückreise mich hier noch zwei Tage aufhielt. Mailändische Familien, die eine billigere und stillere Sommerfrische suchten, als man sie in Pallanza oder am Comersee findet, belebten den Gasthof am Strande mit ihrem fröhlichen Treiben; als ein Klavier auf Rädern vorüberkam, das seine Musik wie ein Leierkasten durch die Drehungen einer Kurbel hergab, tanzten Damen und Herren auf dem freien Platze vor dem Hotel auf offener Straße, und daß auch die beiden Kellner und zwei Hausmädchen an dem improvisierten Balle teilnahmen, genierte niemand. Die Seele dieser Vergnügungen war ein blondes mailändisches Fräulein, das mit „babbo“ und „mamma“ den Gasthof bewohnte und sich offenbar in den Kopf gesetzt hatte, in der Sommerfrische müsse man sich den ganzen Tag toll amüsieren. Leider fehlte es an jungen Herren, ihr den Hof zu machen. Aber die Schöne ließ sich hiedurch den Humor nicht verderben. Bald spielte sie auf dem Klavier neben dem Speisesaal eine wütende Opernszene con brio herunter, bald sang sie eine durchs ganze Haus schallende Romanze, oder sie bekränzte sich in bacchantischer Weise mit Efeu, stellte sich mitten in den Saal und deklamierte unaufgefordert ein nach der höhern Töchterschule schmeckendes Gedicht über die Tugenden des Hundes, was eine Ovation für meinen Rattenfänger Argos II. vorstellte, der mich auf dieser Wanderung begleitete und in Cannobio sehr verwöhnt wurde. Merkwürdigerweise hatte dieses etwas ausgelassene Fräulein, das den babbo und die mamma nur so um den Finger wickelte, bei hoher, schlanker Gestalt sehr ernste, regelmäßige Züge, die an die Lindner in der Rolle von Wallensteins Thekla erinnerten; dieser Gegensatz der fast hoheitsvollen Erscheinung und der unbändigen Lustigkeit machte sie zu einer pikanten Figur in dem interessanten Treiben des fröhlichen Gasthofes.

Ein andermal langte aus Mailand eine Gesellschaft von dreihundert Personen an, für die hier Tags zuvor ein Mittagessen war bestellt worden. Man hatte ihnen Bänke und Tische am Ufer bereitet, daselbst kochten auch in ungeheuern Kesseln an offenem Feuer die Minestra und Maccaroni. Um die Schmausenden stand die Bevölkerung der ganzen Ortschaft versammelt und freute sich sichtlich, daß es den fremden Gästen so gut schmecke. Ich fand dieses phäakische Festmahl auch dadurch merkwürdig, daß keine einzige Tischrede gehalten wurde; wenn hie und da ein allgemeines Bravo losbrach, so galt es nur einem Lieblingsgericht, das soeben aus dem Tor des Hotels auf den freien Platz herausgetragen wurde. Der Wirt hatte zum Bedienen so zahlreicher Gäste die artigsten Mädchen von Cannobio als Tageskellnerinnen ausgesucht; Bezahlung erhielten sie nicht, dafür aber die Vergünstigung, nach der Abfahrt des Extraschiffes, das diesen Mailänderverein gebracht hatte, ihrerseits behaglich tafeln zu dürfen. Das geschah denn auch, und noch sehe ich die vergnügten, ja strahlenden Gesichter der hübschen Mädchen vor mir und glaube das lustige Lachen und Schwatzen zu hören, mit dem sie ihre Schmauserei begleiteten.

Durch eine gute Bergstraße steht Cannobio mit Domo d'Ossola, also mit der Simplonroute, in Verbindung; schon nahe bei Cannobio gewährt diese Straße höchst malerische Ansichten, so bei dem reizend über einer Waldschlucht mit wildem Gebirgswasser gelegenen Badeetablissement „La Salute." Die Heilquelle soll in ihrer Zusammensetzung Ähnlichkeit mit der von Vichy haben; doch sind die Badeeinrichtungen sehr primitiv. Dafür gefällt sich eine poetische Inschrift in pikanter Wortspielerei: „Orrido“ heißt im Italienischen „Waldstrom“, aber auch „häßlich“, „furchtbar." Die Inschrift sagt nun, da die Schönheit oft der

Ursprung gewisser Krankheiten sei, müsse man es ganz in der Ordnung finden, wenn die Gesundheit hier beim Häßlichen (Orrido) wiedererlangt werde.

Tetra di morbi origine
È la Beltà si spesso,
Che la Salute dell' Orrido
S'è ricovrata appresso.

Eine hübsche lateinische Inschrift fand ich über der Pforte des cypressenbeschatteten Friedhofes:

Decessoribus Cannobii bene dormientibus, donec veniat immutatio.

Der Friedhof selbst ist durch seine Lage mit der Aussicht nach den Bergen der Valle Cannobina wunderschön und besitzt auch mehrere bildhauerische Monumente, von denen eines künstlerischen Wert hat. Es ist einem Wohltäter geweiht, der sein Vermögen dem Waisenhause vermachte. Zu seiner Büste hebt ein etwa vierzehnjähriges Mädchen aus dem Volke in anmutigster Haltung ein kleines Bübchen in die Höhe. Die Grazie dieser in Marmor ausgeführten Gruppe muß jeden Beschauer erfreuen und rühren.

Was den erwähnten „Orrido" betrifft, den in einer Felsenkluft wild tobenden Wasserfall, so kann man bis nahe an ihn in einem Kahn heranfahren, den man in dem jenseits des Bergflüßchens gelegenen stattlichen Dorfe Traffiume findet, das eben von dieser Lage seinen Namen hat. Dort, wo hinten im Tal zwei hohe Brücken — die eine, nicht mehr begangene, eine Art Teufelsbrücke, „ponte dai tempi dei Romani", — über den Fluß setzen, hat dieser sich ein tiefes Becken ausgehöhlt. Dort ist ein Fährmann, der auf den bezeichnenden Dorfnamen „il babau" (d. h. Wauwau, schweizerdeutsch: „Bölima", Teufel) hört, für einen halben Franken bereit, den Charon zu machen. An heißem Nach-

mittag bildet das Dahingleiten zuerst auf dem stillen, dunkelgrünen Wasserbecken, nachher das Eindringen des kleinen Fahrzeuges zwischen die steilen, hohen Felswände einen wirksamen Gegensatz zu der hell beleuchteten Landschaft. Man kommt sich wirklich schattenhaft vor, als ob man soeben gestorben wäre und nun in die Unterwelt, die hier eine wahrhaft danteske Felsenpforte auftut, still, friedlich, kühl und ohne Schmerz ins Land der ewigen Ruhe hinüberglitte. Schade, daß der Tod „so ästhetisch nicht ist!"

Auch die Alpenstraße hinanzugehen, ist ein sehr lohnender kleiner Abstecher. In einer kleinen Stunde ist man schon über dem Gebirgssattel im jenseitigen Vigezzotale, wo wieder neue Berge — gegen die Simplonroute zu — uns weiter locken möchten. An dem Höhenzug zur Rechten liegt ein weltverlorenes Dörfchen, noch weiter gegen Westen ein Kirchlein auf hoher Felskuppe. In der Tiefe zieht sich stundenlang die Schlucht oder Klamm hin, durch welche der Fluß, der den Orrido bildet, meistens unsichtbar sich hindurchzwängt; nur sein Tosen und Rauschen hört man in der Stille dieser einsamen Landschaft. Auch links am Wege rieseln und rauschen zahlreiche kleine Wasserfälle nieder, kurz, man befindet sich in echter Alpenlandschaft wie etwa in einem bündnerischen Hochtale und kann doch anderthalb Stunden später wieder unten am Lago Maggiore stehen. Das ist der große Vorzug der oberitalienischen Seen vor vielen schönen Gegenden weiter unten in Italien, daß hier die Alpennatur und die weichere Art des Südens sich fortwährend berühren und gegenseitig durchdringen. Und gerade Cannobio ist ein sehr geeigneter Ort, sich hievon zu überzeugen.

Die zweite Hälfte der Fußwanderung von Cannobio bis Pallanza war nicht weniger genußvoll als die erste; doch will ich, um den Leser am Ende nicht müder zu machen,

als ich selbst es wurde, nur wenige schöne Punkte hervorheben, die man unterwegs antrifft. Da ist nur eine halbe Stunde nach Cannobio vorerst das aus ungefähr fünfzehn Häusern und einem alten Wallfahrtskirchlein bestehende Bergdörfchen S. Madonna del Carmine zu nennen. Wie ein Raubvogelnest klebt es an einer scheinbar unersteiglichen Felswand oder krönt vielmehr die Spitze einer Art Felsencoulisse. Dieser letztere theatralische Ausdruck ist hier ganz am Platze, da das Ganze sich wirklich wie eine Dekoration zu einer romantischen Oper ausnimmt. Steil überm Abgrund erhebt sich das graue Gemäuer. Ich fand doch den Pfad, der hinauf leitet, und die scheinbar sehr beträchtliche Höhe war in einer halben Stunde bezwungen. Der Altar in dem Kirchlein, das jeweilen am 4. Mai sein Madonnenfest begeht und durch seine Anlage an das Madonna-del-Sasso-Klösterchen bei Locarno erinnert, weist die Jahreszahl 1429 auf; doch scheint mir der Bau viel ältern Ursprungs zu sein. In der Hinterwand im Innern fand ich ein durch die Originalität der Darstellung interessantes Freskogemälde. Gott Vater, auf dem Throne sitzend und fast byzantinisch steif aufgefaßt, unterstützt mit seinen Händen den an seine Knie gelehnten, ans Kreuz gehefteten Erlöser. Auch die äußere Kirchenwand weist alte Fresken von großer Naivetät auf.

Bevor man dann Cannero, dieses kleine Amalfi des Lago Maggiore, erreicht, tauchen plötzlich bei einer Biegung des Weges als Inselchen im See die düstern Formen alter Kastelle zur großen Überraschung des Wanderers auf. Die noch sehr stattlichen Ruinen sind die Überreste einer Raubburg der Brüder Mazzarda, richtiger Riffpiraten des Lago Maggiore, die im 15. Jahrhundert von hier aus die Ortschaften am See brandschatzten und sich auf ihren steil aus dem Wasser aufragenden festen Schlössern vor aller Ver-

geltung sicher fühlten. Jetzt sind die Castelli di Cannero Eigentum der Grafen Borromeo, welche vor einiger Zeit den Antrag einer englischen Gesellschaft, sie ihnen zur Einrichtung eines großen Inselhotels käuflich abzutreten, entschieden ablehnten, wofür man ihnen nur dankbar sein kann.

Von hier weg löst nun ein Villenpark den andern ab, ohne daß deshalb die Gegend den Charakter steifer Gartenkultur bekäme; denn diese Anlagen ziehen sich alle bergan und sind in die natürliche üppige Vegetation des Landes so geschickt eingefügt, daß man kaum merkt, wo der Park in die freie Wildnis, in die Kastanienwaldung des Berges übergeht. Süßer Duft exotischer Blüten fliegt über die Straße. Unten plätschert die Welle des Sees. Fern gegen Arona hinab werden wieder blaue Höhenzüge sichtbar, hinter denen die weite lombardische Ebene liegt. Solche ferne Hügellinien am Horizont — wie sie das Herz schwellen mit Sehnsucht nach einem unbekannten Wunderlande, auch wenn man genau weiß, was sie verbergen! Ich besuchte jene Gegend am folgenden Tage, machte der Kolossalstatue des hl. Borromäus auf einem Hügel zwischen Arona und Meina meine Aufwartung und fand, daß Arona mit seiner großstädtisch breiten Strandpromenade und einem Uferfelsen, dessen Form an den Monte Pellegrino erinnert, ein kleines Palermo des Lago Maggiore sei; auch das Einhorn auf der obersten Gartenterrasse der Isola bella grüßte ich zutraulich als alten, oft besuchten Bekannten. Pallanza aber mit seinen steifen Hotels und seiner auf die Fremden lauernden, lungernden Bevölkerung konnte mich nicht fesseln; lieber blieb ich — das war nun schon auf dem Rückweg — ein paar Stunden in dem lieben, gemütlichen Städtchen Intra, wo es aber heute geräuschvoller als gewöhnlich zuging. Ein Velocipedwettfahren hatte stattgefunden, und zum Schluß gab es eine

Wettfahrt am Quai von Damen und Herren mit blumenbekränzten Maschinen, wobei das am schönsten geschmückte Fahrrad den Preis erhalten sollte. Daß hierbei Wundervolles geleistet wurde in einem Lande, das ein einziger großer Garten ist und dessen Bewohner durch feinen, künstlerischen Geschmack sich auszeichnen, braucht nicht erst versichert zu werden. Indessen ist ein Zweirad ein Ding, das zum Anbringen von Blumen nicht viele geeignete Stellen besitzt; daher kam es, daß meistens auch hinten an dem Sattel lange, nach rückwärts weit hinausstehende Blumenschweife befestigt waren, die nun aber bewirkten, daß die auf so geschmückten Maschinen daherfahrenden Damen an Fasanen oder Paradiesvögel erinnerten, was indessen nicht hinderte, daß sie alle mit frohen Zurufen begrüßt wurden.

Noch viel hätte ich zu erzählen von kleinen artigen Zufälligkeiten, wie sie nur der Fußwanderer erlebt, von der Einkehr in gemütlichen Osterien, von zwei kleinen Mädchen, die mich in den väterlichen Obstgarten mitnahmen und sogar mein mich auf dieser Wanderung begleitendes Hündchen mit Pfirsichen füttern wollten. Aber auch das bisher Angeführte dürfte genügen, eine Fußwanderung den Lago Maggiore entlang als ein Ding erscheinen zu lassen, das man für schöne Herbst- oder Frühlingstage ernstlich in Betracht ziehen möchte. Ich will nur noch beifügen, daß ich die Wanderung am Lago Maggiore für weitaus lohnender halte als die am Gardasee, dies unter anderm auch, weil man immer dicht am See bleibt, was bei der Wanderung von Gargnano nach Salo nicht durchweg der Fall ist.

